

# Oberer Oegebirgsche Zeitung

General-Anzeiger für das gesamte Oberer Oegebirge

Redaktion und Verlag von Peter von Schaffgotsch, Budweis, Moravien, Böhmen, Oesterreich

Festnummer  
zum  
75jährigen Jubiläum

am 8. September 1929

1929  
Jubiläum

zu Sonderpreis und zu besonderer Herstellung

*Georg Ritter von Schaffgotsch*

# Obererzgebirgische Zeitung.

Nationale Zeitung für Industrie, Landwirtschaft

Bürgertum, Beamte, Angestellte und Arbeiter.

Bezugspreis:
Monatlich . . . . . 1.80
Zutragegebühr . . . . . 20
Wochenkarle . . . . . 45
Einzel-Nr. 10, Sonnabend-Nr. 15

Tel. 3242 u. 3243

Zeitung / Geschäfts-

75

und Familien-Anzeiger

Gegründet 1854

für Buchholz, Annaberg, Schleiz, Scheibenberg,  
Schwarzenberg, Eiterlein, Zöblitz, Oberwiesenthal  
und für die Gemeinden Crostendorf, Walhersdorf, Frohnau, Annaberg-Kleinräderswalde, Wildenau, Cunersdorf, Sehma, Granzahl, Neudorf,  
St. Rothenehma, H.-U.-Wiesenthal, Niederschlag, Stahlberg, Bärenstein, Kühberg, Königswalde, Wiesenthal, Wiesa, Schönfeld, Lannenberg,  
Dörfel, Hermannsdorf, Ober- u. Unterscheibe, Mittweida-Markersbach, Raschau, Grünstädtel, Pöhl, Rittersgrün, Langenberg, Schwarzbach.

Anzeigenpreis:
Millimeter-Zeile (40 mm breit) . . . . . 9
Steinmangelzeilen bis 60 mm Höhe . . . . . 6
Umlänge mm-Zeile (97 mm breit) . . . . . 20
Teigrahmen (97 mm breit) mm-Zeile 25
Wiederholungs-Nabatte nach Tarif.

## General-Anzeiger für das gesamte Obererzgebirge

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist das zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen behördlicherseits bestimmte Blatt

Rotationsdruck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Geschäftsstelle in Annaberg, Buchholzer Straße 25.

Nummer 210

Fernsprecher:  
Amt Annaberg-Buchholz 3242 und 3243

Sonntag, den 8. September 1929

Gem.-Verb.-Giro Buchholz Nr. 1  
Postcheck-Konto Leipzig 4239

76. Jahrgang

1854

75 Jahre

1929

## Obererzgebirgische Zeitung



ich grüß ich tausendmal: Heimat — in Berg und Tal . . . Jubiläumssonntag morgen! Da zielt sich an dieser Stelle heute ein besonderer Gruß hinaus in unsere gebirgische Heimat, in deren Hütten und Häusern unsere „Obererzgebirgische Zeitung“ nun 75 Jahre lang als treuer Edelhart Einkehr hält. Daß unser Jubiläumstag ein Sonntag ist, macht ihn uns besonders feiertäglich. Heimatglockenklang soll ihn uns einläufen und dankbar stimmen gegen den Allmächtigen, der in den vergessenen Jahrzehnten uns sichtbar gesegnet!

Draußen ist unter Gottes Fürsorglicher Hand in Sonnenschein und Regen die neue Ernte gereift. Vor einem Erntefeld, in dem die Dehren sich golden unter der Schwere der Körner neigen, soll man dankbar die Hände falten! Auch uns ist in Gottvaters segnendem Sonnenschein, in Sturm- und Wettertagen eine Erntesaat gereift, vor der wir heute bei dem 75jährigen Bestehen unseres Hauses dankbar die Hände falten in stiller Freude über die stete Entwicklung und über den gewaltigen Aufschwung der Obererzgebirgischen Zeitung, die uns im Auf und Nieder der Geschichte von Heimat und Vaterland beschieden waren.

75 Jahre — im Erdendasein wohl der ganze Inhalt eines Menschenlebens, in der Geschichte einer Heimatzeitung aber ein bedeutsamer Abschnitt, ein Markstein auf dem Wanderpfad, an dem wir sinnend einmal stehen bleiben, um Rückschau zu halten auf schwere Wege, die wir mit den Geschicken unseres Volkes gegangen, an dem wir aber auch späthend Ausschau halten auf das, was da kommen will und kommen soll.

Da horch! Sonntagsglocken klingen! Die Heimat grüßt von Berg und Tal. Heimat du: Zum Beten ich die Hände falte, dich, teure Heimat, Gott erhalte! Ja, das sei unser still Gebet an unserem Jubelstag; die Heimat ist's ja, um die wir sorgen und bangen, der wir dienen, der unser ganzes Sein gehört — ihr unser ganzes Leben!

Wie könnte das auch anders sein? Heimat und Heimatzeitung, alte treue Wandergesellen sind es ja seit nun einem Dreivierteljahrhundert, verbunden in Freud und Leid. Eins spiegelt sich im anderen, und wenn wir in unseren Zeitungen nachschlagen, dann grüßt uns allüberall das liebe Gesicht unserer Bergheimat. — „Was durch des Lebens Rast und Gang zu Dorf und Stadt die Schwalbe sang, was Wanderlust am Weg erlauscht, der Bach durch's stille Tal gerauscht, das Klingt durch unsre Blätter fort und wie jo Baum und Strauch verborrt — im Sonnendrang schwillt frisch das Blut: O Schwalbe, sing den Jungen gut!“ Ja, so ist's mit uns: Was wir während der 75 Jahre in den stattlichen Bänden unserer Obererzgebirgischen Zeitung niedergeschrieben haben, das ist in Freud und Leid der Heimat ab-

gelauscht. Und die ganze Liebe zur Heimat ist dazu hineingelegt worden und predigt zu uns in tausendfältiger Sprache. Und nicht wir allein sind es, die von der Heimat schreiben und lehren, all die zahlreichen Freunde und Mitarbeiter unserer Obererzgebirgischen Zeitung in Stadt und Land sind es, die Jahr um Jahr ihr Bestes geben, die mit uns das hohe Lieb ihrer Heimat, ihres Heimatstädtchens, ihres Heimatdörfchens anstimmen.

Und blätterst Du, lieber Leser, auch heute in der vor Dir liegenden Festausgabe unserer Zeitung nach, Du findest sie überall wieder, die treuen Mitarbeiter und Helfer der Obererzgebirgischen Zeitung; da grüßen sie Dich und uns alle! Aus der engeren Heimat findest Du den Gruß der freuen Vertreter des Staates, der Stadt- und Landgemeinden unseres großen Leserbezirkes, der Vertreter der Industrie, von Handel und Gewerbe, grüßen Heimattäschter und Heimatschriftsteller mit ihrem freuen, deutschen Wort. Aber auch berufene Politiker, Staatsleute und Wirtschaftsführer leihen heute die Feder zu unserer Festausgabe. Ihnen Allen gebührt unser besonderer Dank, suchen sie doch durch uns das Herz unserer Leser auf, mit denen sie alle in geistiger Gemeinschaft sich fühlen.

Ein seltsamer Zauber ist es, der sich so um die 75 Jahre Obererzgebirgischer Zeitung wie Silbersäden spinnst. Ein alter treuer Säemann streut aus nimmermüden Händen reichen Samen in die liebe Heimaterde. Das ist wie silberner Bergsegen vergangener Jahrhunderte, von denen in Wort und Bild die heutige Ausgabe unserer OZ berichtet, ist wie das Samenkorn guten wahren Glaubens an Volk und Vaterland, das uns Männer von hohstem Patriotismus und glühendster Vaterlandsliebe im Ernst der Stunde heute in die Herzen der Leser streuen.

Allen den führenden Persönlichkeiten unseres Volkes und den treuen Mitarbeitern, die in der vorliegenden Jubiläumsausgabe Worte von bleibendem Wert für die Leserschaft unserer OZ gefunden haben, wie auch den zahlreichen Inserenten und Geschäftsfreunden sei an dieser Stelle von ganzem Herzen gedankt.

Gute Säemannsarbeit ist es, die hier ausgestreut worden ist; daß sie nun in Gottes Gnadenhimmelschein während der Zeit des vor uns liegenden Säkulumums zur neuen Ernte reise, ist unser Wunsch.

In solcher Übersicht geben wir denn die Jubiläumsausgabe unserer Obererzgebirgischen Zeitung in die Hände unserer Leserschaft. Wir danken ihr für die stete Treue, die sie uns bewahrt hat und bitten sie, in guten und bösen Tagen sich wie bisher um die alte Heimatzeitung zu scharen, und allzeit mit uns einzutreten im Kampf für Recht und Freiheit unseres deutschen Vaterlandes.

In diesem Sinne ein herzliches „Glück auf!“ für die Zukunft.

S. S.

Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung

Friedrich Seidel.



## Die Glückwünsche der Sächsischen Regierung

Grußworte des Kabinetts

**S**um fünfundsechzigjährigen Bestehen Ihres Blattes spricht Ihnen die Regierung des Freistaates Sachsen die wärmsten Glückwünsche aus. Die oft zu Unrecht unterschätzte Provinz- presse stellt ein wertvolles Kulturgut dar, das wohl geeignet ist, der Allgemeinheit gute Dienste zu leisten. Auch Ihre Zeitung, die sich aus bescheidenen Anfängen zu einem im oberen Erzgebirge vielverbreiteten Organ entwickelte, hat an solcher Arbeit erheblichen Anteil. Möge sie noch viele Jahre im Dienste des Gemeinwohls wirken.

Dr. Bünger, Ministerpräsident.



**M**eist seit Jahrzehnten eng mit der Bevölkerung ihres Verbreitungsbezirkes gewachsen, viel enger zumeist, als es bei großstädtischen Zeitungen der Fall ist, hat die Provinz- presse die bedeutsame Aufgabe, der geistige Mittelpunkt für einen ganzen Bezirk zu sein und vor allem entscheidend dazu beizutragen, das Heimatgefühl lebendig zu erhalten. Dieses Heimatgefühl, die Liebe zu dem Stück Erde, auf dem man geboren ist und auf dem man lebt und wirkt, ist aber gerade in unserer Zeit ein besonders wertvolles Altibum für den einzelnen Bürger wie auch für den Staat. Es kommt hinzu, daß die heimatliche Presse oft die einzige Verbindung mit der Heimat für diejenigen darstellt, die in anderen Teilen unseres Vaterlandes oder im Ausland leben. Und dieses Wirken für ein gesundes Heimatempfinden ist ja besonders wichtig in einem Bezirk, der, wie das Leitergebiet der Obererzgebirgischen Zeitung, Grenzland ist und dem daher eine besondere deutsche kulturelle Bedeutung zukommt.

Ich bin davon überzeugt, daß die Obererzgebirgische Zeitung wie bisher, so auch in den kommenden Jahrzehnten ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung in dieser Richtung geltend machen wird, und ich spreche ihr in diesem Sinne zu ihrem 75. Geburtstage die besten Wünsche für eine günstige, ideelle und wirtschaftliche Weiterentwicklung aus.

Staatsminister Richter.

**G**in 75jähriges Zeitungsjubiläum ist nicht nur eine außergewöhnliche Anerkennung für die Tatkraft und Umsicht der Leitung des Unternehmens, sondern ist auch ein Zeichen dafür, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“ es jederzeit verstanden hat, ihre Leser an sich zu fesseln. Als Tageszeitung unseres schönen Erzgebirges auf der Heimatliebe aufbauend, hat sie den Blick geweitet für die großen Aufgaben und Zusammenhänge unserer Landes- und Reichspolitik. Mit der Staatsumwälzung des Jahres 1918 ist ihr wie der gesamten Presse die unvergleichlich hohe Aufgabe zugewachsen, unser Volk in seiner Gesamtheit zur Mitarbeit am neuen Staat und damit zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erziehen.

Selbst für ein persönlich geleitetes Unternehmen liegt in der Zeit der Vergesellschaftung und Vertrübung unserer Wirtschaft für die Zukunft die Bedeutung der Zeitung besonders auch darin, die Initiative und Selbstverantwortung der Persönlichkeit im Wirtschaftsleben zu sichern. Nur wenn unserem Volke eine möglichst große Zahl selbstständig und frei schaffender Existenz erhalten bleibt, die es zum sozialen Ausgleich und zum Aufstieg des Einzelnen braucht, wird das Deutsche Reich für alle Zeiten von Bestand sein.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat in ihrer Vergangenheit auf Grund dieser glücklichen Schichtung unseres Volkes von aufstrebender und ruhmvoller Entwicklung unseres Deutschen Reiches berichten können. Möge ihr 100jähriges Jubiläum wieder ein einiges, starkes und in all seinen Teilen glückliches und zufriedenes Volk finden.

Weber, Sächs. Finanzminister.



**A**ls Sohn der alten Erzgebirgsstadt Annaberg beglückwünsche ich mit besonderer Freude die „Obererzgebirgische Zeitung“ zur Jubiläum des 75jährigen Bestehens! Möge sie auch ferner zu ihrem Leute dazu beitragen, das Vertrauensverhältnis zwischen Justiz und Volk zu stärken und den Sinn für Recht und Gerechtigkeit lebendig zu erhalten.

Justizminister Dr. Mannsfeld.

Der O. Z.-Gruß des Reichsaufßenministers Dr. Stresemann

**D**am Tage des 75jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gedenke ich gern der Zeit, in der ich mit dem Erzgebirge persönlich eng verbunden war. Nicht nur politisches Heimatgefühl, sondern menschliches Erleben verbindet mich mit dem Erzgebirge, und die Zeit, in der ich im Hause meines Freundes, des verstorbenen Stadtrats Slesina in Buchholz, im politischen Kampf, in Wahlversammlungen und bei geselligen Zusammenkünften mit den Menschen des Obererzgebirges zusammenkam, gehört mit zu den stärksten Eindrücken und Erinnerungen meines Lebens. Die Wahlkämpfe um 1906/07 und 1911/12, die zwischen diesen Kämpfen liegende Zeit parlamentarischen Wirkens und ständiger Fühlungnahme mit der Bevölkerung des Erzgebirges lassen, soweit diese Zeit auch zurückliegen mag, die Erinnerung an wirtschaftliches und politisches Aufstreben des deutschen Volkes ernehen. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ kann am Tage ihres 75jährigen Bestehens mit Stolz und Genugtuung zurückblicken auf ihr Wirken im Geiste der Vaterlandsliebe und der Heimattreue. Die Entwicklung des deutschen Volkes ist inzwischen Wege gegangen, die von der Höhe weltpolitischer Geltung und wirtschaftlichen Aufstiegs in die Tiefen des Niedergangs führten. Mühsam ist der Weg zum Wiederaufstieg, von dem wir noch weit entfernt sind, der aber Ziel aller Deutschen ist. Ich weiß, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“, der ich zu ihrem Jubiläumstage meine herzlichen Glückwünsche ausspreche, ihre ganzen Kräfte diesem Ziele widmet.

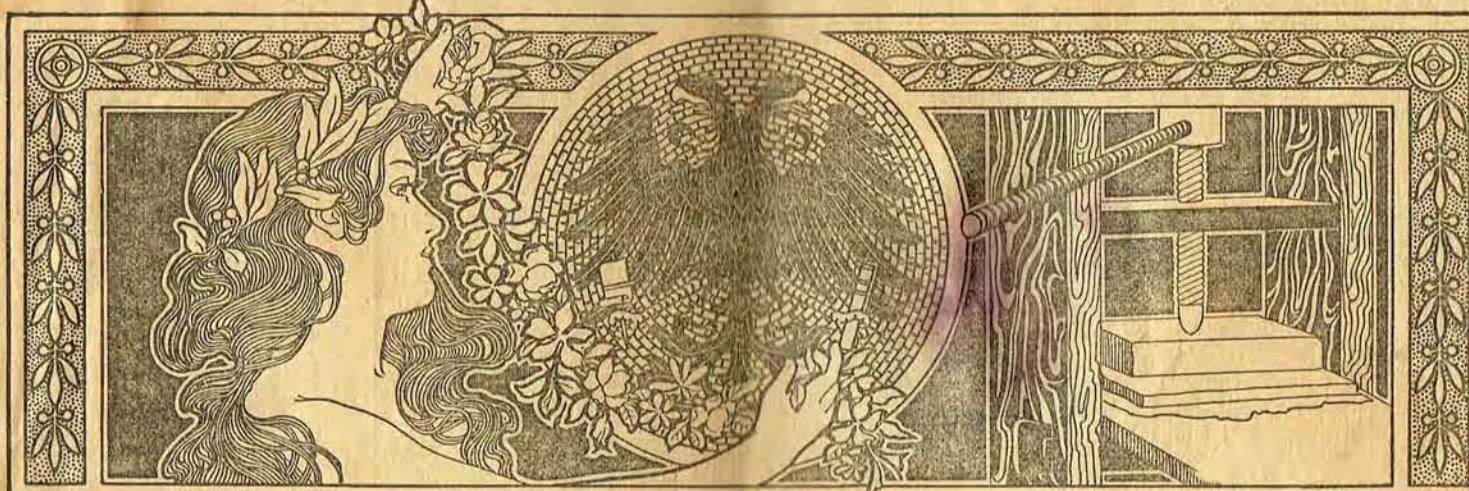
Stresemann.

FESTNUMMER

# Obererzgebirgische Zeitung / Tageblatt

1854-1929

Buchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 \* 2. Beilage



## 75 Jahre Geschichte der O. Z. in Wort und Bild

„Am Webstuhl der Zeit“ von Siegfried Seidel.

Am Webstuhl der Zeit — in meiner Erinnerung wird da ein Bild lebendig von einem alten Teppichweber, der mir während des Krieges vor mehr als 10 Jahren auf dem Balkan in einer der engen Straßen von Skopje, der Stadt Westküste am Balkan, begegnete. Hochmittagssonne lag auf dem Flecken. Vor den Bazzars und Geschäften betrieben die Handwerker ihr Gewerbe. Ich sah da einen Mann kostbare Filigranarbeit anfertigen, ein anderer sticke Schuhe und Spannen, wieder ein anderer mühete sich mit Händen und Füßen, aus roter Tonerde Schüssel und Teller zu formen — ganz am Ende der engen Straße gewahrte ich aber einen Teppichweber. Ein alter Türke war es, mit langem weißen Bart, und ich hatte Lust und Zeit, dem Alten ein wenig zuzusehen; sah, wie er sehr geschickt die Fäden aneinanderknüpfte, und wie unter seiner Hand ein schöner bunifarbiges Teppich entstand.

Vor mir wogte es auf und nieder, Männer kamen und Frauen, Mazedonier, Griechen und Serben, Albaner, Montenegriner — im Fez und Turban kamen sie, in langen Kästen, die Frauen mit schwarzen Tüchern und bunten bestickten Schleier angetan, ein Bild schier so bunt, wie der Teppich, der da vor mir lag.

Da kam mir in den Sinn, daß doch hinter jedem dieser Menschen auch ein seiner Fäden herginge, und daß über uns ein großer Meister sein müsse, der all die Fäden und Geschickte der Menschen sorglich ordne.

Und siehe, noch während ich so meine Betrachtungen hatte, war auf dem schlanken Minaret Muessin erschienen, um mit seinem Lobgesang die Sonne anzubeten. Das klang so feierlich und war so schön, daß auch ich in der Moschee meines Herzens jetzt die Teppiche ausbreitete, auf denen fromme Moslems ihrer Gottheit nahmen. Alles ist groß — und groß sind seine Werke!

Und wieder stehe ich am Webstuhl der Zeit. Gar seltsam spinnen die Fäden in Winkeln und um Mauern des eigenen Hauses, in dem Vater und Großvater gewirkt und geschaffen. 75 Jahre — ein Alter schier so hoch und betagt wie das des alten Teppichwebers, der mir im Orient begegnete, — doch von so ganz anderer Art.

Gewiß, auch unsere Jubilarin, unsere „Obererzgebirgische Zeitung“, ist Teppichweberin am großen Webstuhl der Zeit. Ein Stück lebendiger Geschichte hat sie ja hineingeschlagen in die Arbeit — all die 75 Jahre hindurch bis auf diesen Tag. Fäden der Erinnerung, sorglich aneinandergereiht, führen uns da zurück bis zur

Wiege des Unternehmens. Freilich, es ist ein gar weiter Weg, den wir da zu gehen haben, zurück von der Rotationsmaschine bis zur einfachen Holzprese, auf der unsere „O. Z.“ in den ersten Jahren gedruckt wurde. Ich selbst hätte mich wohl kaum zurückgefunden in jene Zeit der Entstehung unserer Zeitung, hätte ich nicht einmal geforscht beim Vater und in Großvaters Hinterlassenschaften, hätte ich nicht noch lebende, treue Mitarbeiter ausfragt und nicht zuletzt auch wertvolles Material in der anlässlich des 50jährigen Jubiläums unserer Zeitung erschienenen Festausgabe von dem in unserem Buchholz noch bestens bekannten Heimatforscher Herrn Dr. Richard Maufe gefunden. Auch einen alten Zeitungsträger hatte ich ausfindig gemacht, der die ersten Ausgaben unserer Zeitung selbst von Haus zu Haus getragen hatte und manch interessante Angaben zu machen wußte.

Nach alledem, was ich da gehört und gelesen habe, ergibt sich, daß das Unternehmen aus den denkbar einfachsten Verhältnissen heraus durch manigfache, bedeutsame Stufen hindurch mit viel Fleiß und Mühe zu seiner jetzigen Größe gelangte. Das Geburtshaus unserer Zeitung befindet sich in Buchholz am Zusammenschluß der Karlsbader- und Katharinenstraße. Es ist das jetzt den Paul Seiffert'schen Erben gehörende Haus, welches sich damals im Besitz des Kaufmanns Gert befand. In engem Raum zusammengedrängt befand sich dort die gesamte Druckerei einrichtung, die aus wenigen Schränken und einer alten Handpresse bestand. Die Druckerei gehörte einem aus Leipzig stammenden Buchdrucker

Karl Lindner, der mit der Herausgabe der „Obererzgebirgischen Zeitung“ am 8. September 1854 begann. Lindner ist also der Gründer des Unternehmens. Wir wissen nicht, ob er die Zeitung herausgab, um die Arbeiter seiner Offizin vollauf zu beschäftigen, oder auf Zureden von Freunden, Industriellen und Stadtvätern. Jedenfalls ist es nicht im Drang und Hochdruck des allgemeinen Geschäftsganges geschehen.

Was Lindner aber mit der Herausgabe der Zeitung bezeichnete, das geht aus der sehr originellen und humorvoll gehaltenen Bekanntmachung hervor, mit der er die Erstausgabe der „O. Z.“ dem Publikum übergab. Unsere Leser finden diese

einer Zeitung wagte, legt Zeugnis ab von seinem fortschrittenen Sinn, von Entschlossenheit und Tatkraft. Dr. Maufe schreibt über ihn: „Der Gründer Lindner zeigte sich in der Probenummer als ein spaßhaft unterhaltender Redakteur. Sonst war er eine altwärterliche, fast theatralische Erscheinung, ein ziemlich großer, runder Mann mit kleinen, feinen Händen, überhaupt nicht von robuster Konstitution. Sein glattrasiertes, regelmäßiges, selbst im Alter noch auffällig hübsches Gesicht war von dunkelblonden Locken umrahmt, besonders von einer Stirnlocke geziert. Er trug einen schwarzen Samtrock mit weiten, rotgefütterten Ärmeln, Spangenmanschetten und Jabot.“

Die Druckerei wurde bald größer und Lindner verlegte deshalb seinen Betrieb vom ehemaligen Gertshaus nach dem ehemaligen, neben der Apotheke liegenden Müller-Haus, das jetzt Herrn Albin Seidel gehört. Dort betrieb er sein Handwerk in dem jetzigen Brang Kunzschuh Laden. Die ersten Ausgaben der „O. Z.“ sind im Format 25×30 cm erschienen, gewiß gegenüber dem heutigen Format ein kleines Blatt, und doch war es den Leuten damals noch zu groß. Auf vielleich ausgesprochenen Wunsch, daß die „O. Z.“ in bequemeres Format erscheinen möchte, war mit Beginn des Jahres 1856 diesem Vorschlag nachzukommen versucht worden, indem das Format sogar auf die Hälfte verkleinert wurde, dafür aber der Umfang auf 8 Seiten erweitert wurde.

Die „O. Z.“ erschien i. St. wöchentlich einmal, immer Freitags. Das genügte den Leuten damals, und die Zeitung war dafür ja sehr billig. Sie kostete vierteljährlich 5 Ngr., in Böhmen 20 kr. Die Justizratenspreise hatte man nach der erfolgten Bekanntmachung ein wenig zu heben gesucht. Sie waren im Anfang in Sachsen pro Zeile 5 Pf., in Böhmen pro Zeile 2 kr. Das kleine Format von nur 20×26 cm ist scheinbar aber doch nicht allersort so beliebt gewesen, denn am 1. April 1856, also schon in demselben Jahr, änderte man das Format wieder auf 25×35, und wir lesen in Nr. 21 der „O. Z.“ vom Dienstag, den 1. April 1856, folgendes:

„Dem hochgeehrten Publikum übergeben wir unser Blatt wiederum und fortan immer in dem alten, allgemein beliebten Format, aber wöchentlich zweimal und zu dem vierteljährlichen Preis von 10 Ngr. Wir werden unseren werthesten Lesern und Lezerinnen die interessantesten Lecturen ernsten und heiteren und wissenschaftlichen Inhaltes bieten und von Zeit zu Zeit durch Extra-Beilagen zu erfreuen suchen.“

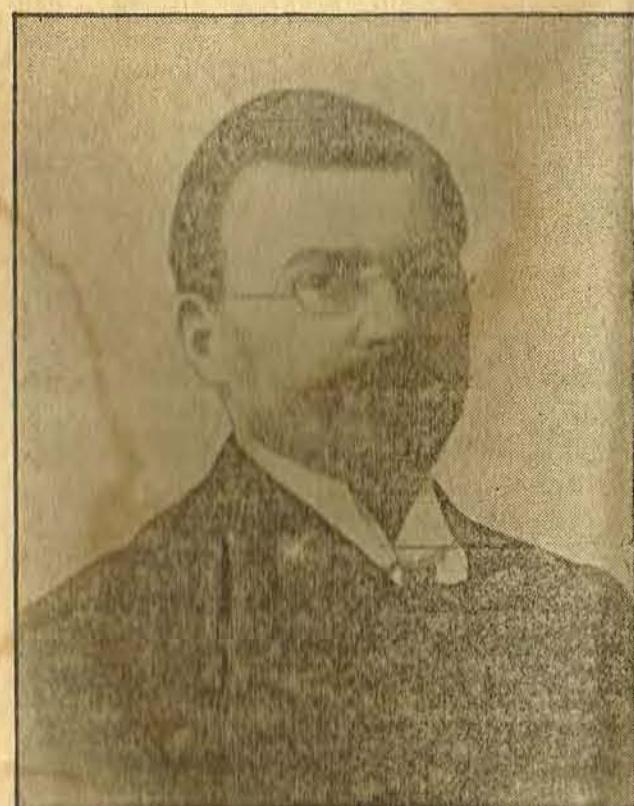
Die Interate werden nur mit fünf Pfennigen für die dreisätzige Zeile und mit fünfzehn Pfennigen für die durchgehende Zeile gewöhnlicher Schrift berechnet. — Wir empfehlen unser Blatt Ihrer fortwährenden Huld.“

Die Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.

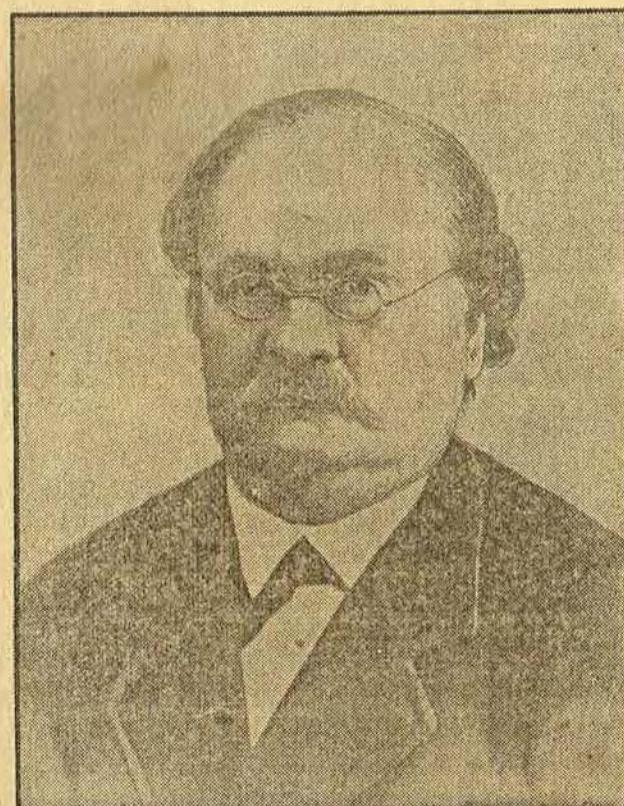
Wir erfahren also u. a. aus dieser Bekanntgabe, daß die „O. Z.“ vom 1. April 1856 ab wöchentlich zweimal, und zwar Dienstags und Freitags erscheint. Sie kostet jetzt das Doppelte — also 10 Ngr. vierteljährlich. Der Gründer der Zeitung hat von da ab das Unternehmen ca. 2 Jahre lang betreut. Die Zeitungsdruckerei selbst hatte Lindner also eigentlich nur vier Jahre betrieben. Am 17. September 1858 hat Lindner die Zeitung an seinen Schwiegervater

C. G. Adermann verkauft.

Über den Verkauf der „Obererzgebirgischen Zeitung“ an Ader-



Siegfried Seidel  
geb. 1. Juli 1868 in Gelenstein i. Vogtl.



Hermann Hollstein  
geb. 10. März 1830 in Friedrichsstadt (Kreis Altenburg)  
gest. 26. März 1895 in Buchholz i. Sa.

Vor 40 Jahren

Erstausgabe, von uns nachgedruckt, als besondere Beilage in unserer heutigen Festausgabe.

Wir hatten vor 25 Jahren unseren Lesern schon einmal eine Kopie dieser Erstausgabe der „Obererzgebirgischen Zeitung“ übergeben. Diese Kopie wird sich noch im Besitz vieler Familien befinden, und diese glauben oft, daß es sich um eine Originalausgabe der „O. Z.“ Nr. 1 handelt. Wir klären deshalb an dieser Stelle den Sachverhalt auf und teilen mit, daß sich unseres Wissens eine Originalausgabe der ersten Nummer unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ nur im Staatsarchiv zu Dresden befindet. Unser Nachdruck ist aber vor 25 Jahren genau nach dieser im Staatsarchiv befindlichen Zeitung erfolgt.

Lindner war der erste am Orte, der die schwarze Kunst Gutenbergs betrieb. Dass er sich auch gleich an die Herausgabe

mann ist in der „D. 3.“ Ausgabe vom 21. September 1858 folgende Bekanntgabe erschienen:

**Anzeige und Empfehlung.**

Nachdem der ergebenst Unterzeichnete die hiesige Buchdruckerei käuflich an sich gebracht und damit auch den Druck und Verlag dieses Blattes auf ihn übergegangen ist, erlaubt er sich, dieses so wohl — in welchem er wie bisher das Neueste und Interessanteste der Tagesereignisse und Politik in gedrängter Kürze, sowie auch Gutes zur Unterhaltung und Belehrung bringen wird — der Kunst seiner geehrten Leser, als auch seine gut eingerichtete Buchdruckerei dem Wohlwollen des gesamten hiesigen und auswärtigen Publikums angelegentlich zu empfehlen und die Bitte hinzuzufügen, das seinem Vorgänger geschenkte Vertrauen auch ihm zu Theil werden zu lassen, welches er durch pünktliche, prompte und billige Ausführung der ihm verbindenden Aufträge zu rechtfertigen sich bemühen wird.

Buchholz, im September 1858. E. G. Ackermann.

Die Zeitung wurde sorgfältig redigiert und sauber gedruckt, so daß die Leserschaft schon damals stolz auf ihre „D. 3.“ war. Ackermann konnte dem Unternehmen leider nur ein halbes Jahr vorstehen. Am 28. März 1859 erlag er einem Schlaganfall. Die Witwe Ackermanns führte das Geschäft wohl noch ein Jahr weiter, mußte es dann aber doch verkaufen und zog von Buchholz fort.

Über das Leben und Wirken Lindners und Ackermanns, deren Namen mit der Geschichte unseres Hauses allzeit verbunden bleiben, berichten wir an anderer Stelle (8. Beilage, Seite 29) unserer Festausgabe ausführlicher. Ich komme jetzt zur

**Aera**

## Hermann Hollstein.

Durch den plötzlichen Tod Ackermanns kam am 10. Februar 1860 die „Obererzgebirgische Zeitung“

in den Besitz von Julius Hermann Hollstein,

der, aus Eisenberg in Thüringen stammend, das Geschäft von den Ackermannschen Erben käuflich übernahm und vorläufig in dem ehemals Müllerischen Haus weiterführte. So lesen wir an der Spitze der „D. 3.“ Ausgabe Nr. 12 vom Freitag, den 10. Februar 1860, die folgende Bekanntgabe:

„Zununwir ich die jetzige, zeither den Ackermannschen Erben gehörende Buchdruckerei käuflich übernommen habe und hiermit zugleich das Verlagsrecht der „Obererzgebirgischen Zeitung“ auf mich übergegangen ist, so erlaube ich mir, Solches zur Kenntnis des hiesigen, wie auswärtigen Publikums zu bringen, indem ich zugleich bitte, das meinen Vorgängern bewiesene Wohlwollen auch mir gütigst zu Theil werden zu lassen.“

Die Herausgabe der genannten Zeitung betreffend, versichere ich, daß mein Bestreben dahin geben soll, den Ansprüchen, welche an ein Lokalblatt gestellt werden können, in möglichster Weise zu genügen, und gestatte mir außerdem noch, zu bemerken, daß ich durch Anschaffung neuer Typen &c. in den Stand gesetzt bin, alle in meine Buchdruckerei gelangenden Aufträge bestens auszuführen.

Buchholz, 10. Februar 1860. Hermann Hollstein.

Hermann Hollstein ist am 10.3.1830 in Friedrichstanneck bei Eisenberg im Anhaltischen geboren. Nach seiner Schulzeit erlernte er das Buchdruckerhandwerk und kam so in die alte Buchdruckerstadt Leipzig zu C. G. Naumann, ein Unternehmen, das in Buchdruckerkreisen Weltruf hatte und führend im Gewerbe war. Hollstein lernte dort eine Tochter Gustav Naumanns kennen, vermachte sich mit dieser und suchte sich mit Hilfe Naumanns eine eigene Grifftz, die er durch die Übernahme des Ackermannschen Buchdruckereibetriebes dann auch gefunden hatte. Durch rastlose und stets unermüdliche Arbeit brachte Hollstein das Geschäft schnell vorwärts. Die Räume wurden bald zu eng. Es folgte deshalb

der Umzug des Betriebes nach der Markstraße

in das Haus, welches Hollstein vom Fleischermeister Melzer käuflich erworben hatte. Über die Geschichte dieses Hauses, welches wir unseren Lesern im Bilde zeigen, ist in Nr. 20 vom Sonntag, den 16. Mai 1926, in unserer illustrierten Beilage „Erzgebirgische Heimatblätter“ ausführlich berichtet. Uns interessiert heute aber zu wissen, wie s. B. die Druckerei der „D. 3.“ eingerichtet war, die im Hause Markstraße 3 sich ein eigenes Heim gegründet hatte. Die Herstellung der Zeitung war noch immer äußerst primitiv. Damals hatte man zum Druck der Zeitung noch eine alte hölzerne Presse, neben der ein Farbtisch stand. Auf letzterem wurde die Farbe angerieben und nach jedem Druck mußte die Form, also der Satz, zu der damals noch ganz kleinen 4seitigen Zeitung eingeschwärzt werden. Die Zeitungsherstellung war also eine recht mühsame Sache. Später wurde eine eiserne Handpresse angeschafft. Trotzdem ermöglichte es J. H. Hollstein, daß

die „Obererzgebirgische Zeitung“ vom 1. Oktober 1870 an dreimal wöchentlich erschien.

Er gibt dies u. a. am 27. September 1870 in Nr. 77 der „D. 3.“ wie folgt bekannt:

**Einladung zum Abonnement auf die „Obererzgebirgische Zeitung“.**

Vom 1. Oktober an wird die „Obererzgebirgische Zeitung“ nicht mehr, wie zeither, zweimal wöchentlich, sondern dreimal, und zwar Dienstags, Donnertags und Sonnabends früh erscheinen. Wir glauben, dadurch nicht nur den Wünschen unserer geehrten Abonnenten nachzukommen, sondern auch den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen, und geben uns somit der Hoffnung hin, unser Unternehmen durch recht zahlreiche Beteiligung an dem bevorstehenden Abonnement unterstellt zu sehen, und zwar umso mehr, als der Preis bloß um 2½ Ngr. vierteljährlich erhöht werden wird, das Blatt pro Quartal also nur 12½ Ngr. kostet. Durch ein dreimaliges Erscheinen sind wir in den Stand gesetzt, die Berichte über die neuesten Tagesereignisse möglichst schnell zu bringen; ebenso werden wir durch interessante Novellen &c. unsere freundlichen Leserinnen und Leser zu unterhalten bemüht sein. Ferner machen wir auf unseren Tageskalender aufmerksam, in

welchem alle amtlichen und nichtamtlichen Bekanntmachungen aus hiesiger Gegend, dafern dieselben nicht schon an anderer Stelle unseres Blattes Aufnahme gefunden, in einem Anhange veröffentlicht werden. Inserate finden bei billiger Berechnung die weiteste Verbreitung.

Befestigungen auf unsere Zeitung nehmen alle Postanstalten, sowie die auf der ersten Seite des Blattes verzeichneten Annahmestellen entgegen; auch können Bestellungen bei den Austrägern bewirkt werden.

**Die Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.**

Der Jahrgang 1870 unserer „D. 3.“, in dem wir diese Bekanntmachung finden, ist ganz besonders interessant. Er ähnelt in vieler Beziehung dem Jahrgang 1914. Beide Jahrgänge bringen Mobilisierung und Kriegsnachrichten.

Hochinteressant sind alle die Zeitungs-Ausgaben, die von Kampf und Sieg gegen den alten Feind berichten. Dichter wie Ferdinand Freiligrath u. a. leihen ihre Feder der „D. 3.“, um stolzen, deutschem Hochgefühl Ausdruck zu geben. Zeitung und Zeit, wir fühlen hier besonders wieder, wie sie zusammengehören.

Das Zeitungsunternehmen nahm in den Jahren nach 1870 eine recht rege Entwicklung, so daß an das alte Haus

im Jahre 1881 nach der Hofseite ein Anbau ausgeführt werden mußte, der für die Sezerei erweiterte Räume brachte.

Im Jahre 1871 schaffte sich Hollstein die erste Schnellpresse an. Im folgenden Jahre (1872) wurde die „Obererzgebirgische Zeitung“

**Amtsblatt.**

Die Zeitung wurde jetzt auch immer begehrter, so daß sich Hollstein entschließen mußte,

vom 1. April 1873 ab die Zeitung viermal wöchentlich herauszugeben. In Nr. 37 der „D. 3.“ vom 29. März 1873 ist darüber zu lesen:

**Die „Obererzgebirgische Zeitung“**

wird, um den vielen an uns ergangenen Wünschen nachzukommen, vom 1. April d. J. an anstatt 3mal, 4 mal wöchentlich erscheinen, und zwar Dienstag, Donnerstag, Sonnabend und Sonntag. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich bei der Post, egr. Bestellgebühr, 12½ Ngr., und bei unseren Expeditionen, incl. Bringerlohn, 15 Ngr. Wir bitten, das uns bisher geschenkte Wohlwollen auch für die Zukunft zu bewahren und laden zu recht zahlreichem Abonnement auf das mit dem 1. April beginnende neue Quartal ein.

**Die Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.**

\* \* \*

Als Hollsteins treuer Mitarbeiter wird u. a. Clemens Landgraf genannt, ein Mann, der nicht allein praktisch tätig war, sondern der auch mit der Feder gut fortkonnte. 1877 allerdings siegte Landgraf nach Postchappel über und übernahm die „Glück auf“-Druckerei. An Stelle Landgrafs kam aus dem schwieger-väterlichen Unternehmen — also von Naumann-Leipzig her — am 24. Juni 1877 Oskar Waengler, ebenfalls ein Fachmann von Beruf, der auch die Redaktion der Zeitung übernahm, besonders aber für kunstvolle Ausgestaltung der Drucksachen sich einsetzte. Waengler stammt aus Guhrau in Schlesien. Zur Kaufmännischen Führung nahm Hollstein im Jahre 1873 seinen Schwiegersohn Arno Weisbach mit in das Geschäft, der sich vor allem auch um den Ausbau der Alzidenzableitung bemühte und dem Geschäft zahlreiche Aufträge aus Annaberg aufführte. Weisbach ist ein geborener Erzgebirger. Sein Vater war der Schneidemühlenbesitzer Anton Weisbach in Cranzahl. Beide ständigen Mitarbeiter — Waengler und Weisbach — verließen 1888 wieder das Geschäft und gründeten in Annaberg die wohlbekannte Firma Weisbach und Waengler, lithographische Anstalt, Buch- und Steindruckerei.

Gelegentlicher Mitarbeiter der „D. 3.“ war auch Herr Schuldirektor Schöniger, in städtischen Angelegenheiten nahm Herr Bernhard Freund, der damalige Stadtverordnetenvorsteher, gern das Wort in der „D. 3.“. Stadtkaßierer Kaden war ebenfalls ein eifriger Mitarbeiter.

Den wissenschaftlichen Vorträgen des unter der Leitung des Herrn Hermann Adler stehenden Kaufmännischen Vereins, der damals hier als erste namhafte Gelehrte (wie Prof. Onken-Gießen, Riehl-München, Auger-Tübingen u. a.) zu seinen Veranstaltungen gewann und diese letzteren der Öffentlichkeit zugängig machte (auch von Annaberg wurden die Vorträge gut besucht) widmete die „D. 3.“ eingehende Berichterstattung.

In technischer Beziehung wäre vielleicht kurioserweise zu erwähnen, daß die erste Kraftmaschine, ein 1 PS Deutzer Gasmotor — manchmal, wenn's mit der D. 3. „höchste Eisenbahn“ war, versagte, nicht „losgehen“ wollte und es manchen Tropfen Schweißes bedurfte, bis der Motor sich endlich seiner Pflicht bewußt wurde und die inzwischen in Aktion getretene Drehmaschine absloß. Kritische Stunden!

Auch in den Folgejahren nahm die „D. 3.“ anlässlich patriotischer und anderer Gebertage Gelegenheit, sich zum Sprachrohr der damaligen allgemeinen Hochstimmung zu machen. Wer erinnert sich nicht gern der Sedanfeiern, wenn von den umliegenden Höhen bei „Flammenstoßes Geleucht“ die Böller im Tale widerhallten und Buchholz im sehnhaften Lichterglanz erstrahlte? Tempi passati! 1888, beim Tode des alten Kaiser, gab die „D. 3.“ ein Gedächtnisblatt heraus, das ein Faksimile der letzten Unterschrift des Kaisers enthielt, der noch auf dem Sterbebette „keine Zeit hatte, müde zu sein“.

Papa Hollstein wußte mit allen Behörden des Verbreitungsbezirkes gute Fühlung zu halten. Ein treuer Freund und Vertreter der „D. 3.“ war der damalige Scheibenberger Stadtkaßierer Fischer. Lehrer Richter in Unterwiesenthal bemühte sich als mundarmer Dichter des Fichtelberges in der „D. 3.“. Damals war der Fichtelberg kaum von Sommerausflüglern, geschweige denn als Wintersportplatz, aufgesucht; erst die Eisenbahn, deren Projekt selbstverständlich auch in der „D. 3.“ „veröffentlicht“ wurde, brachte den Aufschwung für Oberwiesenthal.

Die viermalige Ausgabe der Zeitung genügte auch sehr bald nicht mehr. Es gab immer mehr zu berichten, und das Lesbedürfnis wurde immer größer.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ wurde deshalb am

1. November 1882 **Tageszeitung**.

In der Ausgabe Nr. 171 vom 29. Oktober 1882 hat Hollstein dies wie folgt bekanntgegeben:

**Abonnementseinladung:**

Dem Bedürfnis nach einem Tageblatt entsprechend und vierteljährig ausgesprochenen Wünschen folge gebend, erscheint vom 1. November d. J. ab die Obererzgebirgische Zeitung täglich. Dieselbe kostet pro Vierteljahr Mr. 1.75, durch die Post bezogen Mr. 1.00 egr. Bestellgebühr.

Durch Hollsteins Berichterstattung sowohl der Weltmarkt als auch der wissenschaftlichen Vorfereignisse, durch gute Novellen und Erzählungen im Neuklett und in der belletristischen Sonntagsbeilage, durch übersichtliche Zusammenstellung und leserlichen Druck werden wir fortwährend bemüht sein, die Obererzgebirgische Zeitung zu einem geregelten und geringelten Tageblatt zu gestalten, sowie das Halten mehrerer Zeitungen entbehrlich zu machen, und zweitens mir daher nicht, daß diese uneignenmäßige Neuerung nicht allein einer gültigen Aufnahme in unserem bisherigen Abonnementenkreise begegnen, sondern daß dieselbe der Obererzgebirgischen Zeitung auch viele neue Freunde zuführen wird.

Bestellungen auf die Monate November und Dezember nehmen unsere Austräger, sowie alle Postanstalten und deren Landbriefträger, für Crottendorf und Walthersdorf auch Herr Ernst Hunger entgegen.

Auf die Obererzgebirgische Zeitung kann hierorts auch

wöchentlich

abonniert werden. Es ist dies eine vielfach gewünschte Einrichtung, die sich überall da, wo sie eingeführt wurde, schnell beliebt gemacht hat und denen, welchen die Ausbringung der vierteljährlichen Abonnementsgebühr nicht möglich ist, gestattet, sich von den Tagesneuigkeiten, von „Arbeitsangeboten, Verkäufen &c. zu unterrichten. Gegen den vorher zu bezahlenden Abonnementspreis von 18 Pf. erhält der Abonnent eine zur Abholung von 6 laufenden Nummern unserer Zeitung berechtigte Karte.

Wir hoffen, daß auch diese neue Einrichtung vielfach benutzt werden wird und zeichnet sich als leistungsvoll.

**Expedition der Obererzgebirgischen Zeitung.**

Aus der abgedruckten Bekanntmachung erfahren wir also auch, daß unsere hier am Ort bekannten Wochenkarten ihren Geburtstag am 1. November 1882 hatten.

Im Jahre 1884 machte sich die Anschaffung einer qualitativen Schnellpresse nötig.

**Mit der Errichtung der Tageszeitung**

ging im inneren Betrieb der „Obererzgebirgischen Zeitung“ vor allem aber ein aufregenderes Leben los.

Der Fachmann weiß, wieviel Hass und Eile das Wort „Tageszeitung“ in den Betrieb bringt. War auch damals um 1882 die Welt noch nicht so schnell wie heute, so mußte doch tagtäglich eine Fülle Arbeit bewältigt werden, zu der man eben früher zwei oder drei Tage Zeit hatte. Das veranlaßte nun J. H. Hollstein, der inzwischen auch älter geworden war, noch einen Fachmann zu suchen, der ihm tatsächlich zur Seite stehen und vor allem eben Erfahrungen aus dem Betriebe der Tageszeitungen mitbringen konnte.

Im „Allgemeinen Anzeiger für Druckereien“, einem bekannten, in Frankfurt a. M. erscheinenden Fachblatt, las er dort im Jahre 1884 das folgende Inserat:

**Für Buchdruckereien!**

Behufs späterer Übernahme eines rentablen Buchdruckerei-gehäfts, resp. Beteiligung a. e. j. wünscht ein junger Buchdrucker, im Besitz einiger Vermögens, mit einem Prinzipal in Verbindung zu treten. Ggf. Offerter erbeten &c.

Der Aufgeber dieses Inserates war kein anderer als mein Vater — damals erst 21 Jahre alt —, der jetzige Inhaber der Zeitung „Friedrich Seidel“.

\* \* \*

Auf das eben erwähnte Inserat erhielt mein Vater mehrere Angebote. Darunter auch ein solches von J. H. Hollstein, Buchholz.

Nach kurzem Briefwechsel kam es zu dem folgenden vertraulichen Schreiben J. H. Hollsteins, welches der reichen Charakteristik der Person meines Großvaters und der genauen Schilderung damaliger Verhältnisse wegen nachstehend zum Teil abgedruckt sei.

In dem an meinen Vater gerichteten Engagementsbrief Hollsteins vom 13. Mai 1884 heißt es u. a.:

„Aus armer Familie Friedrichstanneck, aus dem westlichen Kreise Altenburgs stammend, habe ich mir in ca. 10 Jahren als Gehilfe 500 Thaler gespart, war zuletzt 4 Jahre bei C. G. Naumann als Werkloher und nachdem ich 1. Oktober 1859 die damals sehr kleine Druckerei hier mit Holzpressen, 2 mal wöchentlich erscheinendem Blatt (damals nicht Amtsblatt), 250 Auslage, für 2000 Thaler gekauft, wovon 1300 Thaler auf 6 Jahre Ratenzahlungen blieben, — 800 Thaler Caution für das Blatt stellte mein späterer Schwiegervater, — heirathete ich im Februar 1860 die älteste Tochter meines Prinzipals, des alten Papa Naumann. 1872 wurde nach langem Bemühen mein Blatt Amtsblatt. Durch fortgesetzten Fleiß habe ich es zu etwas gebracht. Jetzt beschäftige ich 6 Gehilfen, 3 Lehrlinge; ein verh. Geschäftsführer, zugleich tüchtiger Alzidenzleiter leitet die Druckerei, während mein Schwiegersohn, Kaufmann, die Comptoirarbeiten besorgt. Es ist noch eine dritte tüchtige durchaus befähigte Kraft für mein Geschäft notwendig, die Schwiegersohn und Geschäftsführer mit Arbeiten überbürdet sind und das Geschäft noch erweitert werden kann. Ich möchte mich nach und nach zurückziehen.“

Vor 3 Jahren habe wegen Vergrößerung des Geschäfts angebaut, langt aber kaum jetzt zu.

Ich habe Augsburger Schnellpresse, eine der besten Tret-pressen, liegenden 1pferd. Gasmotor (Deutzer). Eine zweite Schnellpresse gedenke ich baldigst anzuschaffen. Sehr viel feinere Alzidenzen für hier und besonders aus dem ½ Stunde entfernten Annaberg, auch Buntdrucke werden geliefert. Sie werden ersehen hieraus, daß mein Geschäft leistungsfähig“ &c.

War der Großvater selbst ein Mann, der sich aus der Armut heraus eine bedeutende Stellung im Leben erworben hatte, so verstand er es auch, seine Mitmenschen richtig einzuschätzen. Ein reicher Mann, der das Geld ererbt hatte, galt in seinen Augen nichts. Wer sich aber durch eigener händige Arbeit sein Geld selbst sauer verdient und gespart hatte, der war sein Mann, und als einem solchen hatte J. H. Hollstein auch den jungen Seidel erkannt, dessen eingefandene Zeugnisse deutlich zeigten, daß er überall, wo er gewesen, in bestem Ansehen stand. Sein Lehrmeister Tischendorf hatte ihm zudem wegen seiner guten Fortschritte auch einen Teil der Lehrzeit geschenkt; das imponierte dem alten Meister Hollstein besonders, und er verließ Seidel am 23. Mai 1884 zu sich in die Offizin. Am 1. Juli 1884 trat dieser die Stellung in Buchholz an. Damit begann die

## Aera Friedrich Seidel

welche sich für die Weiterentwicklung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ besonders segensreich gestaltete.

### Friedrich Georg Seidel

wurde am 7. Juli 1863 im Schloß zu Falkenstein i. B. geboren.

Sein Vater, Amtsgerichts-Controlleur Friedrich Wilhelm Seidel, hatte unter Adolph von Trübschler und besonders nach dessen Tod die Verwaltung der ausgedehnten v. Trübschler'schen Besitzungen, zu denen auch zwei Förstereien und eine Oberförsterei gehörte, neuerlich mit übernommen. Adolph von Trübschler wurde — erst 31 Jahre alt — in der Revolutionszeit am 14. August 1849 in Mannheim standrechtlich erschossen. Er hatte dasselbe Schicksal wie Robert Blum, mit dem zusammen er Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung war. Sie mußten beide ihre politische Überzeugung mit dem Tode befeiern.

Ein Bild Adolph von Trübschlers bringen wir in der heutigen Nummer der „Illustrierten Wochensäule“ der „O. Z.“, ebenso Bilder vom Falkensteiner Schloß und eine Gesamtansicht der Stadt Falkenstein.

Bei dem großen Brand 1859 wurde das alte Schloß zu Falkenstein mit vernichtet. Unter meines Großvaters Rücksicht ist der neue Schloßbau entstanden und bis zur Volljährigkeit des Barons Oswald v. Trübschler (des späteren Kammerherrn) unter seiner Verwaltung gebauten. Meine Großeltern hatten 12 Kinder:

1. Sohn mit 1 Brüderchen. Von den letzteren sind 2 im Kindesalter gestorben. Alle sind im Falkensteiner Schloß geboren. Sie hatten eine schöne sonnige Kindheit. Mein Vater war von diesen 12 Kindern der Zweitjüngste. Der schöne große Schloßgarten mit dem Schloßfelsen, an dem so manche Kindererinnerung haftet, war das Ideal meines Vaters. Das ist auch die Veranlassung gewesen, daß er in Buchholz, als er im Geschäft schön vorwärts gekommen war, den großen Wildpark in altem Nächster Nähe der Station Königstraße anlegte und ein Parhäuschen (vgl. Bild in den Heimatblättern) hineinbaute, das immer sein Lieblingsaufenthalt sein wird.

Mein Vater besuchte in Falkenstein die v. Trübschler'sche Stiftungsschule. Am 5. April 1877 ist er in die Buchdruckerei von Adolph Gröger als Sezerehring eingetreten und Weihnachten 1880 von dessen Nachbesitzer, Clemens Tischendorf, freigesprochen worden. Nachdem er noch einige Monate als Gehilfe in der Lehrdruckerei tätig war, wurde ihm eine Stellung in Mühlhausen in Thüringen angeboten. Dort sollte eine neue Tageszeitung herausgegeben und die Druckerei erst neu eingerichtet werden. Mein Vater nahm das Anerbieten an, wollte vorher aber erst in der Welt sich etwas umsehen, wie es j. St. zumindest war. Er wanderte von Falkenstein über Leipzig, Magdeburg, Berlin, Stettin, Stralsund, Insel Rügen, Rostock, Lübeck, Kiel. Dort erreichte ihn ein Telegramm, daß er die angestammte Stellung nun sofort antreten solle. Per Bahn ging es dann über Hamburg, Hannover, Göttingen nach Mühlhausen, wo inzwischen die ersten Schriften und die Maschinen eingetroffen waren, so daß die Druckerei eingerichtet werden konnte. Bald wurde die erste Nummer der „Mühlhäuser Zeitung“ herausgegeben, die überall gern gelesen wurde. Es war kein leichtes Unternehmen für den Herausgeber Ernst Höfer. Die Zeitung brachte ihm diese Sorgen, doch aber auch schöne Erfolge. Mein Vater denkt noch gerne an das schöne Verhältnis, das zwischen der Familie Höfer und dem Personal bestand.

Nach einjähriger angestrengter Tätigkeit in der Höferschen Druckerei suchte mein Vater aus Gesundheitsgründen aber doch in einen ruhigeren Betrieb zu kommen. Er ging am 12. Juni 1882 nach Bad Homburg vor der Höhe zu J. G. Steinbäcker, in dessen Verlag die Homburger Kurzlese dreisprachig erschien (deutsch, englisch und französisch). Hier hat mein Vater die Glanzperiode Homburgs unter Kaiser Wilhelm I. miterlebt. Fürstlichkeiten aus aller Welt gaben sich dort alljährlich Rendezvous. Es herrschte ein internationaler Verkehr, wie er seitdem nirgends wieder zu finden ist.

Von Homburg aus bereiste mein Vater ganz West- und Süddeutschland. Bei Mannheim suchte er auch die Stätte auf, an der Adolph v. Trübschler erschossen wurde. An der Landstraße vor der Stadt stand ein Gedenkstein, der an Trübschlers Tod erinnerte.

Nach Homburg konditionierte mein Vater dann in Leipzig in der Emil Berger'schen Schriftgießerei, wo ihm eine Stelle für Griechenland angeboten wurde, die er auch gerne annehmen wollte. Er sollte sich für die Hofbuchdruckerei von Prof. Dr. Andreas Papageorgios in Athen drei Jahre verpflichten. Durch die militärische Ausbildung war ihm das aber unmöglich gemacht worden.

Was dem Vater in der Jugend vorenthalten blieb, ist mir — dem Sohn — durch das Kriegsgeschick zugefallen, und es berührt mich eigenartig, daß es mir vergönnt war, den „götterreichen, heiligen Olymp“ von unserer mazedonischen Front aus oft gesehen zu haben.

Später ging mein Vater, einer Aufforderung Steinbäckers nachkommend, nochmals nach Bad Homburg, von wo aus er dann die Leitung der Otto Wimmer'schen Buchdruckerei in Schmallenberg in Thüringen übernahm. Von dort kam er im Jahre 1884 erstmals nach Buchholz.

Der Erfolg der im Oktober 1885 ins Leben gerufenen Seidel'schen Zeitungen brachte ein Geld-Consortium auf den Gedanken, auch für Chemnitz selbst noch eine neue billige Zeitung zu gründen, da das Tageblatt der Allgemeinheit s. J. zu teuer erschien.

Im Jahre 1888 wurden dann mit Großkapital die „Chemnitzer Neuesten Nachrichten“ gegründet, die monatlang ganz umsonst und dann später für wenig Groschen Haus für Haus geliefert wurden. Die Vertreter der Seidel'schen Zeitungen wurden in festes Engagement genommen, und so wurden auch die Abonnenten derselben, ebenso auch die Abonnenten des Wiede'schen „Landboten“ den „Chemnitzer Neuesten Nachrichten“ zugeführt. 10 Jahre später wurde dann auch die „Chemnitzer Allgemeine Zeitung“ gegründet.

### Mit dem Wiedereintritt meines Vaters

in die Hollsteinsche Buchdruckerei im November 1888 begann nun eine rastlose Arbeit am Ausbau der „O. Z.“. So hat er ihr, die bis dahin wie alle anderen Lokalblätter der näheren und weiteren Umgebung in kleinem Format erschien, am 9. Dezember 1888 zunächst das noch heute bestehende

### Format der Großstadtpresse

gegeben, die Zeitung immer weiter ausgebaut und damit dem gesamten Zeitungswesen im oberen Erzgebirge einen außergewöhnlichen Ansporn und Aufschwung gegeben.

Nachdem Hollstein das Geschäft in guten Händen wußte, zog er sich immer mehr zurück. Ein schweres Asthma leiden machte ihm zudem recht zu schaffen.

Am 1. Oktober 1892 übergab er dann die Druckerei und den Verlag der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in den Alleinbesitz Friedrich Seidels,

der inzwischen auch sein Schwiegersohn geworden war. Über die Geschäftsübergabe berichtet die nachfolgende Bekanntmachung, die der Nr. 230 vom 2. Oktober 1892 entnommen ist:

P. P.

Meinen wertlichen Geschäftsfreunden und den geehrten Lesern der „Obererzgebirgischen Zeitung“ hierdurch die ergebene Mittheilung, daß ich am heutigen Tage meine seit 33 Jahren inne gehabte

Buchdruckerei und den Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung meinem Schwiegersohn und mehrjährigen Mitarbeiter

herrn Friedrich Georg Seidel

übergeben habe.

Es ist mir Herzensbedürfnis, bei dieser Gelegenheit für das mir während der langen Reihe von Jahren in so hohem Maße entgegengebrachte Vertrauen meinen besten Dank auszusprechen und verbinde ich hiermit die ergebene Bitte, in gleich freundlicher Gestaltung auch meinen Nachfolger unterstützen zu wollen.

Hochachtungsvoll J. H. Hollstein.

Mit Bezug auf vorstehende Mittheilung gestatte ich mir, hier durch ergeben zu anzeigen, daß ich die

Buchdruckerei und den Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung am heutigen Tage übernommen habe und unter der Firma

J. H. Hollstein Nachfolger

in bisheriger Weise fortführen werde.

Die Buchdruckerei ist mit den neuesten, praktischsten Maschinen, sowie mit reichem modernem Schriftenmaterial ausgestattet und im Stande, auch den weitgehenden Anforderungen gerecht zu werden. Als Fachmann werde ich stets bemüht bleiben, durch saubere, geschmackvolle Ausführung der mir übertragenen Arbeiten, durch technische Sorgfalt und prompte Bedienung die alten Verbindungen zu erhalten und neue zu gewinnen.

Wie die Obererzgebirgische Zeitung aus kleinen Anfängen heraus sich zu ihrer heutigen Gestalt entwickelt und in immer weiteren Kreisen sich zahlreiche Freunde erworben hat, so hoffe ich, daß dieselbe auch unter meiner Leitung überall in Stadt und Land freundliche Aufnahme finden wird. Mit allen Kräften werde ich bemüht sein, dem Bedürfnis einer geistig regamen und rüstig vorwärts strebenden Bevölkerung Genüge zu leisten, indem ich der Ausstattung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ meine ganz besondere Sorgfalt zuwenden werde. Um den lokalen Theil der Zeitung recht umfassend gestalten zu können, sind mir Mittheilungen aus dem Leserkreise über örtliche Begebenheiten stets willkommen und werden solche gern honoriert. Daß ich allen an mich ergehenden Wünschen gerecht zu werden bestrebt sein werde, darf man sich versichern halten.

Indem ich bitte, mich durch Zuweisung von Druck- und Insertionsaufträgen, sowie durch reich zahlreiche Abonnementsbeteiligung und Weiterempfehlung der Obererzgebirgischen Zeitung in Freundenkreisen zu unterstützen, verspreche ich, das mit entgegengebrachte Vertrauen nach jeder Richtung hin zu wahren.

Mein Unternehmen freundlichen Wohlwollens bestens empfahend, zeichne ich mit alter Hochachtung Friedrich Georg Seidel.

Buchholz, am 1. Oktober 1892.

Leider war dem alten Inhaber J. H. Hollstein nur ein ganz kurzer Ruhestand vergönnt. In der Ausgabe Nr. 72 der „O. Z.“ am 26. März 1895 lesen wir bereits von seinem Ableben. Es heißt dort:

Nach langerem schweren Leiden ist heute früh der langjährige Herausgeber und verantwortliche Redakteur der „Obererzgebirgischen Zeitung“.

Herr Julius Hermann Hollstein

im Alter von 65 Jahren sanft entschlafen. Am 10. Februar 1860 hatte der nunmehr Heimgegangene die Buchdruckerei und den Verlag der genannten Zeitung übernommen und beides bis zum Oktober 1892 in Besitz gehabt. Nach einem milde- und arbeitsvollen Leben zog sich derselbe von diesem Tage ab von seiner langjährigen Tätigkeit zurück, um noch einige Jahre der Ruhe zu leben. Aber nur allzubald hat ihn der unerbittliche Tod dem Kreise seiner Lieben und seiner zahlreichen Freunde entrissen, und mit ihnen stehen auch alle Dileganten trauernd an der Bahre.



Friedrich Georg Seidel  
geb. 1. Juli 1863 in Falkenstein i. B., Ostgl.

Er hatte sich in seinen Stellungen reiche Kenntnisse, besonders im Zeitungswesen, angeeignet, so daß er glaubte, einem mittleren Betrieb selbstständig vorstehen zu können. Auch ein kleines bescheidenes Vermögen hatte er sich erwart.

\* \* \*

Der Drang nach Selbstständigkeit, sein rastloses Streben nach eigener Existenz ganz durch eigene Kraft trieb Seidel aber doch bald wieder von Buchholz fort. Er verließ am 9. Mai 1885 die Offizin Hollsteins wieder und ging zunächst auf kurze Zeit nach Leipzig zu C. G. Naumann. Schon damals aber war es Hollsteins Wunsch, daß Seidel bald wieder nach Buchholz zurückkommen möge. Dieser hatte sich inzwischen aber doch selbstständig gemacht.

Er war im September 1885 in die Akzidenzdruckerei von Bruno Diesel-Chemnitz, die in der Inneren Klosterstraße im „Golddenen Helm“ ihr Domizil hatte, als Teilhaber eingetreten.

Zu dieser Zeit existierte in Chemnitz nur das „Chemnitzer Tageblatt“ und der im Verlag von Alexander Wiede wöchentlich einmal erscheinende „Landbote“.

Seidel gründete nun trotz seiner Jugend — er war damals erst 22 Jahre alt — und trotz seiner bescheidenen Mittel bald nach seinem Eintritt im Oktober 1885 für die Umgebung von Chemnitz, besonders für die Ortschaften der Strumpf-Industrie, die „Lokal-Nachrichten“, dazu später für die Ortschaften der Spielwarenindustrie die „Grünebainchener Nachrichten“ und für das Zschopauthal den „Zschopauthalten“.

Diese Zeitungen wurden überall, besonders auch von der Chemnitzer Geschäftswelt, freudig aufgenommen und unterstützen und entwickelten sich innerhalb weniger Jahre immer mehr. Sie wurden bald Amtsblatt der verschiedensten Behörden.

Die Räume in der Klosterstraße wurden gar bald zu eng. Eine größere Maschine mußte angeschafft werden, und deshalb siedelte die Diesel & Seidel'sche Druckerei Ende Juli 1887 nach der Theaterstraße über, in das j. St. Otto Wohlsahrl'sche Geschäftshaus neben der Tageblattdruckerei.

Hollstein war über die Seidel'sche Zeitungs-Neugründung ganz überrascht und schrieb dem jungen Seidel anerkennende Briefe nach Chemnitz, in denen er ihm aber auch immer und immer wieder nahelegte, zurück nach Buchholz zu kommen, da er frankheitshalber sein Geschäft doch bald in jüngere Hände legen wollte. Weisbach und Waengler sich inzwischen aber in Annaberg selbstständig gemacht hatten.

Im Jahre 1888 kam dann Seidel auch nach Buchholz zurück und trat zunächst als Teilhaber in die Hollsteinsche Druckerei ein. Er versuchte erst, beide Geschäfte, das in Chemnitz und das in Buchholz gemeinsam zu führen. Da dies aber für die Dauer zu aufreibend war, verkaufte er das Chemnitzer Geschäft am 1. August 1891, nachdem Diesel vorher ausgetreten war und Seidel an dessen Stelle (unter dem 24. Oktober 1889) seinen damaligen Buchhalter Ostar Naumann als Teilhaber aufgenommen hatte, an letzteren. Die Erben des dann später verstorbenen Naumann führen die Druckerei heute noch unter der Firma Seidel und Naumann in Chemnitz weiter, derselben Firma, bei der seit langen Jahren das amtliche Fernsprechbuch für den Oberpostdirektionsbezirk Chemnitz gedruckt wird.

denen er ein wohlwollender Arbeitgeber und freundlich gesinnter Chef war. Längere Zeit hindurch leidend, hatte er sich durch die Kraft seiner Natur doch immer wieder aufrecht erhalten, bis er heute früh 1/28 Uhr die Augen auf immer schloß. Mag er nun ausruhen von seiner mühevollen, jedoch gesegneten Arbeit, sein Andenken aber wird alle, welche dem Verstorbenen im Leben nahe standen, stets ein theures sein und bleiben.

J. H. Hollstein wurde in seinem Erbbegräbnis auf dem mittleren Friedhof in Buchholz beigesetzt.

Mein Großvater war, wie Dr. Mause in der Jubiläumsnummer der „O. J.“ vom 8. September 1904 schrieb: bei all seinen Unternehmungen vorsichtig und sparsam, er hat es aber in hohem Grade verstanden, zuverlässige Berater und gewandte Föder zu gewinnen und für sein Unternehmen zu interessieren. Sein anspruchsvolles Wesen, seine Solidarität als Geschäftsmann sind uns in gutem Gedächtnis. Ich selbst, der Enkel, war damals noch ein ganz kleiner Bub. Ich erinnere mich aber doch noch, wie der Großvater mich einmal auf den Schoß nahm und freundlich zu mir sprach. Auch des Tages seiner Beerdigung kann ich mich noch erinnern. Dass die Saat, die der selige Großvater mit nimmermüden Händen ausgestreut hatte, gut war, das zeigte uns ja der nun folgende Aufstieg des Unternehmens, wie wir ihn in der Folge der Zeit durch die ebenfalls unermüdliche Tätigkeit und das Vorwärtsstreben meines Vaters erleben durften. Gottes Segen lag sichtbar auf dem bezeichneten Werke.

### Es wachsen die Räume es dehnt sich der Bau..

Noch war der Betrieb der Zeitung und Buchdruckerei im alten Haus an der Marktstraße untergebracht. Das war ein emsig Schaffen und Wirken in diesen engen Räumen.

#### Der neue Inhaber Friedrich Seidel

hat die „O. J.“ inhaltlich immer weiter ausgebaut, die Auflage wuchs von Jahr zu Jahr. So ging es an

#### Neuan schaffungen im Maschinenpark.

Im Jahre 1896 hat Seidel eine Doppelschnellsprese und im Jahre 1900 eine Linotype-Schlagschneidemaschine (eine der ersten in Sachsen —, also so mancher großen Stadt vorausseilend) angeschafft, so dass der auf unserem Bild ersichtliche Souterrainanbau nötig wurde. Der Maschinenpark wurde im alten Haus und Hinterhaus untergebracht, die Segerei in dem neuen Souterrainbau. Über einen kleinen Dachgarten führte der Weg zum Druckerei-Kontor in der ersten Etage, wie das unser untenstehendes Bild zeigt.

Die Entwicklung der „Obererzgeb. Zeitung“ nahm aber einen angehakt schnellen Fortschritt, und bald zeigte sich das alte Hollsteinhaus mit den Anbauten zu klein. Es galt, einen Neubau vorzubereiten, aber auch verschiedene andere Projekte lagen noch vor. Seidel stand mit der Besitzerin des ehemaligen Postgebäudes (Frau Wienbrecht), in dem sich jetzt die Eisenhandlung von Emil Möckel befindet, und auch mit der Besitzerin der Bachschen Villa in Kaufunterhandlungen. Schließlich entschloss er sich aber doch zu einem Neubau. Zu diesem Behufe hatte er ja, vorausschauend, auch schon im Jahre 1900 das an das Hollsteinische Grundstück grenzende Anton Werkelsche Haus an der Marktstraße angelaufen. Der Bauplan wurde gründlich durchgearbeitet und sollte nun im Jahre 1906 zur Ausführung kommen. Da trat die Stadt durch Herrn Bürgermeister Schmiedel an Seidel heran und suchte ihn zu veranlassen, auch das benachbarte Bursch-Haus noch hinzuzufügen, das nur durch einen Holzgiebel vom Merkelhaus getrennt war und über dasselbe hinausragte, weshalb es als großer Brandgefahr im Zentrum der Stadt angesehen werden musste. (Vgl. Bild in der heutigen Nr. der „Erzgeb. Heimatblätter“.) Schweren Herzens, aber im Interesse der Stadt, ließ sich Seidel zu diesem weiteren Kauf, der natürlich die ursprünglichen, schön ausgearbeiteten Baupläne über den Haufen warf, bereitfinden, um, wie es ausdrücklich in dem an Ratsstelle mit den Herren Bursch und Görlich abgeschlossenen Kaufvertrage heißt, für die Stadt günstige und für das Stadtbild bessere Verhältnisse zu schaffen. Es waren allerdings zwei teuere Baustellen (rund 50 000 Mark), auf denen nun

#### der Neubau der „Obererzgebirgischen Zeitung“

errichtet werden sollte. Der Kauf war mit großen Sorgen und Opfern verbunden, zu denen sich noch allerlei Schwierigkeiten gestellten. Doch mutig nahm Seidel den Kampf mit den Widerständen auf. Nach hartem Ringen erstand dann in fast zweijähriger Bauzeit der große Neubau, der als Hauptgeschäftsstelle der „O. J.“ die Aufmerksamkeit aller Fremden erregt.

Mitte Oktober zog die Zeitung in das neue Heim ein und wir lesen darüber in Nr. 243 der O. J. vom 17. Oktober 1907 u. a. folgendes:

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist umgezogen. Weit hat sie es nicht gehabt, nur ein paar Schritte sind es von dem bisherigen Heim zum neuen.

Gleich neben dem seitherigen Heim erhebt sich die neue Arbeitsstätte. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ konnte sich nicht trennen von der alten, lieben Marktstraße, in der sie jung und frisch ihr Nest gebaut, von der aus sie hinauszog nicht nur in alle Teile unserer Stadt, sondern des gesamten Erzgebirges, in jedem Haus, bei Amt und Reich ein gern gesehener Gast. Alte Mauern waren es, hinter denen sie bisher wohnte, nicht stolz

und statlich von außen, und von innen kaum wohl bezaubernd. Dennoch sind uns die alten Mauern der „Obererzgebirgischen“ lieb gewesen, sie waren ja die Wiege dessen, was sie jetzt ist, sie sahen die Erfahrungen reisen, welche die Zeitung gewann draußen im Leben, sie sahen die ersten Früchte ernsten Schaffens. Wenn wir zurückblicken auf die bisherigen Räume, in denen der nie rastende Begründer Hollstein vereinst sein Werk installierte, zurück auf die Anbauten, auf welche das Geschäft sich unter seinem

nur in Großstädten zu finden ist, und die modernsten Apparate und Hilfsmaschinen kamen dazu, und so ist die Druckerei der „O. J.“ eine der leistungsfähigsten Provinzdruckereien ganz Sachens geworden.

Wenn mein Vater nach 50jähriger angestrengter, aber auch erfolgreicher Berufstätigkeit sich nun vom Geschäft zurückziehen will, dann kann er gewiss mit dankbarem Herzen und mit größter Genugtuung auf sein Lebenswerk zurückblicken.

Die „O. J.“ ist in besonderem Maße ein alteingesessenes Insertionsorgan, vor allem auch der Annaberger Geschäftswelt. Wie könnte das auch anders sein. Was auf dem Markt der Metropole unseres oberen Erzgebirges zusammenfließt, das erfährt eben bestreute Publikation nur durch eine Tageszeitung von so bedeutsamer Stadt- und Landauslage, wie sie die „O. J.“ seit Jahrzehnten besitzt. Annahmestellen für Inserate hatte die „O. J.“ schon von den ersten Jahren ihres Bestehens an auch in Annaberg. So hatten sich die Herren Gustav Bienert, Max Seyfert sen. und jun. (Havanna-Haus in Annaberg) u. a. mit der Annahme von „O. J.“-Inserten befasst. Diese Vermittlungstätigkeit gestaltete sich im Verlauf der Jahre immer umfangreicher, und so wurde der schon lange gehegte Gedanke,

eine eigene Geschäftsstelle und ein eigenes Haus in Annaberg zu besitzen, zur Tat. Der Verlag kaufte am 1. Januar 1920 an der verkehrsreichen Buchholzer Straße Nr. 25 das Haus des Kaufmanns Heinrich August Hünke und errichtete dort außer der Annahmestelle im Havanna-Haus eine eigene Geschäftsstelle, die sich allgemeiner Beliebtheit und eines regen Verkehrs erfreut.

Im Sommer 1929 ist auch in Schwarzenberg eine ähnliche Geschäftsstelle errichtet worden. Das Blattneszen in Buchholz hat mein Vater am 18. Januar 1905 übernommen. 12 Zementblatzen in moderner Form hat er auf seine Kosten im Stadtgebiet von Buchholz errichten lassen.

Unsere „O. J.“ hat sich in ganz überraschender Weise gut eingeführt. Heute sind in über 50 Stadt- und Landgemeinden eigene Vertreter für sie tätig. Hatte mein Vater im Jahre 1888 die Zeitung mit einer Auflage von ca. 1000 übernommen, so ist heute die Auflage auf über 2000 angewachsen.

Sie hat sich also im Verlauf von ca. 40 Jahren verdreifacht. Die O. J. hat hiermit die schnellste Auflagen-Entwicklung aller im Erzgebirge erscheinenden Zeitungen genommen.

Das ist gewiss ein schöner Beweis der Beliebtheit unseres Heimatblattes, dessen sich außer den Behörden, Vereinen etc. naturgemäß auch alle Geschäftskreise mit großem Erfolg zu Publikationszwecken bedienen.

Eine Abbildung der 75 Jahrgänge der „O. J.“ bringen wir in der heutigen „Illustrierten Wochenbeilage“ unserer Zeitung.

Im Laufe der Jahrzehnte hatte die „O. J.“, wie wir aus den bisherigen Niederdrucken ersehen, gar manchen Sturm erlebt. Als besonders kritische Zeiten im wahrsten Sinne des Wortes mussten vor allem aber die hinter uns liegenden Kriegs- und Nachkriegsjahre angesehen werden. Der Krieg selbst brachte durch die Abberorderung zum Heeresdienste im Kontor und im Betriebe einen ganz empfindlichen Arbeitsmangel, demgegenüber sich erklärlicherweise bei den bewegten Kriegszeiten eine Flut von Arbeitsüberhäufung anstaut, die von den wenigen in der Heimat zurückgebliebenen Arbeitskräften bewältigt werden musste. Ein Extrablatt jagte das andere, Sieg um Sieg kündete es in den ersten Jahren des Krieges. Dann freilich kam das traurige, uns allen bekannte, unglückliche Kriegsende und kurz darauf die Inflation mit ihren Schrecken. Katastrophal wirkte sich die Geldentwertung aus. Die noch so hohen Abonnementsbeträge waren, ehe sie durch die Hand der Vertreter in der Hauptgeschäftsstelle einzogen, nichts mehr wert. Die ganze Willenskraft jedes einzigen — vom Unternehmer bis zum Arbeiter — musste aufgeboten werden, diese Zeit zu überstehen, die zu allem Leid noch gekennzeichnet war vom blutigen Toben des Aufwirks und Bruderkrieges, der so wie überall im Vaterlande auch in unserem Erzgebirge herrschte.

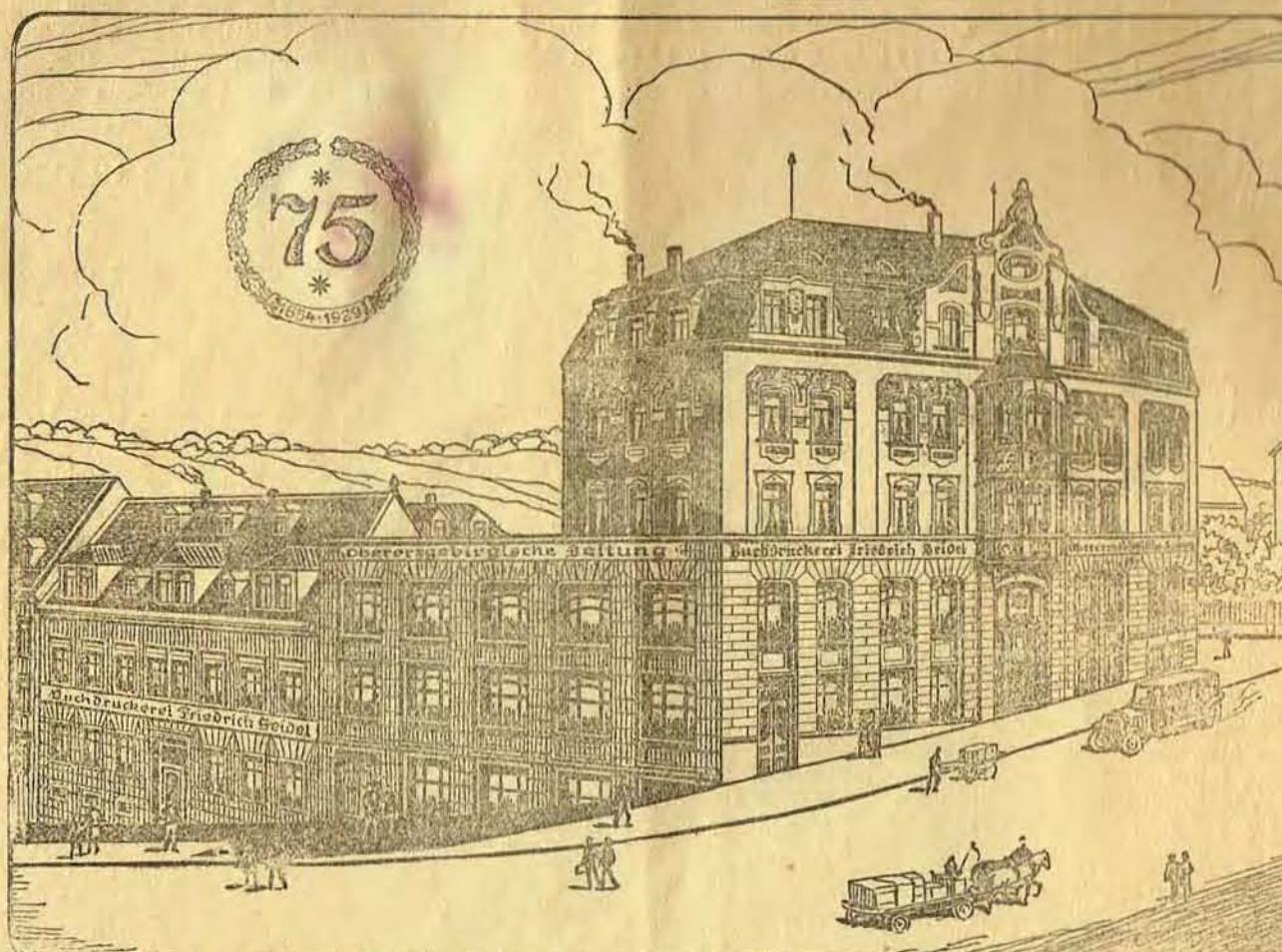
So sind wir denn mit der Geschichte unseres Unternehmens Schritt für Schritt bis hin in unsere Zeit gewandert, in eine Zeit, die so ganz, ganz anders aussieht, als die Tage der Gründung und die Jahre des gewaltigen Aufschwungs, den wir auf allen Gebieten unseres Unternehmens mit Gottes Hilfe gebaut haben. — heute kein Auslang der verslochenen 75 Jahre unseres Bestehens finden wir

die „O. J.“ auf einer Höhe wie nie zuvor, um uns her im deutschen Vaterland freilich nur die Erinnerungen einer alten, deutschen Herrlichkeit.

Noch um die Maßen des alten stolzen Schifffes segt der Bühnenvorhang einer rauhen Wirklichkeit. Da gilt es für uns, für Söhne und Enkel, die berufen sind, demaleinst das Steuer zu führen, mit fester Hand und klarem Sinn durch Sturm und Wille das Land einer hoffentlich wieder glücklicheren deutschen Kultur zu erreichen. Und dazu helfe uns Gott!

Einen Rundgang durch unsere Geschäftsräume finden unsere Leser in der 4. Beilage Seite 13 bis 15 dieser Jubiläums-Nummer.

**Gott grüß die Kunst!**



Geschäftshäuser der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz, Karlsbader Straße und Marktstraße.  
Siedels Neubau vom Jahre 1906-07 und der Zwischenbau vom Jahre 1925.

Nachfolger zunächst ausdehnte, so müssen wir mit Genugtuung konstatieren, dass das Wachstum des Unternehmens sich von Anfang an immer deutlicher markiert hat. Als aber auch in den zuletzt neu gewonnenen Räumen jeder Winkel besetzt war, entschloss sich der derzeitige Besitzer Friedrich Seidel zu einem weit auslaufenden Neubau.

Nicht im nächsternen Werktagsselde erhebt sich das neue Geschäftshaus, sondern in einem architektonischen Gewand, um zu zeigen, dass die Arbeit, die hier geleistet wird, das Zweckmäßige und Schöne zum gemeinsamen Ziele hat.

Das neue Geschäftshaus, das von Herrn Baumeister Weidknecht erbaut ist, ist nach modernen Ausführungen so gehalten, dass es seine Bestimmung schon im Neueren fundiert. Es befindet sich in Schiebthüle, über dem Erker, das Antik Gutenberg, des Gefinders der „Schwarzen Kunst“, weiter unten das geflügelte Rad, das Rad der Zeit, am Erker nach vorn das Buchdruckerwappen, auf einer Seite die Eule, die Wissenschaft verfinstert, auf anderen Seite der Bienenstock, den Fleiß und die Schaffensfreudigkeit markierend, ohne welche die Herstellung einer Zeitung sich nicht denken lässt, und über dem Hauptportal in erhabenen Lettern der Buchdruckerpruch „Gott grüß die Kunst“. Das Buchdruckerwappen, das am Portal in heraldischen Farben in der Verglasung angebracht wurde, Sprüche und Embleme vervollständigen die Charakteristik des Gebäudes. — Jedenfalls besteht die „Obererzgebirgische Zeitung“ nun ein Heim, das aus hellem Auge dem Vorübergehenden zusagt.

Voll frohen Mutes, mit der Bitte, ihr das bisherige Vertrauen und Wohlwollen zu erhalten, zieht die „Obererzgebirgische Zeitung“ ein in ihre neuen freundlichen Räume. Hofft sie doch, dass der Wechsel gezeugt wird durch die guten Wünsche aller ihrer Leser, denen sie auch in Zukunft sein will eine treue, faltkräftige Freunde.

Dieser Wunsch hat sich erfüllt. Auch im neuen Heim lag Gottes reicher Segen auf dem Unternehmen, das immer größer wurde. So machte sich dann im Jahre 1911 schon wieder ein zweistöckiger Erweiterungsbau nach der Hosseite nötig, da infolge bedeutender Wohnungszunahme die Doppelschnellsprese nicht mehr genügte und zur Anschaffung einer

#### 8seitigen Rotationsmaschine

geschritten werden musste. Auch vier weitere Linotype-Schlagschneidemaschinen wurden aufgestellt, um den Lesern der „O. J.“ immer mehr Lesestoff bieten zu können.

Ende 1925 wurde dann auch noch der an der Marktstraße gelegene Souterrainanbau zwischen dem ehemaligen Hollsteinhaus und dem Seidelschen Neubau um zwei weitere Stockwerke erhöht (s. obige Abbildung), um Raum zu schaffen für eine große

#### 16seitige Rotationsmaschine,

die die größte im oberen Erzgebirge bis heute geblieben ist. Eine Schnellgießmaschine, wie sie sonst



Früheres Geschäftshaus an der Marktstraße

## Reichsheer, Politik und Landwirtschaft

## Die deutschen Kriegstribute und der Weltmarkt

Von Geh. Reg. Rat Dr. Quaach, M. d. R.

## Ein Gespräch

„Welches sind die Gründe, aus denen die deutsche Rechte sich gegen die Annahme der Pariser Vereinbarungen sträubt?“

Alle Sachverständigen und jetzt sogar die Politiker sind sich darüber einig, daß Deutschland bisher nur aus Schulden gezahlt hat. Deutschlands Leistungsfähigkeit hängt davon ab, daß ihm der nötige Lebensraum gegönnt wird. Zur Zeit ist seine Wirtschaftsbilanz passiv. Die Überschüsse, auf die der Dawesplan gerechnet hat, sind nicht vorhanden, und die deutsche Wirtschaft wird sie in absehbarer Zeit auch nicht erzielen.

„Ich möchte nicht glauben, daß dieser Zustand anhalten wird. Bei uns in den Vereinigten Staaten nehmen die Wirtschaftler an, daß Deutschland in fünf Jahren wieder eine aktive Handelsbilanz haben wird. Seine Industrie wird nach Ansicht der maßgebenden Herren dann stark genug sein, um die Überschüsse zu erzielen für die Bezahlung der Tribute.“

Gestatten Sie mir, statt langer Ausführungen eine Rechnung aufzumachen.

Deutschland hat heute etwa 15 Milliarden Auslandsschulden. Ich möchte annehmen, daß diese eine Zins- und Tilgungslast von 1,5 Milliarden bedingen. Außerdem zahlen wir jährlich 2,5 Milliarden Tribute. Drittens haben wir durch eine verfehlte Wirtschaftspolitik die Produktion unserer eigenen Landwirtschaft gedrosselt und jährlich für 2-3 Milliarden fremde Lebensmittel eingeführt. Ich will aber all diese Zahlen bedeutend ermäßigen und sehe folgende Posten ein:

Schuldenzinsen nur 1 Milliarde  
Tribute nur 1,5 Milliarden

Ernährungsdefizit nur 4,5 Milliarden.

Das ergibt eine Summe von 4,5 Milliarden jährlich. Bitte überlegen Sie mit mir, welche Ausfuhrsteigerung nötig wäre, um einen Überschuß von 4,5 Milliarden jährlich zu erzielen. Wir haben heute eine deutsche Ausfuhr von 12 Milliarden. Ich nehme den hohen Satz von 25 Proz. Neingewinn bei der Ausfuhr an. Wir müßten also, wenn die Theorie Ihrer amerikanischen Wirtschaftler richtig wäre, in fünf Jahren eine Ausfuhr von 30 Milliarden Mark haben.

„Halten Sie das für unmöglich? Man rechnet drüben mit einer Steigerung des Welthandels im allgemeinen, sowie mit einer Steigerung der Abschlusssiffern des Welthandels, namentlich infolge der wachsenden Entwertung des Geldes.“

Auch hier, glaube ich, antwortet man am besten mit Zahlen. Unser Statistisches Reichsamt verfolgt die Entwicklung des Welthandels umfahes der 42 wichtigsten Länder der Erde. Der Gesamtwert des Welthandels umfahes der 42 wichtigsten Länder hat sich von 1925 bis 1928 von 238 auf 247 Milliarden erhöht. Das ist eine Steigerung in drei Jahren um 3,6 Proz. Ich hebe hervor, daß das die Gesamtausfahrt für beide Seiten des Buches, Einfuhr und Ausfuhr, ist. Berechnet man die Steigerung nach dem Gesetz von 1925, so kommt eine Steigerung von 9,9 Proz. heraus. Ich lege diese Ziffer von rund 10 Proz. zu Grunde. Wir würden danach in sechs Jahren etwa 10-20 Milliarden Ausfuhr haben. Inzwischen aber hätte sich der jährliche Fehlbetrag von 4,5 Milliarden durch die inzwischen angewachsene Zinsenlast schon wieder weiter erhöht, so daß auch 30 Milliarden Ausfuhr zum Ausgleich der deutschen Zahlungsbilanz nicht mehr hinreichen würden. Diese fortschreitende Erhöhung der Schuldenlast würde an der Ausfuhrsteigerung in jedem Jahre vorbeilaufen. Es wäre der Wettsauf des Achilles mit der Schildkröte.“

„Wäre es nicht möglich, daß die deutsche Ausfuhr noch stärker entwickelt, als die Ausfuhr der anderen Länder, namentlich von England und Frankreich? England hat schwer zu kämpfen, da seine Wirtschaft weniger modern ist als die deutsche, und Frankreich ist nicht in dem Maße ein Wirtschaftsland, wie es Deutschland gerade ist.“

Bisher ist das Gegenteil der Fall; denn Deutschlands Anteil am Welthandel sinkt. Aber sehen wir davon ab. Wenn der Umfang des Welthandels weiter wie bisher steigt, würde in den sechs Jahren die Gesamtleistung der 42 größten Wirtschaftsländer kaum mehr als 45 Milliarden Mark ausmachen. Diesen Zuwachs müßte Deutschland also größtenteils an sich reißen. Die Vereinigten Staaten müßten also auf die Ausdehnung ihres Exportes verzichten. England müßte darauf verzichten, die englischen Tochterländer wirtschaftlich enger an sich zu ziehen und seinen Anteil an der Versorgung dieser Länder zu behaupten. Die französische und belgische Eisenindustrie müßten sich damit befreien, der deutschen Eisenindustrie den Vorrang zu lassen. Eine weitere Voraussetzung wäre die, daß die neuen Industrieländer wie Italien, aber auch die asiatischen Länder ihre eigenen Industrien nicht wie bisher weiter entwickeln. Ich vermag nicht einzusehen, was alle diese Länder zu diesem Bericht bewegen sollte. Sie müßten damit anerkennen, daß Deutschland den Krieg wirtschaftlich gewonnen hätte.“

„Man stellt sich drüben vielfach vor, daß die deutschen Produktionsstätten mit amerikanischem Kapital ausgebaut werden, wie es beispielsweise in der deutschen Autoindustrie

geschehen ist. Damit würden gewissermaßen Stützpunkte der amerikanischen Produktion in Deutschland geschaffen, und man könnte von hier aus den europäischen Markt versorgen. Aus dem Gewinn dieser Ausfuhr würde Deutschland die Tribute bezahlen.“

Eine solche Amerikanisierung der deutschen Produktionsmittel würde die Tributzahlung vollends unmöglich machen. Sie vergessen, daß der Neingewinn aus dieser amerikanischen Produktion in Deutschland nach den Vereinigten Staaten gehört und

## Der Chef der Heeresleitung grüßt die O. Z.

„Ich gedenke der tapferen Söhne des Erzgebirges“

**D**aus der Harmonie der herrlichen Natur, die sich in dem waldreichen Erzgebirge besonders reizvoll darstellt, schöpfen wir immer wieder die Kraft zur Erfüllung unserer Pflicht. Dort oben in Ihren Bergen fanden schon viele von uns Soldaten herzliche Aufnahme, dankvoll und begeistert kehrten sie zurück.

Ich gedenke der tapferen Söhne des Erzgebirges, die für das Vaterland ihr Leben ließen, grüße alle Kameraden, die nach treuerfüllter Pflicht aus dem Felde in die schöne Gebirgsheimat wiederkehrten und wünsche der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrem 75jährigen Bestehen von Herzen weiterhin Blühen und Gedeihen.

Heine, General der Infanterie und Chef der Heeresleitung.

## Deutscher Gruß Graf Westarp, M. d. R.

„... der tapferen Streiter für nationale Wiedergeburt“

**S**ein „Obererzgebirgischen Zeitung“, der tapferen Streiterin für eine nationale Wiedergeburt des deutschen Volkes, sende ich zu ihrem 75jährigen Bestehen ein herzliches Glückauf. Ich wünsche und hoffe, daß ihr dereinst vergönnt sein möge, das Ziel, das uns allen vorschwebt, zu erreichen: ein nach außen vom Joch der Fremdherrschaft befreites, nach innen starkes und geeintes deutsches Vaterland.

Graf Westarp, M. d. R.

## Die Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge

„... mit der Jubiläum für unseren Bauernstand“

**S**ur Feier des 75jährigen Bestehens der Obererzgebirgischen Zeitung denkt die Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge zurück an die erfolgreiche Zusammenarbeit, die seit diesen 75 Jahren die Kreisdirektion Chemnitz als Vertretung der erzgebirgischen Landwirtschaft mit der Jubilarin im Interesse unseres Bauernstandes entfalten konnte.

Die heutige Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer, der frühere Landwirtschaftliche Kreisverein des Erzgebirges, feierte vor einigen Jahren ebenfalls die 75jährige Tätigkeit. Was in diesen 75 Jahren angestrengter Arbeit für die Förderung der Technik, des Landbaus und der Viehzucht geleistet wurde, war das Werk intensivster Ausklärung, an der die Obererzgebirgische Zeitung für ihren Bezirk hervorragenden Anteil hat.

Vor 100 Jahren bahnte sich durch die Forderungen Christian von Schubarts nach vermehrtem Futterbau, durch die epochenmachenden betriebswirtschaftlichen Arbeiten Albrecht Daniel Thaers und durch die hervorragenden Untersuchungen Justus von Liebigs eine neue Epoche in der Entwicklung der deutschen Landwirtschaft an. Das sächsische Erzgebirge folgte mit langsam diesen neuen Forderungen. Der erzgebirgische Bauer konnte nicht sofort alles bisherige über Bord werfen. Das verhinderte die Eigenart der erzgebirgischen landwirtschaftlichen Verhältnisse. Daß es aber gelang, nach und nach alle Landwirte von den Vorteilen zu überzeugen, die ein moderner, sachgemäßer Ackerbau und eine entsprechende Viehzucht mit sich bringen, ist das Ergebnis jahrzehntelanger Ausklärungsarbeiten gewesen. Dabei hat uns die Obererzgebirgische Zeitung nach besten Kräften unterstützt.

So verbinden wir mit Worten des Dankes unsere Glückwünsche für das 75jährige Bestehen Ihrer Zeitung und hoffen dabei auf ein weiteres erfolgreiches Zusammenarbeiten zum Wohle unseres Bauernstandes und nicht zuletzt zum Wohle unseres deutschen Vaterlandes.

Kreisdirektion der Landwirtschaftskammer für das Erzgebirge

Schober, Rittergut Schönau, Vorsitzender.

Dr. Teuscher, Chemnitz, Geschäftsführer.

nach dort hinüber fließen würde. Es kommt hinzu, daß die Vereinigten Staaten bisher das Ziel verfolgt haben, im Interesse ihrer Farmer den deutschen Arbeiter mit amerikanischen Lebensmitteln zu versorgen. Das Schicksal der deutschen Landwirtschaft würde sich also nicht bessern. Die Landwirtschaft hat in den knapp fünf Jahren seit dem Dawesplan Verluste erlitten, die man auf 8–10 Milliarden heutigen Geldwertes berechnen muß. Diese Summe erklärt aber auch die Verluste in der Industrie. Sie haben drüben das sehr richtige Wort: "Die Landwirtschaft ist der wichtigste Industriezweig". Diese Grundlage der Wirtschaft kann sich nur im Rahmen einer nationalen Wirtschaftspolitik erhöhen. Die Mittel für die Bezahlung der Tribüte würden also in jedem Falle fehlen. Wahrscheinlich aber würde nicht einmal das Geld hereinkommen zur Bezahlung der Schuldzinsen und des Ernährungsdefizits. Ich glaube, daß es sich um gigantische Fehlschätzungen handelt.

"Es mag sein, daß man auch bei uns in Amerika infolge des geradezu ungeheuren Anwachsens des Reichtums im Kriege und nach dem Kriege in einen gewissen Milliardenrausch verfallen ist; aber Sie müssen mit den bestehenden Ausschreibungen rechnen."

Ich bin der Überzeugung, daß man eine Rückkehr zur Selbstbestimmung in allen Dingen abwarten muß, bevor die Welt einen wahren Frieden bekommen wird. Es ist richtig, daß heute in Deutschland vaterlandslos Gesinnung den Sitz predigen, dem deutschen Arbeiter könne es gleich sein, für wen er arbeitet. Die Wucht der Tatsachen wird auch diese Elenden eines Tages belehren. Inzwischen allerdings wächst eine große Gefahr in Deutschland heran. Die jungen Elemente verlieren die Geduld. Nicht nur die Rechtsradikalen, sondern auch die Linksräder werden mit den Waffen der Verzweiflung

lung sich dagegen wehren, zu Kulisse der Welt zu werden. Verschärft sich der Druck des internationalen Kapitals weiter, so wird es uns nicht gelingen, die jüngere Generation in dem Rahmen einer besonnenen Politik festzuhalten. Bisher hat der Bolschewismus auf eine aktive Tätigkeit in Deutschland verzichtet; seine inneren Schwierigkeiten werden aber immer größer, und es wird der Tag kommen, wo er diese Schwierigkeiten durch Aktivismus nach außen zu lösen versuchen wird. Der Stoß von außen u. die zunehmende Verbitterung im Innern

stellen eine revolutionäre Gefahr ersten Ranges dar.

Ich weiß, daß maßgebende Wirtschaftskreise drüben glauben, durch die aristokratische Gesinnung Ihrer Gewerkschaften, durch die Hilfe des bevorzugten, hochbezahlten Teiles der Arbeiterschaft jeden Bolschewismus abwehren zu können. Sie werden sich irren. Die Chancen, die sich dem Einzelnen in Ihrem Lande bieten, sind heute noch zahlreich. Das ändert sich von Jahr zu Jahr auch bei Ihnen. Damit ist der Boden für revolutionäre Gesinnung gegeben; denn revolutionär ist der, der nur noch eine Chance im Leben sieht. Revolutionen werden übrigens nicht von Mehrheiten, sondern von Minderheiten gemacht. Die amerikanische Intelligenz hat, wenn ich nicht ganz falsch berichtet bin, drüben genau so schwer zu kämpfen, wie die europäische Intelligenz.

Die Zerrüttung der Welt durch den Krieg nach dem Kriege, wie er heute tatsächlich noch besteht, ist ein Moment der Unruhe, das auch Sie von Ihrem Volke nicht fernhalten können. Eine weitsichtige amerikanische Politik sollte daher einen wirklichen Frieden erstreben. Er ist nicht möglich, wenn man aus dem Deutschen Reich einen mitteleuropäischen Balkan macht.

und Fachzeitschriften, die fast gleich neu auf dem Tische liegen, verglichen, und der Leser ist durch das bunte Bild, das ihm die Vielheit der Nachrichtenübermittlung ermöglicht, leicht in der Lage, zu urteilen und zu verurteilen, je nach dem, was ihm brauchbar erscheint, und das Geeignete aufzunehmen und zu seiner Meinung zu machen.

Anders liegen die Verhältnisse jedoch bei der bedeutenderen Provinzpreisse. Viele nicht allzogroße Mittelstädte verfügen nur über eine maßgebende Zeitung. Das ist schon daraus ersichtlich, daß zwei oder mehrere gut geleitete, reich informierte und mit einem beachtenswerten Mitarbeiterstab ausgestattete Zeitungen

in einer kleineren Mittelstadt sich nicht rentieren würden.

Niedriger Bezugspreis, Abonnementvorlese aller Art, wie Versicherungen, und was so viele Mittel zur Abonnementwerbung mehr sind, würden zu einem Konkurrenzkampfe führen, der schneller oder langsamer manche der vorhandenen Konkurrenzzeitungen dem wirtschaftlichen Abgrund zuführen müßte. Auf das Gewinnen von Abonnierten und Inserenten in einem schon schwer zu führenden Lebenskampfe kommt es in diesen Städten so besonders wesentlich an, weil die die Zeitung unterstützenden Kreise numerisch schon stark begrenzt sind und ein begrenztes und preismäßig saturiertes Gebiet durch noch so viele und noch so geschickte Mittel zeitungsmäßig nicht weiter erschlossen werden kann. Wenn deshalb zur Verhüllung solcher Kämpfe dort, wo mehrere Zeitungen in einem entsprechenden Provinzgebiete vorhanden sind, ein ausdrückliches oder stillschweigendes Abkommen über das Verbreitungsgebiet und Lehrlisches getroffen wird, so ist das nur ein Zeichen dafür, daß sich die Provinzpreisse ihrer Bedeutung wohl bewußt ist und darum anstelle des Gegeneinanderwirkens das Zusammenwirken erkannt hat und pflegt. Das muß sie aber umso mehr zu verstehen wissen, weil der Klein- und Mittelstädter eben "seine" Zeitung, — das heißt, die seines Verbreitungsgebietes — nicht nur liest, sondern sich die darin geäußerte Auffassung auch im Laufe der Zeit zu der eigener macht. Oft trifft man in der Klein- und Mittelstadt Zeitungsleser, die zwar glauben, ihre eigene Meinung über die Zeit zu haben — und doch ist es nur allzu sehr die Meinung ihrer Zeitung. Diese Erscheinung ist auch mir zu begreiflich. Dem "Provinzler" ist meist nur seine Heimatzeitung zugehörig. Viel ab und zu die Großstadtpresse, so erhält er sie meist erst dann, wenn die gleiche Nummer der großstädtischen Zeitung vom Großstädter bereits zur Kenntnis genommen, beiseite gelegt und womöglich schon die zweite und dritte Ausgabe danach gelesen wurde, die oft schon die Neuerscheinungen der ersten Ausgabe kommentiert oder widerufen hat, oder gar das Gegenteil dieser Berichte darstellt. Zwar werden, um die Provinz auch für die Großstadtpresse zu gewinnen, die ersten Nummern ihrer neuesten Ausgaben dorthin geschickt. Der Provinzleser bekommt sie nach schnellster Beförderung rein äußerlich zu gleicher Zeit in die Hände, wie der Großstädter auch. Aber, wer in der Provinz gelebt hat, weiß das nur zu genau, wie oft wird dann dem Provinzleser am folgenden Tage unter der Überschrift: "Wie wir bereits in einem Teile der gestrigen Ausgabe meldeten" gerade das nach 24 Stunden mitgeteilt, was in "seinem Teile der Ausgabe" nicht gestanden hat, sondern was eben nur in den für die Großstädter selbst bestimmten, weil später gedruckten Teil noch kommen konnte. Das ist ebenfalls begreiflich; wer je mit der "schwarzen Kunst" in Verbindung stand, wird wissen, daß solche Vorlommisse technisch gar nicht vermeidbar sind. Es soll dies auch nicht etwa gegen das Halten von Großstadtpressen in der Provinz sprechen. Im Gegenteil, auch der Provinzler hat, wenn er nicht Provinzler im absäßigen Sinne des Wortes sein und bleiben will, sich möglichst reichlich an den verschiedensten Pressestoffen zu orientieren. Die Tatsachen sprechen aber für den besonderen Wert der Provinzpreisse, denn sie hat an einem Tage meist nur eine Ausgabe. Sie muß also den Lesestoff dem Leser so reichhaltig und — wegen dieser Reichhaltigkeit auch so sorgfältig als möglich gestaltet — unterbreiten. Sie hat, weil sie eben nicht durch mehrere Ausgaben an einem Tage schnell genug etwa Gesagtes widerrufen oder richtigstellen kann, die Pflicht, sorgfältig die bis Redaktionsschluß eintreffenden Nachrichten für ihren Inserentenkreis und die Anziehungsrichtung ihrer Leser einzustellen. Sie muß, um nicht 24 Stunden lang Mißverständnisse oder Unstimmigkeiten eine unheilsvolle Wirkung auf den Provinzleser ausüben zu lassen, im Abwägen und Gegenüberstellen der Meldungen und Nachrichten, der Meinungen und Auffassungen besonders vorichtig sein. Die Großstadtpresse hat das gleiche Schicksal, wie die großstädtische kommunale Verwaltung — sie ist unpersönlich gegenüber dem Individuum geworden und hat höchstens noch Eigenföhlung mit den Spitzen der Individualverhände; sie wendet sich an die Summe, an die Masse. Die Provinzpreisse hat, ebenso wie die Klein- und mittelstädtische Selbstverwaltung, noch die Fühlung mit dem Einzelnen. Sie kennt die Sorgen und Wünsche, die Hoffnungen und den Wohlstand der verschiedenen Leserrichtungen. Sie ist mit dem was sie vermittelt, einen ganzen Tag lang Begleiter ihres Lesers, und ihre Meinungen werden hineingewirkt in den fettstirrenden Alltag und in die sonnenwarmen Ruhestunden des Leserlebens. Sie vermag ihre Leser persönlich überaus stark zu beeinflussen und tut dies auch.

Der Leser verläßt sich dafür mit besonderer Liebe  
in die Heimatzeitung.

Sie ist ihm geistiger Führer in Politik, Zeitgeschichte, Weltanschauung, Berater im Wirtschaftsleben; Richtungsanzeiger in Literatur und Kunst; Mentor im Nachdenken über Tagesereignisse. Diesen Dienst am Leser zu leisten, von der hohen Warte wahrer Kultur, edler Menschheitsauffassung, vaterländischer Überzeugung und der Förderung deutscher Wiederaufbauarbeit, ist eine der schönsten, aber auch der schwersten Aufgaben, die der Provinzpreisse gestellt sind. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird aber auch vom Leser in der Provinz vertrauensvoll und dankbar entgegengenommen; denn die Provinzpreisse in der Heimat ist ja für den Leser "seine Zeitung".

## Für deutsches Brot und deutsche Freiheit!

Von Reichsminister a. D. Dr. Schiele, Präf. d. Reichs-Landbundes.

"Freiheit und Brot wachsen auf demselben Halm." Nahrungsmittelfreiheit ist Voraussetzung jeder Außenpolitik nationalen Widerstandes. Erst die Unabhängigkeit in der Lebensmittelversorgung von dem Auslande gewährt uns die Freiheit unseres wirtschafts- und staatspolitischen Handelns gegenüber unseren Gegnern. Diese Grundsatzfrage jeder zielbewußten nationalen Politik birgt in sich Pflicht und Recht des deutschen Bauerntums. Pflicht des deutschen Bauerntums ist es, die ganze Kraft einzufügen, um das Beste aus der Scholle herauszuholen, sei sie auch noch so karg und dürrig. Recht des deutschen Bauerntums ist es, daß seine Arbeit den Schutz erhält, der notwendig ist, um sie zu einer Quelle bescheidenen Wohlstandes und damit auch zur Grundlage weiteren Fortschrittes zu machen.

Das deutsche Bauerntum hat die ihm auferlegte Pflicht auch in Zeiten erfüllt, wo sein natürliches Recht ihm verweigert wurde. Der Bauer kennt keinen Achtstundentag, den größten Teil des Jahres hindurch arbeitet er zwölf und mehr Stunden täglich. Unsere vorwiegend händlerisch und industriell eingestellte Wirtschaftspolitik aber bringt ihn um den Lohn, den seine Arbeit verdient. Der Bauer kennt keinen Tarifvertrag, der ihm ein Mindesteinkommen sichert, keine Preiskartelle, die ihm Mindestpreise für seine Produkte einbringen. Die Lebenshaltung des Bauern ist aufs Äußerste eingeschränkt, sie weist vielfach bereits die erschreckenden Zeichen einer Proletarisierung auf. Es ist überflüssig,

dem erzgebirgischen Bauern

gegenüber viele Worte über die Not seines Standes zu machen. Er hat sie nur zu sehr am eigenen Leibe spüren gelernt. Er weiß, was es heißt, einem kargen Boden die kümmerliche Frucht abzuringen und dennoch kaum den Lohn zu finden, der einen bescheidenen Lebensunterhalt sichert. Der Bauer ist erwacht und fordert sein gutes Recht.

Aber auch der Bürger der erzgebirgischen Städte, der sehen will, muß erkennen, wie groß und bitter die Not ist. Er darf schon deswegen sein Auge nicht vom ihr abwenden, weil die Not der Landwirtschaft in steigendem Maße zu seiner eigenen Not wird. Besonders in den kleinen und Mittelstädten leiden Handel und Gewerbe unter der schwindenden Kaufkraft ihrer landwirtschaftlichen Umgebung. Der deutsche Mittelstand, der durch Krieg und Inflation an und für sich schon hart genug getroffen worden ist,

muß zusammenbrechen, wenn sein wichtigster Kunde,  
die Landwirtschaft,

zusammenbricht. Daher verbindet ihn eine natürliche Interessengemeinschaft mit dem Schicksal der deutschen Landwirtschaft. Diese Interessengemeinschaft aber umfaßt nicht nur einzelne Schichten des deutschen Volkes, sie schließt vielmehr das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zu einer großen Schicksalsgemeinschaft zusammen. Für den deutschen Arbeiter ist die größte Gefahr, die gefährlichste Abhängigkeit die steigende fremde Lebensmittelimporte, die, wenn sie nicht rechtzeitig abgedrosselt wird, zu einem unentzümbaren Zwang werden kann, der das tägliche Brot des deutschen Arbeiters von fremdem Preisdictat abhängig macht. Die fremde Lebensmittelimporte schwächt nicht nur die Konkurrenzkräfte der deutschen Landwirtschaft, sondern, was noch immer oft übersehen wird, vor allem auch die Konkurrenzkräfte der deutschen Industrie. Unentbehrliche Grundlage für eine vorwärtsstrebbende Industrie ist ein starker Binnenmarkt, der von der Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung entscheidend beeinflußt wird; denn von hier aus zieht sich der große Austauschprozeß in Bewegung, der jede Wirtschaft kennzeichnet. Die gegenwärtige Notlage der Landwirtschaft bedeutet in dieser Beziehung eine schwere Störung, die

auf die Dauer zu völliger Zersetzung der gesamten Volkswirtschaft führen muß.

Bauernnot ist daher im weitesten Sinne des Wortes Volksnot, und es gibt keine weitreichende Sozialpolitik in den Zeiten einer Agrarkrise als Landwirtschaftsförderung.

In dieser Erkenntnis gilt es, alle Kraft einzusezen. Das Gemeinschaftsprogramm der Führer der landwirtschaftlichen Spartenorganisationen weist den Weg, der zum Heile der deutschen Bauernschaft und des ganzen deutschen Volkes beschritten werden muß. Durch das Gemeinschaftsprogramm ist das deutsche Volk vor eine Entscheidung gestellt, deren Dringlichkeit und Tragweite keine halbe Antwort duldet. Das Zusammengehen der Führer der landwirtschaftlichen Spartenorganisationen zeigt, daß

das deutsche Bauerntum in dieser Stunde der Not entschlossen ist, alle trennenden Fragen zurückzustellen und seine Kraft zu konzentrieren auf das eine Ziel, das allein dieses Kraftaufwands in dieser Stunde wert ist. Der Kampf wird aber nur dann erfolgreich durchgeföhrt werden, wenn die Reichsbauernfront erweitert wird zur Volksfront, die durch alle Berufsstände hindurchgeht, die alle sammelt, die wissen, daß es in dem bevorstehenden Kampfe um Deutschlands Schicksal geht. Für deutsches Brot und deutsche Freiheit, das ist die große Parole, unter der dieser Kampf ausgefochten wird. Beides sind nicht ferne Wunschkinder, wenn das deutsche Volk Mut und Entschlossenheit aufbringt, zuzugreifen.

## Die Bedeutung der Provinzpreisse

Von Dr. jur. Dr. rer. pol. W. Löffler, Dipl.-Kfm.  
und Volkswirt R. D. B., Bürgermeister der Stadt Ehrenfriedersdorf.

"Die Presse ist der Sekundenzeiger der Geschichte." Die Richtigkeit dieser Behauptung Schopenhauers ist nicht widerlegbar. Jeden Vorgang von nur einiger Bedeutung zeigt die Zeitung denen allen an, die Augen haben, zu sehen, das heißt in diesem Falle, zu lesen. Viele solche Ereignisse weisen zusehst auf ein lange Zeit hindurch sich entwickelndes Weltgeschehen hin, das dann einen Stundenschlag in der Ewigkeit alles Seins erflingen läßt.

Gerade die Provinzpreisse hat die Registrierung kleinster, kleiner, größerer und großer Ereignisse mit besonderer Sorgfalt vorzunehmen und sich selbst dabei aber auch wieder genau zu überwachen.

Der Großstadtmensch wohl liest viele Zeitungen. Sie werden ihm ja ständig angeboten — früh, wenn er zum Büro fährt, vormittags, wenn er durch die Straßen schreitet, mittags zur Erholungspause, nachmittags bei der Heimkehr von der beruflichen Tätigkeit; und noch mitternachts an den Straßenecken wird dem Großstadtbewohner "das Neueste" noch halb feucht aus der Rotationsmaschine für wenige Groschen verkauft. Der Großstadtleser verschlingt interessiert zu jeder Zeit alles das, was ihm die neuesten Zeitungen übermitteln. Dabei kommen dem Leser in großen Städten Blätter aller Richtungen, darunter wieder aller Schattierungen, ja, bei manchen Zeitungen wiederum, die Ansichten der einzelnen Mitarbeiter zur Kenntnis, und jeder Interessierte kann und wird wägen und sichten unter dem verschiedenen Gelesenen, um herauszufinden, was er, nach all dem reichen, auf der Menükarte des Lebens Dargebrachten für sich als Kost aufnehmen, und was er als nicht nach seinem Geschmack unbeachtet vorübergehen lassen will.

Ähnlich ist es auch mit der großstädtischen Fachpresse. Sie erreicht, kaum gedruckt, den Interessenten und wird mit Eile studiert. Ihre Nachrichten werden mit denen anderer Tages-

# Die Verantwortung des Zeitungslesers

Von Professor D. Martin Dibelius, Heidelberg.

Unter den ethischen Voraussetzungen des Journalismus wird mit Recht das Verantwortungsbewußtsein betont, das Verleger wie Redakteur den Lesern gegenüber verpflichtet. Sehr wenig wird aber der anderen Verpflichtung nachgefragt, die der Leser übernimmt, wenn er das Gelesene auf sich wirken läßt, wenn er es weiter gibt und erst rechtfertigt, wenn er es zur Richtigkeit seiner beruflichen oder staatsbürglerlichen Handlungen macht. Die Wirklichkeit des Zeitungsinhaltes hängt ja doch nicht nur von den Zeitungsleuten ab, sondern von dem Zusammenwirken der Produzenten und Konsumenten.

Wer ein Exemplar einer Zeitung erwirbt, legt sich für einige Minuten dem Einfluß dieser Zeitung aus. Liest er mehrere Zeitungen verschiedener Richtung nebeneinander, so ist das Maß dieses Einflusses beschränkt; liest er nur eine Zeitung, und diese regelmäßig, so verstärkt sich der Einfluß; auch der kritische Leser wird dann der täglichen Bearbeitung wenigstens im Unterbewußtsein Platz geben müssen. In Deutschland hat das Abonnement vor dem Strafenverlauf noch einen ungeheuren Vorprung. Das bedeutet, daß ein großer Teil der Leser der einmal erwählten Zeitung die Treue hält — und sei es aus Bequemlichkeit, weil man in der vertrauten Zeitung sich leicht zurechtfindet.

## Das Abonnementssystem

bringt es aber auch mit sich, daß sich der Leser auf diese eine Zeitung beschränkt, weil er aus wirtschaftlichen, politischen oder psychologischen Gründen keine zweite Zeitung halten oder gelegentlich erwerben mag. Und endlich hat das Abonnementssystem die Verbreitung des Einzelemplares in einem ganzen Personenkreis zur Folge; denn die Familie liest mit. Der Einfluß der abonnierten Zeitung auf den Leser ist also in einer großen Anzahl von Fällen ungehemmt, andauernd und weitreichend. Das weiß der Zeitungsmann, damit rechnet der Politiker, aber weiß es auch der Leser? Wenn Zeitungslektüre einem Gespräch vergleichbar ist, bei dem sich ein Teil zuhörend verhält, wer spricht so oft, so regelmäßig und über so wichtige Gegenstände mit einem Menschen? Wer unterstellt sich mit solcher Treue dem Einfluß eines Schriftstellers, auch des gelesenen? Wenn die Stärke dieses Abhängigkeitsverhältnisses aber vielen Lesern gar nicht bewußt wird, wenn sie sich abhängig diesem Einfluß überlassen, so muß das die ungünstigsten Folgen für die Beziehungen der Leser zur Presse haben.

Denn die

## Ahnungslosigkeit des Lesers zeitigt Vorurteile

und falsche Forderungen. Der naive Leser hält die Zeitungsnachricht für den Abdruck der Wirklichkeit. Mit derselben Treue, so meint er wenigstens im Unterbewußtsein, mit der die illustrierte Beilage Vorgänge wiedergebe, vermöge der Text sie zu schildern. Wenn sich diese Voraussetzung als irrig herausstellt, so beschuldigt der Leser die Zeitung, seine Zeitung, und wenn er einen etwas höheren Standpunkt hat, die Presse überhaupt. Er sollte sich anklagen, der so wenig Ahnung vom Pressewesen hat, daß er Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Zeitungsherstellung völlig außer acht läßt, daß er die Zeitung behandelt wie ein Geschichtsbuch oder wie die „Geschichte“ selbst.

Es wäre von alledem nicht weiter zu reden, wenn es sich um Selbsttäuschungen naiver Leute handelte. Die Erscheinung, die ich im Auge habe, läßt sich aber in weiten Kreisen der deutschen Bildung alter Stände aufzeigen. Gerade dort, wo sonst ein kritisches Denken gepflegt wird, versagt die Kritik gegenüber der Zeitungsnachricht. Gerade dort, wo man sich bemüht, den Dingen des Lebens auf den Grund zu gehen, begegnet man einer erstaunlichen

Unwissenheit über Weisen und Möglichkeiten der Presse. Die Ursache dieser Verkenntnis liegt einmal darin, daß wir Deutschen, die wir sehr spät zu politischem Denken gelangt sind, die Presse zu lange und zu sehr als Gehilfin betrachtet haben, von der man sich bedienen läßt. Zu spät und in viel zu geringem Grade haben die Deutschen in ihr die Macht erkannt, deren Kenntnis ebenso zur allgemeinen Bildung gehört wie die Kenntnis des politischen Lebens, der Technik, des Geldverkehrs. Aber ein wenig Schuld haben wohl auch die Zeitungsleute selbst. Zu ängstlich haben Verleger und Redakteure die Mysterien ihres Berufes gehütet, zu groß war die Scheu, den Leser hinter die Kulissen sehen zu lassen. Auch heute noch pflegt die Zeitung eigentlich nur selten von ihrem eigenen Betrieb zu sprechen. Es wäre vielleicht doch zu erwägen, ob die Aufklärung der Leser über das Pressewesen nicht im eigenen Interesse der Presse liegt.

Bor allem aber muß der Leser sich sagen, daß er Wert oder Unwert des Zeitungsinhaltes gar nicht richtig beurteilen kann,

wenn er nicht ungefähr weiß, wie die Zeitung zustande kommt, wie das Wunder geschieht, daß er in so kurzer Frist nicht nur von Großstadt zu Großstadt, sondern auch vom Waldtal zur Meeresinsel Botswahl bekommt, und unter welchen Bedingungen dies alles nur zustande kommen kann.

Er muß also ein wenig von den Dingen des Betriebes wissen; von dem Zwang zur Schnelligkeit, der es oft verbietet, Rückfragen zu stellen, der vieles stilistisch nicht ausreichen läßt, der Mißverständnisse, Druckfehler, Zeitenausfall entstehen macht. Er muß weiter wissen von der Kunst der

Raumdisposition, die zu Kürzungen zwingt, zu bisweilen die Pointe stehenden, bisweilen den Sinn gefährlich verschiebenden Strichen, von der Störung aller Dispositionen durch eine in letzter Stunde eingehende umfangreiche Meldung.

Leider ist noch ein Wort zu sagen von den zwei Hauptproblemen, deren Kenntnis dem Leser erst die richtige Stellung zur Presse vermittelt und ihn vor falschen Folgerungen bewahrt, von dem Zustandekommen der Nachricht und dem

Verhältnis von Nachricht und Meinungsbildung.

Geschichte ist nicht die Summe aller Wirklichkeiten. Sondern sie besteht in der Auswahl wesentlicher und wirkender Ereignisse. Der erste, der wählt, ist zumeist der Berichterstatter der Presse. Was er der Welt verkündet, erscheint wenigstens ein paar Tage lang als wichtig, bis eine neue Nachricht es zudeckt, oder genauere Mitteilung die erste in andere Beleuchtung rückt. Was der Berichterstatter aber der Welt verschweigt (absichtlich oder unabsichtlich), das ist zunächst

Wer um die notwendige Relativität alter schnell übermittelten Nachrichten weiß, der wird nicht ohne große Sorgfalt die Vorschläge betrachten, die auf die Alleinherrschaft der Nachricht innerhalb der Presse abzielen und die Meinungsbildung völlig zurückdrängen wollen. Denn da die Zuverlässigkeit der Nachricht abhängig ist von dem Aufnahmeorgan, und da dieses Aufnahmeorgan dem Leser niemals, der Schriftleitung aber auch nicht immer bekannt ist, so ist die Presse nicht davor ge-

## Verein Deutscher Zeitungsverleger

(Herausgeber der deutschen Tageszeitungen E.V.)

„In seiner Zeitung liebt man die Heimat“

**S**u dem 75jährigen Bestehen der „Obererzgebirgischen Zeitung“ spreche ich Ihnen im Namen des Vereins Deutscher Zeitungsverleger aufrichtigen Glückwunsch aus. In diesem ersten Dreißigjährhunder ihres Bestehens hat sich die „Obererzgebirgische Zeitung“ zu einem weitverbreiteten und angesehenen Heimatblatt entwickelt. Das verdankt sie in erster Linie der Tüchtigkeit ihrer Verleger und Herausgeber, die frühzeitig bereits Weisen und Aufgaben der Heimatpresse deutlich erkannt und sie in ihrer Zeitung voll erfüllt haben.

Dafür legt vor allem die Anhänglichkeit der Leserschaft Ihres Blattes beredtes Zeugnis ab. Die Bande zwischen Zeitung und Leser sind ein geheimes, unzerreißbares seelisches Gebundensein. Heimatland, Leute und Heimatzeitung gehören zusammen. In seiner Heimat liebt man die Zeitung!

Hieraus allein läßt sich der Erfolg und die Stellung der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in ihrem Heimatbezirk, in der Bevölkerung des obererzgebirgischen Landes zurückführen.

Der Verein Deutscher Zeitungsverleger gibt darum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrem Jubiläum den Wunsch mit auf den Weg, daß diese enge Verbundenheit zwischen Zeitung und Leserschaft auch in Zukunft erhalten bleibe und sich in vielfacher Hinsicht noch fester gestalten möge.

In ausgezeichneteter Hochachtung

## Verein Deutscher Zeitungsverleger

(Herausgeber der deutschen Tageszeitungen E.V.)

Wl. Krumdhäar, Vorsitzender.

tot, und bisweilen hält es recht schwer, dieses Tote, etwa aus den Akten oder nachträglichen Zeugenaussagen, wieder lebendig zu machen. Der Berichterstatter macht die Nachricht, und in diesem Sinne ist er der erste, der Geschichte macht.

Aber er ist nur der erste! Denn es müssen ihm noch viele nachfolgen, schon darum, weil eine einigermaßen stichhaltige „Auswahl“ aus den Ereignissen, eine einigermaßen begründete Durchleuchtung der Zusammenhänge erst nach Ablauf einer Frist gegeben werden kann. Und auch darum, weil schon die erste Nachricht auf ungenauem Sehen, hören, Aufnehmen beruhen kann. Nur selten wird die Presse in der Lage sein, von einem nicht vorher angekündigten geschichtlichen Ereignis einen frischen Augenzeugenbericht ersten Ranges zu bringen, d. h. einen solchen, den spätere Erkundung nicht zu bessern und zu ergänzen braucht, der „Geschichte“ bleibt, so wie er zunächst Geschichte war. Die Schilderung, die ein Arbeiter dem Berichterstatter der „Börsischen Zeitung“ von Rathenaus Ermordung bald nach der Tat als zufälliger Augenzeuge gab, steht heute als authentischer Bericht in Kehlers Rathenaus-Biographie! Eine solche Vereinigung von Eindrucksfrische und hoher, auch der Kritik standhaltender geschichtlicher Wahrscheinlichkeit ist aber eine Ausnahme. Im allgemeinen kommt die Presse-nachricht anders zustande. Der flüchtig vorbereitende geschichtliche Moment wird zumeist erst aus seinen Wirkungen erkannt. Dann muß die erste Nachricht, die vielleicht nur ein „On dit“ wiedergibt, notwendigerweise verbessерungsbedürftig sein. Viele, einander folgende, einander ergänzende Telegramme oder Telephonate erst geben ein Bild von dem Geschehen — und dieses durch Addition und Subtraktion zustande gekommene Gesamtbild bedarf nun noch der Nachprüfung auf dem Wege geschichtlicher Kritik. Die Presse kann sich daran nur in Ausnahmefällen noch beteiligen, und wird sich zumeist darauf beschränken müssen, von den Ergebnissen der kritischen Untersuchung bei deren Veröffentlichung referierend Notiz zu nehmen. Diesen

weiten und umständlichen Weg von der ersten Nachricht bis zur kritischen Ermittlung der historischen Wahrheit wird sich der Zeitungsleiter immer vor Augen halten müssen. Dann wird er die Nachricht als das ansehen und werten, was sie ist; als einen Baustein, der vielleicht noch behauen, vielleicht gar verworfen werden muß, — aber nicht als die geschichtliche Wahrheit selbst. Er wird sich weiter darüber klar sein müssen, daß der Urheber der Nachricht der Zeitung vielleicht völlig fremd gegenübersteht; daß es sich vielleicht um eine Korrespondenznachricht handelt, die im besten Glauben nachgedruckt wird, für deren Inhalt die Schriftleitung aber nur in bedingtem Maße die innere Garantie übernimmt (von der preßgesetzlichen Verantwortung rede ich hier nicht). Wie viele öffentliche Proteste, wie

viele entrüstete Einwendungen würden verstummen, wenn der Leser diese technische Bedingtheit des Nachrichtendienstes immer vor Augen hätte! Aber auch wie viel Ärger und Mißmut, durch eine falsche Zeitungsnachricht verursacht, würde vermieden werden, wenn der Leser sich von kritischer Vorsicht daran erinnern ließe, daß es Zeitung, nicht Geschichtschronik sei, was er lese, und daß auch verbessерungsbedürftige erste Nachrichten immerhin das Recht des schnellen Boten für sich in Anspruch nehmen können.

schützt, daß ihr, namentlich aus entlegenen Ländern, Nachrichten übermittelt werden, die im Sinn irgendeiner Tendenz bewußt oder unbewußt redigiert, akzentuiert oder sonst umgebildet sind. Der Nachrichtendienst ist also keineswegs eine neutrale Angelegenheit, durch die dem Leser nur Tatsachen mitgeteilt werden. Wer Tatsachen mitteilt, vollends wer sie interessant mitteilen will, muß beleuchten, deuten, ergänzen. Und wenn die Mitteilung erst auf indirektem Wege an die Zeitung gelangt, so muß man mit mehrfacher Umfärbung rechnen. Vieles läßt sich in einem gewissenhaften Nachrichtendienst durch ergänzende Kunde berichten, aber Träger einer Meinung wird die Nachricht in sehr vielen und gerade in den politisch und kulturell wichtigsten Fällen bleiben.

Den einzigen Ausweg aus diesem Dilemma zeigt die Ehrlichkeit, die sich selbst zu ihrer Meinung bekennst. Die Schriftleitung kann sich ihre Stellung vorbehalten, wenn sie das Material zur Meinungsbildung noch nicht übersehen, aber sie muß schließlich, wenn sie überhaupt deutlich sein will, Farbe bekennen. Und das Beste für den Leser ist es zweifellos, daß sie das mit aller Ehrlichkeit tut und die Parteinahe als das bezeichnet, was sie ist, als Aufgabe der Neutralität. Die verhüllte Parteinahe, die sich nur in der Überschrift oder in einem Kommentarzettel ausdrückt, wirkt verwirrender und verärgender mit ihrem Schein von angemachter Objektivität als der ehrliche Ausdruck eines Standpunktes, auch eines solchen, den der Leser nicht teilt. Wenn wir Leser aber im Interesse der politischen Ehrlichkeit einen Standpunkt verlangen, so erwächst uns auch die Pflicht,

eine uns befremdende Stellungnahme der Zeitung zu tragen und nicht die Gefolgschaft aufzukündigen, wenn uns eine Meinung nicht behagt. Die Art, wie das deutsche Bürgertum von seiner Zeitung zwar einen Standpunkt verlangt, aber sich entrüstet, wenn dieser Standpunkt sich nicht mit dem eigenen Interesse oder der eigenen, gewöhnlich auch leicht erworbenen, Meinung deckt, verrät eine reichlich ahnungslose Naivität und fördert natürlich das Misverstehen zwischen Presse und Publikum. Das Verhältnis zwischen beiden ist aber bezeichnend für den Grad der politischen Reife in einem Volke.

Und damit röhren wir abermals an die tiefste Ursache der hier geschilderten und kritisierten Zustände. Unser Volk ist so spät zur Einheit gerufen worden, daß es die Ansprüche eines bewegten öffentlichen Lebens erst kennlernte, als die großen Völker Europas schon ihren eigenen Stil für dieses Leben gefunden hatten. Und unser Volk ist in der ersten Periode seines neuen Reiches von einem Genie geleitet worden, dessen Fähigkeiten und Erfahrungen schon seine Mitarbeiter, um wie viel mehr die Menge der Regierten von eigener Verantwortung entbanden. Und endlich ist unser Volk über Nachschlagsmäßig zur Selbstregierung berufen worden und hat die Konsequenzen dieser ihm auferlegten Verantwortung noch nicht übersehen. Zu diesen Konsequenzen aber gehört ein anderes Verhältnis zur Presse, aufgebaut auf dem Wissen um ihre Möglichkeiten und auf dem Verständnis für ihre Grenzen. Erst der Leser, der beides erkennt, ist der verantwortungsvolle Leser, den wir unserem öffentlichen Leben ebenso wünschen wie der deutschen Presse.

# Bezwinger der Lüste an die „O. Z.“

Im „O. Z.“-Jubiläumsflug  
mit D. 1373 nach Buchholz

Von Hugo Schneider, Schleitau.

Als ich vernahm, daß die „O. Z.“, mein Heimatblatt, die Zeitung auch meiner Vaterstadt Schleitau, ihr 75jähriges Jubiläum begehen würde, stand es bei mir fest, daß ich ihr zu Ehren einen Flug nach Buchholz unternehmen würde; denn die Jubilarin war es ja, die die ersten Taten meiner Fliegerlaufbahn pries und die Kunde davon weithin in die Deutlichkeit trug. So wollte ich ihr mit diesem Fluge einen Dankesgruß abstellen.

Dem füge ich heute herzliche Fliegerwünsche zum Jubeltag unserer lieben Zeitung bei, in der festen Überzeugung, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“ auch fürderhin dem Flugwesen ihre tatkärfige Unterstützung zuteil werden lassen wird.

Vom Chemnitzer Flughafen aus stieg ich auf in Begleitung eines Vertreters der „O. Z.“, den ich zum Fluge geladen hatte. Aus dem freien Aether die freie Presse zu begrüßen, war mir Ziel und Wunsch. Freudig wirkte dies Zeichen auf mich ein. Die „O. Z.“ gab und gibt mir ja täglich Freude, nun wollte ich ihr zur Freude hinziehen, hoch über St. Annen und St. Katharinen zum stattlich schönen Bau ihres Heimes.

Mein Hochdecker D. 1373 lag nachmittags bereits startbereit im Hafen der Manchester-Stadt an der Stollberger Straße. Lebhaftes Treiben herrschte dort im Ikarus-Hafen; etwa zehn Flugzeuge stiegen auf; andere kamen, u. a. das Verkehrsflugzeug aus Amsterdam.

Zunächst machte ich einige Passagier-Flüge. Dann ging es mit meinem Begleiter an Bord zum Erzgebirgsflug. Es war inzwischen 7 Uhr abends geworden. Ein ideales Flugwetter herrschte; es war ein echter, rechter Sommerabend. Wir tankten und machten uns fertig. Um 11 sahen wir auf unseren ledergepolsterten Plätzen und wurden festgeschnallt. Über 20.000 Kilometer hatte ich bereits mit meiner „Kiste“ hinter mir. Daß wollte sie mich zum anderen Male über die „Ham“ führen mit den 35 PS. ihres Anzani-Motores. Ich mußte daran denken, wie ich zum ersten Male im Weltkrieg eine Maschine erklomm und dann meinen ersten Alleinstieg unternahm; es war im Herbst 1915. —

Noch einige Verhältnismäßigregeln nun an meinen jugendlichen Mitflieger, dann ließ ich den Motor an, es war 7,15 Uhr, und nach dem üblichen Anlauf löste sich mein Flugzeug leicht, elegant und sicher vom Mutterboden der Erde. Die Spire reckte sich leicht in die Höhe, und schnell wischte der Boden unter uns. Und ob ich's schon zmal erlebte, immer wieder ist es ein erhabender Augenblick. Kleiner und kleiner wurden Menschen und Häuser unter uns und immer umfassender der Ausblick.

So zogen wir in Heimatpresse-Sendung in die Lüste. Schnell lag das Häusermeer von Chemnitz völlig hinter uns. Nun ging es über Hartau und Burchardtsdorf gen Gelenau. Herrlich ging im Westen der Glutball der Sonne unter „s'is Feirohmd“ helle Union Günther gefangen, so andachtsvoll stimmte der Friede der Natur das Herz. Die Essen der Fabriks-Vororte unserer Aufstiegstadt grüßten wie Finger der Arbeit zu uns herauf, und die Menschlein auf den Straßen winkten und sahen uns nach. Wie Kinderpielzeug lag alles unter uns. Das Wettmarkt-Arbeit dort drunter in den Industrie-Sälen Tag um Tag geleistet wird, dessen gedachte man unwillkürlich. 7,24 Uhr schwieben wir

über den Greifensteinen und Ehrenfriedersdorf

dahin. Freund Stülpner, hättest du sehen können, wie wir in den Lüften über deinen Stätten dahinslogen? So kamen und gingen Gedanken und Gefühle. Ehe wir's uns versahen, tauchte St. Annen's Kirchturm vor uns auf. Unter uns rollten wie Weihnachtspielwerk die Automobile der zwerhaft erscheinenden Erdenbewohner dahin; wir könnten es besser.

Pöhlbergstadt,

wie schnell breitestest Du Markt und Straßen uns zu führen aus. Eine weit ausholende Schleife flogen wir über der Stadt Georgs des Bärtigen hin, auch über ihrem Schutzeich mit seinen malerischen Anlagen.

Und dann: Buchholz

über Dir, Du Ziel unserer Fahrt. Prachtvoll aufgebaut, die ideale Gebirgsstadt, sahen wir Dich 400 Meter unter uns und schickten unsere Grüße zu Deinen Straßen und Göschchen hinunter. Deine Arbeitsstätten, Schornsteine ragten feierstündig empor. Die Menschen draußen und an den Fenstern der Häuser winkten lebhaft zu uns herauf, und wir erwiderten herzlich ihren Willkommen. Auch hier eine große Schleifefahrt. Darauf jedoch:

Hin zum „O. Z.“-Haus

in der Karlsbader Straße, dem D. 1373 mit uns seine Referenz erwies. Aus treuer 75jähriger Heimatarbeit bist Du erstanden, bleibe uns weiter Wahrzeichen der Pressearbeit. Immer mehr breitete indessen die Dämmerung ihre Fittiche aus; wir mußten heim. Über Annaberg richteten wir den Kurs auf Wolkenstein, winkten dem Schloß bei Scharfenstein zu, noch einmal den Erzgebirgswäldern, den Bergen und Tälern der Heimat, und zogen nach flüchtigem Gruß zur Augustusburg hinüber gen Chemnitz. In Minuten hatten wir die Stadt unseres Flughafens überquert und landeten 7.55 Uhr glatt und froh bewegt.

Im Auto eilten wir dann auf der Erde den heimatlichen Gefilden zu. Was zuvor eine Viertelstunde gewährt, dauerte jetzt 1½ Stunde. Also: Unsere Zukunft liegt in der Luft!

## Dr. Eckeners Glückwunsch an die O. Z.



Jubiläumsfeiern müssen neben dem Gefühl der Genugtuung über das Vollbrachte stets auch den Willen auslösen, es in Zukunft noch besser zu machen.

Friedrichshafen.

Dr. Eckener.

## Hauplmann Köhl an die O. Z.

„Hindurch zum neuen Deutschland“



Mit deutschem Geist, deutscher Technik, mit Mut, Tatkraft und Einigkeit hindurch zum neuen Deutschland! Und du, deutsche Presse, sei weiter Mithöher in diesem Ringen!

Köhl, Hauptmann.

## Wie ich zum Fliegen kam

Von Hugo Schneider, Schleitau.

Im Jahre 1911 war's, als der jetzige Besitzer der Festhalle, Herr Paul Müller-Annaberg, es unternommen hatte, den Erzgebirgern ein Ereignis zu bieten, das alt und jung auf die Beine brachte. Oswald Kahnt auf einem Grade-Eindecker startete auf dem Gelände hinter dem Schützenheim, umflog den Pöhlberg, überflog Annaberg, und alles staunte ob solcher Kühnheit und Leistung. Auch ich war Gast, denn mein Einkommen als Lehrling reichte damals noch nicht zu einer Eintrittskarte. Was ich da sah und erlebte, prägte ich mir fest ein, und es reiste in mir der Entschluß: „Auch du mußt einmal fliegen lernen!“ Bei sämtlichen damaligen deutschen Piloten von Auf, von Hellmut Hirt bis Melly Beese, hatte ich mir die Preise und Bedingungen eingeholt. Enttäuscht und stillschweigend legte ich sie beiseite: „Wieder einmal nichts!“ Es scheiterte an den hohen Kosten. Doch die Hoffnung ließ ich mir nicht rauben. Im Krieg versuchte ich zur Fliegertruppe zu kommen. Nach langen Bemühungen brachte endlich am 11. August 1915 der Kompagnie-Befehl meine Versetzung zur Flieger-Ersatz-Abteilung Großenhain. Nach vierwöchentlicher Vorbereitung

erlebte ich zum ersten Male eine „Schne“ um mich einschaukeln zu lassen. Hanusche, Bruder jenes unerschrockenen Pioniers der deutschen Kriegsflieger, war mein Lehrer. Ein unbeschreibliches Glücksgesühl überfiel mich, als ich nach vier weiteren Wochen meinen ersten Alleinstieg machen konnte.

Der erste Flug gelang großartig.

auch der erste Bruch: Landung in einem Karioffelader mit anschließendem Ueberschlag! Nach Ablegen verschiedener Prüfungen erfolgte meine Versetzung zur Abnahme-Kommission der Inspektion der Fliegertruppen nach Berlin kurz vor Weihnachten 1915. Nach Kriegsschluß — 1918 — trugen wir unsere deutsche Fliegerei zu Grabe und ich meine Hoffnung, überhaupt jemals wieder in eine „Kiste“ zu kommen. Doch bald, sehr bald zeigten unerschrockene Konstrukteure und Führer, welche Lücken uns der Versailler Vertrag gelassen hatte. Zum ersten Werbeflugtag des Chemnitzer Vereins für Luftfahrt und Flugwesen stampfte ich einmal kräftig mit dem Fuß: „Ich muß wieder fliegen!“ Die Liebe zur Fliegerei erwachte wieder und wurde so mächtig, daß ich der Schwierigkeiten, die mich nun mehr erwarteten, nicht achtete.

Ich wollte aus der untersten Stufe der Fliegerei wieder beginnen, um meine Kenntnisse so gründlich wie möglich zu gestalten. In einem Hängegleiter erreichte ich in Chemnitz die beste Leistung mit ca. fünf Meter Höhe und etwa 100 Meter Länge. Die erste Stufe war also damit erreicht. Dann

besuchte ich die Segelfliegerschule

in der Rhön und erreichte bald unter Meister Martens Schulung die schönsten Leistungen. Ich erkannte dabei, daß das Segelfliegen etwas für meine Erzgebirgsheimat sei. Das Entgegenkommen von Martens und die Unterführung des Vereins für Luftfahrt und Flugwesen für Annaberg und Umgegend ermöglichten es mir, im Herbst 1925, am Pöhlberg auf dem Martens-Segelflugzeug „Pegasus“ eine ganze Reihe schöner Flüge vorzuführen. Doch war ich damit nicht am Ziel meines Strebens. Die Motorfliegerschule des Aero-Club Leipzig hatte mich im Januar 1926 aufgenommen.

Ich genoss unter Herrn Ing. Hempel eine gebiegene und sehr vorsichtige Ausbildung, die ich am 30. 4. 1926 mit meiner bestandenen Prüfung beendete. Allerdings gehört zum vollendeten Flugzeugführer noch eine Erfahrung, die man sich nur

durch die Praxis und im Laufe der Zeit aneignen kann. Ich wagte die Anschaffung eines eigenen Flugzeuges,

um mir damit eine Egisenz zu schaffen. Hier begannen für mich die größten Schwierigkeiten, die ich keinem Menschen gönne. Eine Enttäuschung über die andere wurde mir bereitet. Mit Hilfe der Stadt Schleitau war es mir endlich möglich, mein Ziel durchzusehen. Ich habe mir stets den Wahlspruch vor Augen gehalten, den mir seinerzeit Herr Dr. Eckener auf den Weg mitgab, als ich ihm am Pöhlberg den Segelflug vörührte:

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,  
immer sich beugen, kräftig sich zeigen,  
rufet die Arme der Götter herbei!“

So wurde ich Flieger, bin es mit Begeisterung und möchte in der Welt nichts Anderes sein. Wer das Gefühl der Freiheit und der Erhabenheit kennt, das uns Piloten immer wieder aufs neue überkommt, wenn wir hoch in den Lüften im blauen Aether dahinziehen, hunderte von Metern über der Erde, der wird es mir glauben, daß es nichts Schöneres gibt, als Bezwinger der Lüste zu sein. Gewiß müssen wir damit rechnen, daß uns einmal etwas zustoßen kann. Und doch nehmen wir etwa nicht irgendwelche Empfinden des Bangens oder gar der Furcht mit, wenn wir zu immer neuen Flügen aufsteigen! Nein, für uns ist die Luft das gleiche, was die Erde für deren Bewohner ist, die Welt unseres Lebens.

## Wie die „O. Z.“ für den Zeppelin-Gedanken eintrat!

In einer Zeit Hugo Eckners sei auch der Teilnahme der Erzgebirgler an einem schweren Schiffs Zeppelin, des Bezwingers der Lüste, gedacht. Unser ehemaliger Schriftleiter, der jetzige Verlagsdirektor i. R. Bernhard Handke schreibt, wie früher ein Lied im Volke einherging, welches nichts Gutes von der Arbeit Zeppelins zu sagen wußte, und die Bitteren und Harten malten es gern in Spottbildern. Das, was Graf Zeppelin wollte, hieß man für ein unerreichbares Phantom. — Es kam aber anders. Als eines Morgens der graue Nebelschein noch auf den Feldern lag, und die Feldhühner zwischen den Schollen lockten, erhob sich das dem tiefsündigen Grübeln Zeppelins entsprungene Werk zu seinen ersten Fahrten in größere Fernen. Die Welt horchte auf und staunte. Und als das Luftschiff zerstoll, und Zeppelin plötzlich vor einem Nichts stand, gekrümmten den Rücken unter der Last der Enttäuschungen, aber den Nacken gestrafft und trostig sein Bild in den blauen Aether gerichtet, wirkte auf unsre biedere Gebirgsbevölkerung das Leid Zeppelins wie der schwere Märzenschne, den die Späflinge des Winters heimlich zur Nacht über die Erde schütten. Hier galt es zu helfen. Reich und arm brachten freudig ihr Scherlein der „Obererzgebirgischen Zeitung“, die eine Sammlung veranstaltet und sich zur Weiterleitung der Gaben an den Grafen Zeppelin bereit erklärt hatte. In allen Zeitungen erschienen Sammelrufe. In den vorderen Reihen des Preßewaldes stand mit unser Erzgebirgsblatt. Wie wortlos war der Mizmut, der in lustigen Spottereien des Volkes sich erging, gegenüber der Zeit, die zu opfern bereit war. Das Werk hat sich mehr und mehr entwickelt. Unsere Feinde im Kriege hatten unter dem Brüllen der Geschütze Angst vor ihm und so wenig damals auch Luftschiffe über den Schlachtfeldern erschienen, erregten sich doch Furcht und Zittern. Und nach dem Krieg zieht ein „Graf Zeppelin“ in riesengroßer Gestalt in friedlicher Mission durch die Lüste und schlägt eine Brücke über die Unerschließlichkeit der Fernen unserer Erde. Meine liebes Jubelblatt, zu dem Wiederaufleben des damals jährlings untergegangenen Luftschiffes hast auch du dein bescheidenes Teil beigetragen. —



## Im Betriebe der „O. Z.“

### Ein Gang durch Verlag, Redaktion und die technischen Räume

von Gerhard Seidel

Nur wenige Leser, die allabendlich die „Obererzgebirgische Zeitung“ zur Hand nehmen und sich aus ihr über die Ereignisse in der Welt, sowie über die Geschehnisse in der Heimat unterrichten, wissen oder denken daran, wieviel Aufwand vielfältigster Art die Herstellung einer Zeitungsnummer unseres Blattes erfordert. Zur gewohnten Stunde jahraus, jahrein erhält der Leser seine Zeitung immer reichhaltiger, moderner und interessanter ausgestaltet. Dass jede Ausgabe einer solchen Tageszeitungsnummer

im Eiltempo hergestellt

werden muss, daran denken nur verschwindend wenige Leser.

Es ist, wir dürfen es ohne Überhebung sagen, eine gewaltige, nervenaufreibende Arbeit, die täglich von neuem in wenigen Stunden mit unaufziehbarer Pünktlichkeit gefestigt werden muss. Bei ineinandergreifen aller Teile des Betriebes jede Minute auszuhalten, ist oberster Grundsatz;

Tempo, und nochmals Tempo ist notwendig. Die neuesten Maschinen, Telefon, Radio, Telegraph, kurz alle nur erdenklichen Nachrichtenmittel stehen im Dienste einer Zeitung. Unsere

Schnellebigkeit zwingt uns dazu; denn, was heute nicht mehr berichtet werden kann, ist morgen schon veraltet.

Die nachstehenden Ausführungen nun mögen aus Anlass des Jubiläus der „O. Z.“ all ihren Lesern einmal den Werdegang unserer Zeitung in gemeinverständlicher Form vor Augen führen.

Das große, moderne Geschäftshaus der „O. Z.“ an der Karlsbader Straße zu Buchholz ist wohl den meisten Berglern bekannt. Tausende halten alljährlich bei ihm an, sprechen vor in unserer Schriftleitung, geben Anzeigen oder Druckaufträge in der Expedition auf, lesen die Aushänge im großen Zeitungsfenster oder betrachten die Bilder vom Tage. Betritt man

die weiten Räume der Geschäftsstelle,

in der alle Fäden des Betriebes, die sich auf Abonnementen, Inseraten, Reklamen, Drucksachen usw. usw. beziehen, zusammenlaufen, so hat man meist zunächst mit den Schalterbeamten zu tun. Ihre Tätigkeit ist keinesfalls einfach, sie müssen reiche Erfahrung in der Abfassung von Anzeigen



haben und hundertfach den Inserierenden beratend zur Seite stehen. Auch Drucksachen gilt es in Mustern vorzulegen, und Zeitungsbestellungen oder sonstige Aufträge sind entgegengenommen. Von früh morgens bis in die Abendstunden währt der Betrieb an den bekannten Schalterfenstern der Expedition. Drinnen aber in den Geschäftsräumen selbst geht es wie in einem kleinen Hause zu. Die Chefs, Redakteure und Sezere kommen und gehen, behördliche Vertreter sprechen vor, Reisende werden empfangen, dann, dazwischen läuten die Telephones den ganzen Tag. Am Rundfunkapparat hört das Radiofräulein durch und hört und konferiert mit den Schriftleitern. Auf dem kleinen Balkon aufschlängeln betriebswirtschaftliche, unheimlich aufgeregte und aufgeregte Menschen und werden abgeföhrt. So gibt es ein Hafzen und Jagen ohne Ende.

Seit 1923 unterhält der Verlag

auch in Annaberg im eigenen Hause

in der Buchholzer Straße einen Verlags-Geschäftsladen. Von hier, wie von unserer Vertriebsstelle im Hannanahause Mag. Seiffert werden täglich in den Vormittagsstunden zahlreiche Inseraten- und sonstige Eingänge durch unsere Boten abgeholt. Die Menge der auf diese Weise eingehenden Anzeigen, Berichte usw. ist oft sehr groß und erfordert, zumal das Material häufig erst in vorgeschritter Vormittagsstunde im Buchholzer Geschäftshaus anlangt, eine außerordentlich schlechte Erledigung und Bearbeitung. Denn alles muss bis zur täglich vorgeschriebenen Stunde des Druckes und spätestens 12 Uhr fertig sein. Die Eisenbahnzüge und die Kraftwagen, die unsere Zeitungspakete mit sich nehmen, warten nicht. Wenn es einmal nicht klappt, wenn kurz vor Beginn des Druckes der elektrische Strom versagt, oder sonstige Störungen eintreten, dann kommen all unsere Tausende von Lesern in Stadt und Land nicht rechtzeitig in den Besitz der betr. Nummer der „O. Z.“. Das aber muss möglichst vermieden werden. Die Zeitung muss pünktlich hinaus.

\* \* \*

Die Expeditions- und Verlagsräume des „O. Z.“-Hauses in Buchholz bergen vor allem das für den Betrieb nach jeder Richtung hin so bedeutsame

Privatkontor,

das Arbeits- und Sprechzimmer des Seniors und seiner Söhne, zugleich das Konferenzzimmer. Hier finden täglich Unterredungen mit den Leitern der einzelnen Abteilungen statt. In diesem Raum werden die großen Fragen des Verlages, der Schriftleitung und des technischen Betriebes beraten und die letzten Entscheidungen getroffen. Hier ist auch die finanzielle Zentralleitung des Ganzen. Kurz, alle Fäden des Unternehmens laufen in diesem Kontor zusammen.

Neben dem Haupteingang des Hauses gelangt man in die Räume der Redaktion und der Technik.

Besuchen wir zunächst

die Schriftleitung

der „Obererzgebirgischen Zeitung“, in der der redaktionelle Teil angehängt, tagaus hergestellt wird. Alles ist hier auf eiligste und zugleich aber auch peinlichste Schnellarbeit zugeschnitten, denn die letzten Manuskripte, die in Satz gehen, müssen bis spätestens 11 Uhr in die Sezerei gelangt sein. Schreibtische und Steh-

pulte liegen hier über und über voll Arbeit. Blätter, Briefe, Verfassungen, Bücher, Gedankenstücke und Berichte rings aus dem Erzgebirge häufen sich zu Stößen. Von der 7. Morgenstunde an wird an alledem geschichtet, korrigiert, stilisiert usw. usw., denn Schlag 7 Uhr müssen die ersten Manuskripte sauber in den technischen Betrieb gelangen, damit um 12 Uhr die Rotationsmaschine die Tausende der fertigen Tagesnummern in unheimlich sausender Geschwindigkeit, fertig gefügt und ineinandergelegt, also expeditionsfertig auswerfen kann.

Ahnt der Leser, der abends behaglich seine „O. Z.“ liest, welche eine anstrengende, nervenaufreibende Tätigkeit

immer und immer wieder dazu gehört, welch umfangreiches Wissen, welch eiserne Ruhe, welche reiche und tiefe Kenntnis der heimischen Verhältnisse, um mit all diesem Rüstzeug Nummer für Nummer einer modernen Tageszeitung fertigzustellen? Denkt der Leser weiter daran, daß

jähraus, jahrein in den Abend- und Nachtstunden die Redaktion unermüdlich im Theater, in den Konzerten, in Versammlungen und anderen Veranstaltungen anwesend sein muss, um nach dem Besuch derselben in später Stunde noch die Kritiken, Berichte etc. zu schreiben, da man am nächsten Vormittag in der sich überschüttenden Hauf der Bearbeitung des täglich Neuen, Neuesten zu derartigen Referaten einfach nicht kommen würde, oder dieselben ohne geistige Verfassung aussäßen würden. Dazu dann die zahlreichen Auskünfte u. a., die bei den täglichen persönlichen Besuchen in der Schriftleitung erbeten werden. Zwischen alledem läutet der Fernsprecher oder ruft der Rundfunkapparat. Welche Gebiete sind doch bei all dieser Tätigkeit zu bearbeiten: Politik, Heimatliches, Fragen der Industrie und des Handels, der Leitartikel, Kunst und Wissenschaft, Briefkosten etc. etc. Und überall heißt es, verantwortlich sein für all das, was dann nachmittags schwarz auf weiß in die Welt hinausgeht.

Es ist oft leicht, zu trüpfen über solche Arbeit. Nicht alle, die da aburteilen, ja nur wenige vielleicht sind in



Die Geschäftshäuser der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz i. Sa.

der Lage, in so kurz umrissener Zeit eine gleiche Fülle geistiger Tätigkeit zu entfalten.

Und doch, was wäre alles Schaffen der Schriftleitung, wenn ihr nicht der modern ausgestattete, mit neuzeitlichen Mitteln ausgerüstete

technische Betrieb

zur Seite stände, ein solcher, wie ihn die „O. Z.“ in tatsächlich großstädtischer Weise besitzt. Derselbe bietet sich bei einem Rundgang

in fünf Abteilungen

dar: Handseherei, Maschinenseherei, Stereotypie, Zeitungs- und Buchdruckabteilung. In großen, hellen, geräumigen Sälen sind sie untergebracht, bedient von einem vielfältigen, erfahrenen, technischen Personal. In die Handseherei wandern zunächst vor allem sämtliche Anzeigen, die in der „O. Z.“ veröffentlicht werden sollen, sowie tabellarischer Satz (Fahrsäulen etc.), der sich auf maschinellem Wege nicht, oder nur sehr umständlich herstellen lässt, und außerdem werden im Handsatze auch Drucksachen (Alzidenzen) angefertigt, und zwar alle im Familien- und Geschäftskreis benötigten Drucksachen, behördliche Formulare, Vereinsdrucksachen etc. etc. In der Handdruckabteilung reihen sich Schreinregale an Regale zu ganzen Saalgassen. Vor jedem Regal steht ein Sezere mit geschriebenen oder gedruckten Manuskripten. Den „Winkelhaken“ (ein Instrument für das Zusammensetzen der einzelnen Buchstaben) in der Linken, greift er mit kaum fühlender Hand in

die mehr als 100 verschiedenen Fächer des Schlastens, die entsprechenden Buchstaben entnehmend, die er zur Bildung der betreffenden Worte braucht. So reiht sich Zeile an Zeile, bis der Winkelhaken gefüllt ist, der 10-12 Zeilen fasst, je nach Größe der Schrift, die gebraucht wird; sodann wird der Satz eines vollen Winkelhakens nach dem anderen auf ein mit Randleisten versehenes und mit Zink beschlagenes Brett, genannt Schiff, gehoben. Ist dieses voll, dann wird von dem Satz ein Abzug hergestellt und auf Fehler hin durchgelesen, eine Arbeit, die bei schlechtem Manuskript geradezu furchtbar werden kann. Sind auf den Abzügen alle Fehler gekennzeichnet, so kommen diese in die Schere zurück, wo die Korrekturen vorgenommen werden.

Während der ersten Jahrzehnte des Erscheinens der Zeitung wurde die „O. Z.“ auf dem eben geschilderten Wege des Handsehens hergestellt. Das war eine mühsame und viel Zeit erfordrende Arbeit. Aber wie kaum auf anderem Gebiete des geschäftlichen Lebens, galt es bei einer Zeitung, mit der fortgeschreitenden Zeit gleichen Schritt zu halten. Besonders machten sich im Zeitungsgewerbe die Erfindungen in betriebsumwälzendem Maße bemerkbar. Die bedeutsamste war die des deutschen Uhrmachers Mergenthaler. Ihm, einem armen Auswanderer aus dem Württembergischen, war es nach vielen Fehlschlägen in Amerika gelungen, eine in ihrer Leistungsfähigkeit bisher unübertroffene Zeilese- und Gießmaschine zu konstruieren, die die Arbeit von vier bis fünf Handsehern ersetzte. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts wurde dieses Wunderwerk der Technik in Deutschland eingeführt. Bereits wenige Jahre nach der deutschen Erprobung dieser Maschine ging die „Obererzgeb. Zeit.“

im Jahre 1900 zum Sezmaschinenbetrieb über durch Aufstellung zunächst einer Linotype-Sezmaschine. Der gesamte technische Teil wird aber bereits

heute auf 5 derartigen Maschinen (vergleiche nebenstehende Abbildung)

hergestellt. Die „eiserne Braut“, wie der Maschinenfeger die Sezmaschine scherhaft nennt, ist, wie gesagt, ein staunenswertes Erzeugnis menschlicher Erfundung. Es ist von grohem Reiz, den Bewegungen dieses phantastisch anmutenden Maschinen-Organismus und seiner Wirkung nachzugehen. Den Betrieb der vollkommenen Linotype-Sezmaschine zu beschreiben, ist ohne praktische Vorführung schwer. Er spielt sich etwa folgendermaßen ab:

Auf einer Klaviatur, ähnlich der der Schreibmaschine, schlägt der Sezger den betr. Buchstaben an. Durch eine sinnreiche Hebelübertragung wird hierbei jedes Mal eine „Matrize“ (ein Messingstück mit positiver Gravierung des Buchstabens) aus dem sich oben an der Maschine befindlichen Magazin gelöst, in einen Sammler geleitet und dort zu Wörtern und Zeilen vereinigt. Die fertiggestellte Matrizen-Zeile wird darauf durch Hebedruck „abgeschickt“ und gelangt vor den Gießmund, durch den aus einem in die Maschine eingebauten und mit Gas geheizten Gießtopf flüssiges Metall gegen die positive Matrizen-Zeile gepreßt wird. Die Zeile ist damit gegossen und wird, nachdem sie von der Maschine geschnitten wurde, in ein Zeilenschiff (Ruffang) ausgestoßen. Die Matrizen selbst werden dann von einem eisernen Arm gefasst, auf eine dreieckige Führungsschiene geschoben und gleiten durch eine vollständig selbsttätige Ablegevorrichtung an langen Spindeln vormärts, wodurch sie wieder in das Magazin in ihr bestimmtes Fach (Kanal) gelangen. Während dieser Zeit ist aber schon wieder eine weitere Zeile fertig, und das Walten der Maschine beginnt von neuem. Alle diese vielfältigen Manipulationen besorgt die durch einen Elektromotor getriebene Sezmaschine völlig selbsttätig. Der Weg, den die Matrize durch die Maschine geht, stellt somit einen Kreislauf dar. Dieser Umstand ermöglicht ein andauerndes Weitersezen ohne Rücksicht auf das gänzlich automatisch vor sich gehende Gießen und Ablegen. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wörtern, oder bei gesperrt zu druckenden Wörtern, zwischen den einzelnen Buchstaben, entstehen dadurch, daß der Maschinenfeger eine besondere Taste anschlägt, die einen sogenannten Spatienkeil (vom lat. spatium = Zwischenraum) auslöst, der, gleichfalls aus Metall, zwischen die einzelnen Worte füllt.

Schon aus dieser, den komplizierten Vorgang des Maschinenfegers nur oberflächlich schildernden Darstellung wird der Zeitungsleser ermessen können, daß zur Bedienung einer solchen Maschine ganz besondere große Kenntnisse nötig sind, die sich nicht nur auf das rein buchdrucktechnische, sondern weit hinein in das maschinentechnische Gebiet erstrecken müssen. Kommt trotz bester Pflege hin und wieder bei der Maschine eine Störung vor, so daß die „eiserne Braut“ streift, dann muß der Maschinenfeger sofort wissen, woran das liegt.

Wie man sich denken kann, ist die Arbeit des Maschinenfegers bei dem ununterbrochenen Geräusch der Maschinen und den auffliegenden Blei- und Gasdunstern sehr anstrengend. Aber die Arbeit an solch einem Wunder der Technik erweckt immer wieder neue Freude, und der Maschinenfeger hält beide Hände über seine Maschine.

Der Handseher soll ein tarifliches Minimum von 1200 Buchstaben in der Stunde erreichen. Für die Linotype ist eine Mindestleistung von 6000 Buchstaben, das ist das Fünffache der obigen Leistung, vorgeschrieben.

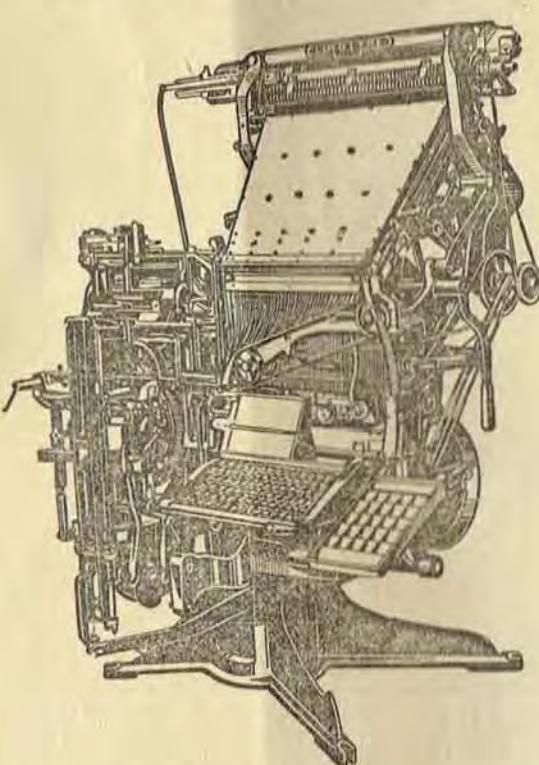
Ein Zeitungsbetrieb, der rationell arbeiten und mit dem neuen Zeitgeist forschreiten will, kann heute ohne Sezmaschine nicht mehr auskommen.

Auf unseren fünf Sezmaschinen wird der gesamte Textteil, z. T. auch der Inseratenteil der „O. Z.“ hergestellt. Der Maschinenfeger wird dann wieder eingeschlossen, um erneut als Gießmetall im Sezmaschinenkessel seine Verwendung zu finden. Fehlerhafte Zeilen müssen allerdings in ihrer ganzen Länge nochmals gefestzt werden, was beim Handseher nicht der Fall ist, weil letzterer ja aus Einzeltypen besteht.

Ist der Satz nun korrigiert, so kommen die Spalten zum Metzger, der die Zeitungsseiten nach Stoffen (Politik, Sachsisches usw.) ordnet und zusammenfügt. Mit geübtem Blick wird schnell noch einmal der Seitenabzug nachgeprüft, ob auch die Unterschrift zum Bild richtig ist, die Übergänge und das Datum stimmen, die wichtigsten Meldungen auffällig gelehnt sind. Ja, es ist nicht leicht, denn derjenige, der das letzte verantwortliche Zeichen auf den Abzug setzt, muß immer auf eine Kettflamme oder noch schlimmeres gefasst sein. Die

einzelnen Seiten werden in einen eisernen Rahmen gespannt und gesangen dann in den Kalanden.

Mit der Herstellung des Satzes für die Zeitung ist es also noch nicht getan. Der Rotationsdruck (der Druck auf laufendem Papierrolle) erfordert vielmehr noch wesentliche Vorbereitung.



Linotype-Sezmaschine  
(5 derartige Maschinen stehen im Betriebe der O. Z.)

Die Rotationsmaschine druckt nämlich nicht direkt von den Buchstaben, sondern von den in halbrunden Bleiplatten gegossenen Bildern der einzelnen Zeitungsseiten.

Damit kommen wir zur

#### Stereotypie,

dem „Laboratorium der Zeitung“. Sie ist die letzte Station vor dem Druck. Um aber halbrunde Platten gießen zu können, muß jede Seite „gemater“ werden. Es wird von ihr eine Pappmatrize angefertigt. Eine besonders imprägnierte Pappe wird mit dem Satz zusammen durch einen elektrisch angetriebenen „Kalanden“ gepreßt, und schon ist die Prägung fertig. Diese Pappmaterie wird dann in die halbrunde Form eines Gießwerkes eingespannt. Ein Hebedruck genügt, und sofort ergießt sich das im Schmelzofen flüssig gemachte Blei in das Gießinstrument. Das Ergebnis ist eine halbrunde Bleiplatte, die Zeitungsseite.

An weiteren Hilfsmaschinen finden wir noch einige Instrumente für Gießstereotypie. Hier muß das flüssige Blei mittels Gießhöfels in die „Mater“ hineingegossen werden. Des Weiteren sieht man hier Fräser, Auftierapparat, Kreissäge usw. Erst wenn die Platten durch diese Apparate auf die erforderliche Breite, Länge und Stärke gebracht worden sind, können sie auf die Rotationsmaschine eingehoben werden. Alles erfolgt in fliegender Eile. Die Platten wandern zur startbereiten Rotationsmaschine, dem Ungeheuer, das stampft und schnauft, wenn es losgelassen wird. Für sie mußte in einem Neubau erst Platz geschaffen werden.

Die Rotationsmaschine ist gleich der Sezmaschine eine hervorragende Erfindung auf dem Gebiete der Technik. Wie lächerlich klein fühlt sich der Mensch neben diesem zweistöckigen Koloss. Man steht voll Respekt vor diesem Ungeheuer von Walzen, Rädern und

Räderchen, zwischen denen in leischem Weise das gespannte Papier in bizarren Kurven seinen Weg nimmt.

Auf einer solchen Maschine nun werden die Zeitungsseiten durch rotierende Bewegungen auf endlos laufendes Papier gedruckt. Gleichzeitig aber werden auch die einzelnen Blätter geschnitten, gefalzt und in präzisestster Genauigkeit ineinandergelegt. Die der „O. Z.“ dienende Zwillingssrotationsmaschine (siehe untenstehende Abbildung) kann eine

16 Seiten starke Zeitungsnummer in einem Arbeitsgang drucken. Sie besteht aus zwei getrennt für sich arbeitenden Maschinen, auf denen je 8 Seiten hergestellt werden können. Sie hat eine Länge von 6 Metern, eine Höhe und Breite von je 3 Metern.

Diese Rotationsmaschine der „O. Z.“ ist die größte ihrer Art im oberen Erzgebirge.

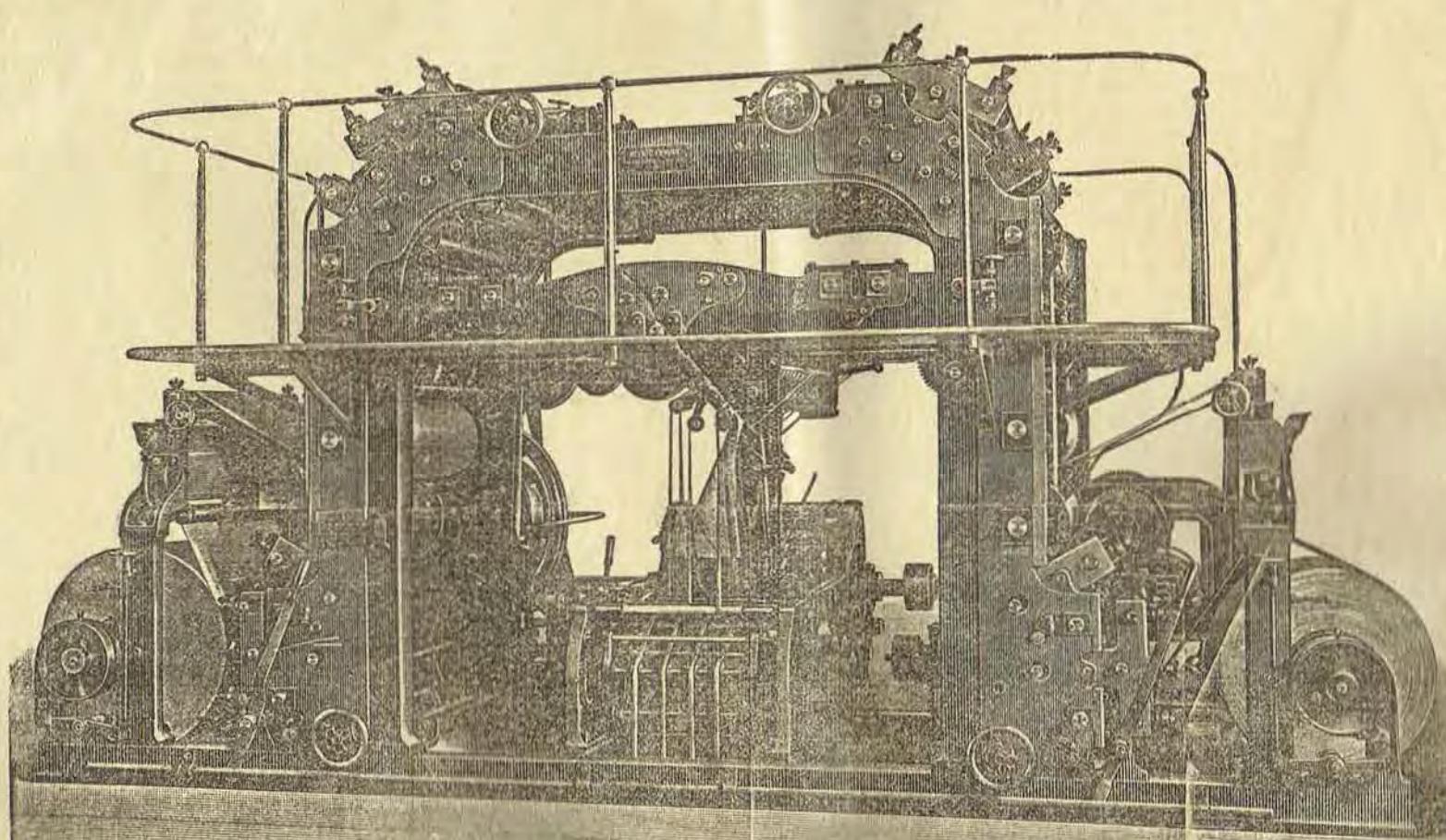
Sie wurde von der Maschinenfabrik König u. Bauer, Würzburg, geliefert. In Betrieb wurde sie Pfingsten 1926 genommen. Angetrieben wird sie mittels eines Elektromotors von 15 PS., und zwar nicht durch Treibriemen, sondern direkt durch Zahnräderübertragung.

Steigt man nun die eiserne Treppe zur Maschinengalerie hinauf, so erklärt uns der „Rotationer“, daß hier oben, auf beiden Seiten, zwei Farbwerke angebracht sind, während sich unten ebenfalls noch zwei befinden. Die Farbe selbst befindet sich in einem besonderen Behälter neben der Maschine und wird automatisch in die Farbwerke gepumpt, von wo sie über die verschiedenen Walzen auf die Plattenseiten übertragen wird. Daneben sehen wir blonde Zylinder, auf denen nunmehr die Platten festgeschraubt werden. Je zwei zusammen umschließen die Rundung, und ebenfalls je zwei haben auf der Zylinderbreite Platz. Auf jedem Druckzylinder kommen vier Platten, und vier solcher Platten- oder Schriftzylinder für zusammen 16 Seiten sind in die Maschine eingebaut.

Wenn alle Bleiplatten auf die Druckzylinder aufgeschraubt sind, wird das Papier, eine Rolle auf jeder Seite, in seine Gänge eingeführt, die Farbe eingestellt, und der Druck kann beginnen. Der Maschinenmeister läßt den Motor anspringen, und es geht wie ein Stöhnen und Riechen durch den ganzen Organismus.

Langsam beginnen sich Räder und Zylinder zu drehen. Sammelt steigt sich das Tempo, und bald braust der Sturm der Arbeit mit voller Macht durch die hohe Halle. Ein ohrenbetäubender Lärm, jedes gesprochene Wort wie unter Sturzfluten wegspülend, ist das ungeheure Tosen des entfesselten Maschinen-giganten. Ist es aber erst so weit, kann alles aufatmen. Das Pothen, Rattern und Schütteln der Maschine durch den Raum wirkt direkt wohltuend und erlösend. Das endlose Papier, das für eine Rotationsmaschine verwendet wird, ist auf Rollen gewickelt, von denen jede 5-6 Zentner wiegt. Um die Papierrollen einzuhören, benutzt man eine in Schienen bewegliche Laufstange mit elektrischem Antrieb, die mit spielerischer Leichtigkeit die schweren Rollen hochhebt und in die Lager einlegt. Die Papierbahn jeder Rolle beträgt ca. 9000 m. Der Druck nimmt nun folgenden Verlauf. Von der auf einer Welle befindlichen Papierrolle läuft das Papier ab und geht, um die nötige Spannung zu erhalten, über eine federnde Spindel. Die Papierbahnen durchlaufen nun die einzelnen Druckwerke. Jede Papierbahn wird zunächst auf der einen und unmittelbar darauf auf der anderen Seite bedruckt; der Fachmann unterscheidet dabei den Schön- und den Widerdruck und benennt jene beiden Drucke bewirkenden Zylinder „Schöndruck- und Widerdruckzylinder“. Die Papierbahn wird zunächst um den unteren Zylinder herumgeführt, empfängt dann vom unteren Schriftzylinder den Schöndruck, windet sich daraufhin in einer S-förmigen Kurve um den anderen Druckzylinder herum und wird jetzt vom 2. Schriftzylinder auch auf der Gegenseite bedruckt. Mittels Bänderführung gelangt das Papier zwischen

die Messer des Schneidwerkes, das die Stränge in einzelne Teile von Zeitungshöhe durchschneidet. Das geschieht in der Weise, daß eine der beiden Walzen mit einer Längsrinne versehen ist, in die ein sägeartig gezaubtes Messer über der Längsseite des anderen Zylinders eindringt. Die zwischendurchgleitende Papierbahn wird dadurch in bestimmten Abständen perforiert und somit Bogen um Bogen um einen Rad abgetrennt. Daher röhrt es, daß alle auf Rotationsmaschinen gedruckten Zeitungen an den oberen und unteren Rändern nicht wie auf der Seite, glatt durchschnitten, sondern ein wenig gezaubt sind, ähnlich wie beispielsweise die Briefmarken. Die meisten Zeitungsleser werden wohl auch bemerkt haben, daß jedes Zeitungsblatt am unteren Rande mehrere ganz kleine Löcher zeigt. Diese werden auf der nachfolgenden Sammelwalze eingestochen. Der Zweck dabei ist, zwei oder mehrere Lagen Papier übereinander zu sammeln. Das wird folgendermaßen bewerkstelligt:



16-seitige Rotationsmaschine von König & Bauer, Würzburg, auf der die „O. Z.“ heute gedruckt wird.

Minig kleine Nadelchen auf einem Zylinder halten zunächst einmal einen Bogen fest und rotieren einmal mit ihm, bis der nächste und ebenso später noch mehrere sich darüber geschoben haben und ebenfalls aufgespielt sind. Ist die gewünschte Bogenzahl gesammelt, so wirken Greifer aus dem Innern des Zylinders heraus und streifen die Bogen von den Nadeln ab, so daß sie nunmehr ihren Weg gemeinsam fortführen. Dann gelangt

das Papier auf den sogen. Falztrichter,

das ist ungefähr eine dreieckige, mit der Spitze nach unten gerichtete Form, durch die das bisher eben gespannte Papier während des Darübergleitens der Länge nach gefalzt wird, und zwar ohne jede mechanische Beihilfe und ohne daß die Bewegung geändert wird. Der zweite, der Querfalz, wird durch eine rotierende Mehrmessertrommel bewirkt. Nach dem Falzen gelangen die nun fertigen Zeitungen zur Sammeltrommel, welche immer

fünf fertige Exemplare auf den Ablegesisch

wirft. In Gedankenschnelle wirft sie ein Paketchen nach dem anderen akkurat heraus, und sind 50 Exemplare zusammen, so ertönt ein Glockensignal. Die Gesamtauslage wird von der Maschine selbst, d. h. von einem Zähler, genau kontrolliert. Alle diese Leistungen werden mechanisch ausgeführt.

In einer Stunde können

10 000 Stück 16seitige Exemplare der „O. Z.“

gedruckt und sorgfältig gefalzt und ineinandergefügt ausgelegt werden.

An Festtagen, an denen die Zeitung in stärkerem Umfang als 16 Seiten erscheint, müssen die weiteren Seiten vorgedruckt und dann in das Hauptblatt eingelegt werden.

Die Maschine weist ein Gewicht von 600 Zentnern auf. Besondere elektrische Vorrichtungen ermöglichen an verschiedenen Stellen durch einen Druck auf einen Knopf ein sofortiges Stillstehen des Werkes.

Nach dem Druck sind geübte Hände damit beschäftigt, die Zeitungen zu expedieren. Mit den „O. Z.“-Autos werden sie zum Bahnhof gefahren, und so gelangen

alltäglich weit über 7000 Exemplare

in alle Windrichtungen. Ein großes Heer von Zeitungsasträgern versorgt die Stadt- und Landausgabe.

Normal wird die „O. Z.“ zur bestimmten Stunde erwartet. Seit Urgroßvaters Zeiten schon geht die „O. Z.“ in der Familie von Hand zu Hand. Sie ist allen Familiengliedern ein gern gesehener Hausfreund geworden und will es auch in alle Zukunft bleiben.

\* \* \*

Während die Rotationsmaschine lediglich dem Zeitungs- oder dem Druck größerer Auslagen von Flugblättern, Sonderheilagen, Prospekten usw. dient, kommen für sonstige Drucke noch verschiedene andere Maschinen in Frage. Diese stehen in einem anderen Maschinenraum.

Die Arbeit, die diese Maschinen zu verrichten haben, ist gleichfalls höchst interessant, und es ist angebracht, auch in dieses Ge- kriebe einen Einblick zu tun.

Vorher sei uns ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Buchdruckmaschinen

gestattet. Gutenberg baute — anno 1440 seine erste Handpresse in Mainz nach der Form der in jener Zeit üblichen Weinkelte (siehe untenstehende Abbildung).

Es ist interessant, die beiden Abbildungen in dieser Beilage: die 16seitige Rotationsmaschine, auf der die „O. Z.“ jetzt gedruckt wird, und die einfache Holzpresse, auf der die „O. Z.“ im Jahre 1854 gedruckt wurde, miteinander zu vergleichen.

Auf die feste untere Platte dieser Presse wurde die Schrift, die durch einen Rahmen festgehalten wurde, gestellt, die Farbe wurde durch Handbällen, später durch eine Walze aufgetragen. Das in Bogen geschnittene Papier wurde auf diese Form, so nennt man in der Buchdruckersprache den geschlossenen Satz, gelegt; der in einer Spindel bewegliche obere Teil der Presse wurde herabgedreht oder durch einen Hebedruck herabgedrückt, wodurch der Papierbogen auf die Form gepreßt wurde. Nach vollendetem Druck, wurde die Presse aufgedreht, resp. der Hebel in seine frühere Lage zurückgebracht, und nun der auf einer Seite bedruckte Bogen behutsam abgenommen. Sobald dann von neuem Farbe aufgetragen war, konnte wieder in derselben Weise fortgefahren werden.

In dieser einfachen Art wurde Jahrhunderte lang gedruckt. Die Handpresse, auf der die „O. Z.“ in der ersten Zeit ihres Bestehens gedruckt wurde, steht heute noch in unserem Betrieb und soll zur Erinnerung an die „gute alte Zeit“ auch ferner stehen bleiben.

Verbesserungen, die zwar nicht ausblieben, die aber erst nach und nach Eingang fanden, vereinfachten das Verfahren wohl in mancher Hinsicht, aber der Betrieb blieb doch immer langsam, denn es konnten nur wenige hundert Druck in der Stunde abgenommen werden. Eine Änderung trat erst Anfang des 19. Jahrhunderts ein,

als ein Deutscher namens Friedrich König aus

Eisleben die Schnellpresse erfand und durch ihre Einführung eine völlige Umnutzung im Buchdruckereibetrieb hervorrief. Seine einfache Schnellpresse lieferte in der Stunde 1000 einseitige Abdrücke. Diese Steigerung der Leistung gegenüber der Handpresse, mit der früher lange Jahre gearbeitet worden ist, wurde dadurch erzielt, daß die Form nicht auf einer festen, sondern auf einer beweglichen Platte liegt, die durch die Maschine eine regelmäßige, wage-recht hin und her gehende Bewegung erhält. Der Druckzylinder mit dem Bogen geht über die mit Farbe versehene Form, wodurch dieser auf der einen Seite bedruckt wird. Um den zweiten Druck zu erhalten, muß er nochmals durch die Maschine geführt werden. In unserer Druckerei wurden die

ersten beiden, noch heute vorhandenen Schnellpressen in den früher, als es noch keine Kraftmaschinen gab, mit der Hand Jahren 1871 und 1882 angekauft. Diese wurden sogar ganz gedreht. Als später das Blatt täglich erschien und die Auflage der Zeitung schnell zunahm, wurde i. J. 1896 eine

Doppelschnellpresse

aufgestellt, die (von einer Form) mit doppelten Druckzylindern, Ein- und Auslegern und Falzvorrichtung die doppelte Auflage resp. die Auflage in der halben Zeit herstellen konnte. Diese Maschine steht heute aber längst auch schon wieder in Reserve, denn sie wurde durch eine neu konstruierte

Flachdruck-Rotationsmaschine

(Heureka) ersetzt. Dieselbe liefert in einer Stunde bis zu 8000 Blätter Zeitungsgemälde, sorgfältig gefalzt. Bei vierseitigen Exemplaren laufen nur eine 68 Zentimeter breite Papierbahn durch die Maschine, bei sechsseitigen Exemplaren je eine 68 und 34 Zentimeter breite Bahn und bei achtseitiger Produktion zwei 68 Zentimeter breite Bahnen. Die Maschine hat genau so ein bewegliches Fundament, wie jede andere Flachdruckmaschine. Es können auf jeder Seite vier Seiten in Eisenrahmen eingespannt werden. Darüber laufen mit Gummi bezogene rotierende Walzen, auf die das neben ihnen eingeschwärzte Schriftbild übertragen wird. Zu diesem Zweck heben und senken sich die Schriftzylinder bei jedesmaligem Hin- und Herbewegen des Fundamentes. Die Maschine bedruckt die Papierbahn erst auf der einen Seite, dann geht die Bahn auf die andere Seite der Maschine, um auf der Rückseite bedruckt zu werden. Nach einer Wendung über eine sogen. Wendestange läuft das Papier zum Falzapparat. Der erste Zylinder nimmt das negative Schriftbild positiv auf. Wenn nun das Bild direkt von diesem Zylinder auf das Papier übertragen würde, dann würde das Schriftbild auf dem Papier negativ erscheinen. Um aber das positive Bild auf dem Papier erscheinen zu lassen, hat man noch einen zweiten Zylinder eingebaut, der das Schriftbild vom ersten Zylinder übernimmt und es dann erst auf das Papier überträgt. Diese beiden Zylinder müssen natürlich ganz haarscharf aufeinander eingepaßt sein, damit das Schriftbild nicht doubliert. Die Papierbahnen laufen auf einem eingebauten Falztrichter zusammen und erhalten hier den ersten Längsfalz, durch eine weitere entsprechende Vorrichtung, bestehend aus zwei Zylindern, welche Falz- und Schneidmesser besitzen, wird dann die Papierbahn in Zeitungsgröße auseinander geschnitten und der Querfalz angebracht. Zehn Exemplare werden stückweise aufeinandergelegt, die darnach auf einem Transportband eine Stufe weiter rücken. Ein gleichfalls angebrachtes Zählwerk auf der anderen Seite zählt die Gesamtauslage. Aber auch diese Maschine steht nunmehr als Reserve in einem Anbau. Angeschafft wurde sie im Jahre 1911. Beider hat man an diesem System keine Verbesserungen mehr vorgenommen, weil die Stereotypie-Rotation sich nunmehr die Welt erobert hat. Es wird jetzt nur noch der ebenfalls in unserem Verlage erscheinende

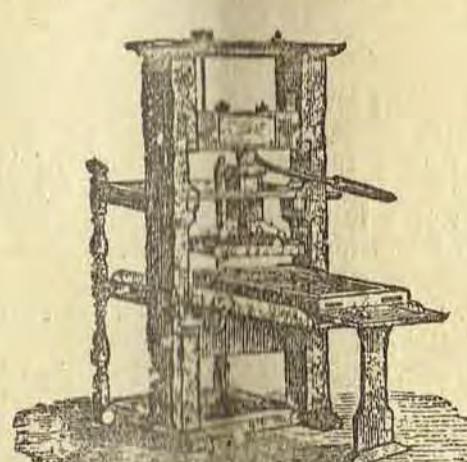
Geschäfts-, Reise- und Verkehrsanzieger für das gesamte Erzgebirge und Vogtland, die ehemalige Eisenbahnzeitung, darauf gedruckt. Im übrigen bleibt sie nur noch als Reservemaschine stehen.

Es bleiben nun noch folgende Maschinen, die zu erwähnen sind. Zunächst die kleinste Druckmaschine, die Bostonpresse, für den Druck kleinerer Arbeiten, wie Besuchskarten, Kistensignumzettel in kleinen Mengen und dergleichen. Diese Bostonpresse wird mit der Hand betrieben, während alle anderen Maschinen Motorantrieb haben. So die nächstgrößeren Druckmaschinen, die verschiedenen Tiegeldruckpressen für die Herstellung Kaufmännischer Formulare, Geschäftsbrieftaschen, Rechnungen, Kundschaften, kleinere Bilderdruck- und Buntdruckarbeiten etc. Für Drucksachen größerer Umfangs, wie z. B. Tabellen, Broschüren, Zeitschriften, Kirchenblätter, arbeiten drei Schnellpressen, zu denen sich noch eine vierte, eine „Frankenthaler“, im Jahre 1911 angeschafft, gesellte, auf der vorwiegend die „Erzgebirgischen Heimatblätter“, die Bilderbeilage der „O. Z.“, hergestellt werden. In dem gleichen Arbeitsraum sind auch für die Buchbinderei nötigen Hilfsmaschinen untergebracht, als da sind Heftmaschinen, Schneidemaschine, Pappschere, Perforiermaschine, Eckenstanzmaschine usw.

Wir verlassen nun den Maschinenraum, doch das Schnurren, Rollen und Stampfen klingt noch lange in unseren Ohren fort.

Weiter gelangen wir nun in das Erdgeschoß, in die Heizungsanlage,

die im Winter das gesamte Gebäude mit der nötigen Wärme versorgt. Dieselbe besteht aus einem Strebekessel mit Kohlefeuerung und einem Heizgerkessel mit Brikettkreuzfeuerung. Letzterer wird nur ausnahmsweise bei ganz strenger Kälte, wie wir im letzten Winter hatten, mitgefeuert. Ferner befinden sich



Holzdruckpresse, auf der die „O. Z.“ im Gründungsjahr 1854 gedruckt wurde.

im Souterrain das Papierlager für Zeitungs- und Alzidenzpapiere, so daß das Abholen der ankommenden Papiersendungen, namentlich der großen Papierrollen für die Rotationsmaschinen bequem erfolgen kann, weiter das reichhaltige Formularlager für Behörden und Schulen etc., das der Verlag schon seit Jahrzehnten unterhält. In einem besonderen Raum steht ferner noch in Reserve ein großer Gasmotor, der früher die sämtlichen Maschinen mittels Transmission in Bewegung setzte. Jetzt ist man inzwischen zum Einzelantrieb durch 13 Elektromotoren übergegangen.

Zum Schluß kommen wir noch durch die Toreinfahrt in den Hof zur

Aufgarage,

in der ein vierziger Wandererwagen und eine Chevrolet-Limousine untergebracht sind, die teils der Expedition, teils der Redaktion je nach Bedarf zu Diensten stehen.

\* \* \*

Unser Rundgang ist nun beendet. Die Entstehung einer Zeitung kann man nur als ein sich täglich wiederholendes Wunder bezeichnen. Wir haben versucht, in Vorstehendem auch dem Laien in Wort und Bild einen Einblick in den Betrieb der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu geben und vor allem denjenigen, die ihn nicht bereits aus eigener Ansicht kennen, ein Verständnis dafür zu vermitteln, welch großer Apparat dazu gehört, um pünktlich und regelmäßig die Zeitung herstellen zu können.

Auch an einen mittleren Druckereibetrieb, der mit einem Zeitungsbetrieb verbunden ist, werden heute so vielseitige Anforderungen gestellt, daß dem einzelnen Leser, wenn er sein Blatt täglich liest, kaum zum Bewußtsein kommt, wieviel Köpfe und Hände an einer Nummer gearbeitet haben, wieviel verschiedenartige Maschinen und Maschinen in Bewegung gesetzt werden müssen, um Buchstaben für Buchstaben aneinanderzureihen, Zeile um Zeile, Spalte um Spalte, Seite um Seite herzustellen und schließlich die Zeitung nach erfolgreichem Druck in die Expedition gelangen zu lassen. Aber wie im Laufe der Jahrzehnte unser Betrieb für die Herstellung von Druckarbeiten stets zeitgemäß durch Anschaffung neuerster Maschinen und modernsten Schriftenmaterials ergänzt und erweitert wurde, so soll es auch in Zukunft für die Herstellung unserer Zeitung unser Bestreben bleiben, mit neuen Bausteinen zur technischen Verbesserung unseres Betriebes weiter beizutragen. Schaffensfroh unter treuer Mithilfe eines leistungsfähigen technischen und kaufmännischen Personals, wollen wir daher in das lezte Viertel des Säculums eintreten mit der zuversichtlichen Hoffnung, unserer werten Leserschaft auch ferner treu und gewissenhaft dienen zu können.



Es wird wohl jeder unserer Leser und jede Leserin, wenn sie den Betriebs-Rundgang aufmerksam verfolgen, einsehen, daß die Herstellung einer Zeitung eine aufreibende Arbeit erfordert. Für den Verleger und Schriftleiter kommt aber noch manches hinzu, was den Beruf sehr erschwert.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir erklären, daß gerade der Schriftleiter provinzieller Heimatblätter

eine ungeheuer schwere Aufgabe tagein, tagaus zu bewältigen hat. Er hat nicht nur, wie schon eingangs erwähnt, täglich und ständig das gesamte Weltgeschehen auf politischem, wirtschaftlichem und anderen Gebieten zu umspannen, nicht nur die sonstigen Ereignisse in sämtlichen Erdteilen zu registrieren, die irgendwie von Bedeutung sind, er hat nicht nur in oft kurzen Minuten vor dem Druck noch kritisch Stellung zu soeben gemeldeten Dingen zu nehmen, nein, er hat eben als Provinzredakteur vor allem auch sein Hauptaugenmerk auf die Heimat zu richten und auf das, was in ihr vorgeht. Was er abends oder nachts zuvor im Theater, in Konzertälen, in Vereinslokalen usw. usw. berichterstattend miterlebt,

muß am nächsten Tage schon dem Leser unterbreitet werden. Mit den Behörden des Reiches, des Staates, der Gemeinden sind dauernde Beziehungen zu unterhalten, um über alles Notwendige auf dem Laufenden zu sein. Und bei allem erneut man auch so manches Mal Mißverständnis und herbe, unangebrachte Kritik, eben weil die wenigsten wissen, wie rasend schnell eine Zeitung hergestellt werden muß. Wir empfehlen deshalb im Zusammenhang hiermit jedermann angelegentlich die Lektüre des Artikels, den ein weltberühmter Heidelberg-Professor uns für die Jubiläumsnummer der „O. Z.“ freundlich zur Verfügung stellte, und der das wichtige Thema behandelt von der „Verantwortlichkeit des Zeitungsläufers“. Aber trotz all dieser eminenten Schwierigkeiten, mit denen jede Schriftleitung zu rechnen hat, gibt es für den geborenen und überzeugten Redakteur keinen schöneren Beruf, als diesen, und immer wird er sich absind mit dem Wort:

„Allen Menschen Recht geset, ist eine Kunst, die niemand kann.“

Der schönste Lohn seiner Arbeit und derjenige der „anderen wackeren Degen“ jeder Zeitung (wie Rudolf Herzog, einer der besten Köpfe Deutschlands, die Zeitungsmänner in dieser Jubiläumsnummer treffend bezeichnet), ist

die Treue der Leser.

Tausende haben sie uns Jahrzehnt um Jahrzehnt gehalten. Tausende kamen hinzu, und unausgesetzt mehrt sich die große, große Zahl der Freunde und Anhänger der „Obererzgebirgischen Zeitung“. Mit ihnen wollen wir Treue um Treue wahren, wie wir gerade heute auch wieder all unseren Mitarbeitern danken, die uns so wacker zur Seite gestanden haben. Und nun mit „Glück auf!“ dem Hundertjahrjubiläum der „O. Z.“ entgegen!



## Jubilare und langjährige Mitarbeiter der O. 3.

In engster Verbindung mit der Geschichte unseres Hauses sei an dieser Stelle ehrend der treuen, verdienstvollen Jubilare und Mitarbeiter unserer Zeitung gedacht. Sind viele von ihnen auch heute nicht mehr in unserer Mitte, hat sie das Schicksal an anderen verantwortungsvollen Posten berufen, oder hat sie der Schnitter Tod auch längst aus unserem Kreis gerissen, was sie uns gewesen, bleibt unvergessen und soll an dieser Stelle besondere Erwähnung erfahren.

So waren u. a.

die Schriftleiter der „Obererzgebirgischen Zeitung“ allzeit besonders verantwortungsbewusste Persönlichkeiten und wertvolle Mitarbeiter der jeweiligen Verleger unserer Zeitung. Verleger und Schriftleiter tragen ja zusammen die moralische Verantwortung für die Zeitung, die sie herausgeben. Der Gründer der Zeitung, Lindner, auch die Zeitungsverleger Ackermann, Hollstein und Seidel versorgten zeitweise ihre Redaktion selbst. Später aber häufte sich die Arbeit so, daß eben mitverantwortliche Persönlichkeiten gesucht werden mußten, wie das aus der Geschichte des Hauses auch hervorgeht.

Zum ersten Mal machte sich ein verantwortungsbewusster Redakteur nötig, nachdem die Witwe Ackermann das Geschäft allein weiterzuführen hatte. So finden wir vom 5. April 1859 bis Februar 1860 den Schuldirektor Seifert in Buchholz als verantwortlichen Redakteur der „O. 3.“ zeichnen. Bis zum Eintritt des Verlegers Hollstein war er der Witwe ein besonders treuer Berater in allen Dingen und hat seine Freundschaft auch später dem Hause Hollstein alle Zeit gehalten. Unter Hollstein selbst waren

bis 1877 Clemens Landgraf,

vom 24. Juni 1877 bis 23. Juni 1888 Oskar Waengler, vom 3. Juni 1888 bis 27. Juni 1891 Franz Xaver Thierey in der Redaktion tätig. Einige Jahre nach der Übernahme des Geschäfts durch den jetzigen Verleger der „O. 3.“, Friedrich Seidel, trat am 15. Juli 1891

Bernhard Handke,

von Glauchau kommend, als verantwortlicher Schriftleiter der „O. 3.“ ein. Die Tätigkeit dieses verdienten Mitarbeiters und Freundes unseres Hauses, der an anderer Stelle in einem Artikel unserer Jubilausgabe über

„Gedanken und Erinnerungen“

selbst zu unseren Lesern das Wort ergreift, fällt in eine segensreiche Zeit langer deutschen Friedens und wirtschaftlichen Aufschwunges. Nachdem Bernhard Handke Ende Mai 1912 nach 21jähriger Dienstzeit unser Buchholz verließ, um einen eigenen Betrieb zu übernehmen, trat Ende Juni 1912

G. Willy Betschmann,

aus Heidelberg kommend, in den Posten des verantwortlichen Redakteurs der „O. 3.“ ein. War seinem Vorgänger eine friedliche Zeit der Tätigkeit in der „O. 3.“ beschieden, galt es für ihn, dem neuen Schriftleiter, sehr bald in den Jahren des Weltkrieges und der bitteren Nachkriegszeit treu auf dem Posten auszuhalten. Auch W. Betschmann kommt an anderer Stelle der vorliegenden Jubilausausgabe in einem Artikel

„Mit der „O. 3.“ durch Weltkrieg, Umsturz und Inflation“ zum Wort an unsere Leser. Seine treue deutsche Gesinnung auch in schwerer und kritischster Zeit brachten ihm und der Zeitung die Achtung der gesamten Bürgerlichkeit ein.

Nach seinem Ausscheiden im Jahre 1923 führten der älteste Sohn des jetzigen Verlegers, Siegfried Seidel, und der langjährige Prokurist Bernhard Hennig vorübergängend die Redaktion der Zeitung.

Am 3. Dezember 1920 kam als 2. Schriftleiter Max Esch nach Buchholz und kurz darauf, Anfang Mai 1924, übernahm unser jetziger verdientvoller

Hauptschriftleiter Waldemar Berger

die Führung der Redaktion, um in bekannter Weise neben Politik, Kunst und Wissenschaft vor allem die heimatliche Berichterstattung auf eine achtunggebietende Höhe zu bringen.

Wie in der Redaktion allzeit den Verlegern der „O. 3.“ treue Mitarbeiter zur Seite standen, so auch im Kontor und im Betrieb. An erster Stelle gedenken wir hier unseres treu verdienten

Prokuristen Bernhard Hennig,

der, von Ehrenfriedersdorf kommend, am 15. Oktober 1888 in die Offizin von J. H. Hollstein als Schriftseher eintrat und dann später, von meinem Vater als Buchhalter herangezogen, ein besonders treuer Mitarbeiter wurde. Sein ganzes Leben hat er für die gedeihliche Entwicklung unserer Zeitung miteingesetzt und 40 Jahre, in allen Sparten des Berufes bewandert, in der Sekerei und im Kontor — kurz überall, wo es notwendig war — wacker am Werke geholfen. Ein un-

ermüdliches, frohes Schaffen war das, bis der allmächtige Baumeister aller Welten am 11. September 1926 unserem treuen Mitarbeiter Feder und Winkelhaken aus der Hand nahm. „... und wenn es kostlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen ...“ mit diesen Worten verabschiedet sich in ihrer Ausgabe Nr. 213 vom 13. September 1926 die „Obererzgebirgische Zeitung“ von ihrem treuesten Mitarbeiter, und als seine irdische Hülle der Erde übergeben wurde, fügte der fromme Geistliche zu diesem Leben den Schlussatz hinzu: „Du bist über Wenigem getreu gewesen, siehe — ich will Dich über Viel sehen!“ So war das Leben unseres Bernhard Hennig selbstlos und treu bis zu einem seligen Ende.

Was unser Bernhard Hennig für die safttechnische und später für die Tätigkeit in der Buchhaltung gewesen ist, das war Ferdinand Zeidler in der Druckerei.

Am 24. März 1879 kam dieser von Schleitau zu Hollstein als Lehrling und wurde ein äußerst gewissenhafter, tüchtiger Drucker. Unter seiner fachkundigen Hand war der Druck der „Obererzgebirgischen Zeitung“ drucktechnisch immer auf der Höhe und noch heute freut sich beim Durchblättern der Bände das Auge an dem schönen sauberen Druck, den unser Ferdinand Zeidler auf den verschiedenen Maschinen, die während seiner Tätigkeit Einzug in unser Haus gehalten hatten, erzielt hat. Dieses Jahr unseres Jubiläums war bekanntlich auch das des 50jährigen Dienstjubiläums unseres Ferdinand Zeidler, und unsere Leser werden sich erinnern, daß wir am 24. März dieses Jahres in unserer Zeitung unseres Jubiläars ehrend gedacht haben. Über die 50 Jahre hinaus arbeitet Ferdinand Zeidler nun noch heute rüstig mit uns, jetzt als treuer, verdienstvoller Kassierer des Hauses.

Mit diesen beiden ältesten Jubilaren unseres Hauses gedenken wir gern auch

des jüngsten Maschinensehers Arthur Morgenstern, der 43 Jahre ununterbrochen im Betrieb der „O. 3.“ tätig ist. Er ist am 3. Mai 1886 als Lehrling in die Druckerei eingetreten und hat als Handseher die Jugendjahre unseres Unternehmens miterlebt. Wir werden der besonderen Verdienste dieses Mitarbeiters, der — so Gott will — unser nächster Fünfzigjähriger sein wird, zur gegebenen Zeit gedenken.

Wenn wir in unserem Kreise weiter Umschau halten, finden wir noch viele andere verdienstvolle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

Die Bureauvorsteherin Marie Arend steht 22 Jahre im Betrieb der „O. 3.“ unermüdlich und unverdrossen stand sie jederzeit auf ihrem verantwortungsvollen Posten. Ihren treuen, aufopfernden Dienste besonders auch in der schweren Kriegszeit und in den nicht weniger schweren Inflationsjahren, in denen sie das Cassawesen übernommen hat, werden wir immer dankbar gedenken.

Der Infanterie-Mettieur Paul Lorenz ist 23 Jahre im Betrieb tätig.

der Betriebsleiter Max Hempel mit kurzen Unterbrechungen während des Krieges 22 Jahre,

der Linotype-Seher Paul Uhlig 21 Jahre,

der Seher-Faktor Bruno Nessler 17 Jahre rc.

Es ist gewiß ein schönes Zeugnis treuen Pflichtbewußtseins, welches wir unseren verdienstvollen Mitarbeitern an dieser Stelle ausstellen wollen, daß sie viele Jahre treu auf ihrem Posten ausgeharrt und rüdig am Aufbau des Unternehmens mitgearbeitet haben. Der Dank unseres Hauses sei ihnen allen auch an dieser Stelle besonders ausgesprochen.

### Besondere Auszeichnungen

erhielten im Betrieb der „O. 3.“:

Friedrich Georg Seidel, Verleger der „O. 3.“,

am 3. Oktober 1916 von Sr. Majestät König Friedrich August von Sachsen das „Ritterkreuz des Albrechtsordens“ am 14. August 1918 von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. das „Verdienstkreuz für Kriegshilfe“;

Willy Betschmann, Schriftleiter der „O. 3.“,

von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. das „Verdienstkreuz für Kriegshilfe“ das S.-R.-Verdienstkreuz.

Bernhard Hennig, am 23. 12. 16 vom Ministerium des Innern das tragbare Ehrenzeichen für Treue in der Arbeit, am 25. 10. 1911 Diplom des Deutschen Buchdrucker-Vereins und das Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz;

Ferdinand Zeidler, Maschinemeister, am 3. Mai 1911 vom Ministerium des Innern das tragbare Ehrenzeichen für Treue in der Arbeit, das Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz, Diplom des Deutschen Buchdrucker-Vereins;

Arthur Morgenstern, am 3. Mai 1911 das Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz, am 3. Mai 1911 Diplom des Deutschen Buchdrucker-Vereins;

Guido Grund, Ehrenzeugnis der Stadt Buchholz.

### Das 25jährige Jubiläum

haben in unserem Betrieb außer oben erwähnten Jubilaren noch gefeiert

Seherfaktor Albin Schulz, und Kassierer Guido Grund, letzterer am 7. April 1910.

Der unerbittliche Tod hat aus unserer Mitte gerissen: Den Seher Paul Friedel aus Eisenberg, am 31. Mai 1899, den Seher Paul Köhler aus Annaberg, am 2. Jan. 1909, die Expedientin Gertrud Stappf geb. Uhlig, am 29. 3. 1920.

Das 25jährige Vertrieber-Jubiläum der „O. 3.“ konnten begehen:

Stadtassessor Fischer (†), Scheibenberg, August Böslger (†), Oberwiesenthal, Christian Kreisel (†), Scheibenberg, am 1. Oktober 1911, Bernhard Krebschmann (†), Elterlein, am 1. Okt. 1911, Franz Kästel, Schleitau, am 1. Oktober 1911, Max Kupfer, Neudorf, am 1. Dezember 1917.

Außerdem haben bis zu ihrem Tod das Vertrieberamt der „O. 3.“ treu verwaltet:

Gustav Ziener, Papierhandlung, Annaberg, Max Seifert, Havannahaus, Annaberg, Porzellan-Collezione Rockstroh, Jöhstadt, Ferdinand Möbels, Schleitau, Oskar Möbel, Elterlein, Anton Noack, Wallersdorf, Max Nessler, Großendorf.

Nun geziemt es sich noch, an dieser Stelle ehrend zu gedenken der einstigen Mitarbeiter unseres Hauses, die der Schnitter Tod auf dem Felde der Ehre dahingerafft hat.

Aus dem Hause der „Obererzgebirgischen Zeitung“ starben den Tod für unser jetzt so unglückliches deutsches Vaterland:

Infanteriebuchhalter Robert Erwin Lind, geb. am 1. 8. 89, in der „O. 3.“ tätig vom 3. 4. 07 bis 5. 3. 15, wurde dann zum 14. Inf.-Reg. Nr. 179 eingezogen, kam nach der Ausbildung an die Westfront. Im Herbst 1918 wurde er vermisst gemeldet und ein halbes Jahr später tot erklärt.

Maschinenseher Kurt Großhupf, geb. am 19. 7. 90, in der „O. 3.“ tätig vom 1. 5. 05 bis 11. 2. 15, nochmals während seines Kriegsdienstes vom 3. 4. 16 bis 20. 10. 16, Großhupf wurde im Februar 1915 zum Inf.-Reg. Nr. 134 eingezogen, im Mai 1917 kam er ins Feld, und zwar zum Inf.-Reg. Nr. 474. Er fiel am 18. Juli 1918 bei Soissons (Aisne) und wurde auf dem Schlachtfeld De Cuise Lamotte begraben.

Maschinenseher Christoph Hufnagel, geb. am 17. 10. 93, in der „O. 3.“ tätig vom 3. 6. 12 bis 13. 10. 13 (Eintritt ins Heer). Hufnagel stammte aus Bahern, diente bei Kriegsausbruch aber im 1. Sächs. Leib-Brn.-Reg. Nr. 100. Mit diesem kam Hufnagel auch sofort ins Feld. Beim Rückmarsch von Chalon sur Marne wurde er schwer verwundet, starb einige Tage darauf im Etappen-Lazarett zu Laon.

Maschinenseher Johannes Seidel, geb. am 11. 7. 90, ein Neffe des jüngsten Verlegers Friedrich Seidel, in der „O. 3.“ tätig vom 1. Mai 1905 bis 10. April 1909, 6. 9. 10 bis 3. 3. 11 und 13. 10. 11 bis 19. 10. 12, rückte mit unseren Truppen ins Feld und zog sich dort eine schwere Lungenerkrankung zu, auf deren Folgen er später in Hamburg gestorben ist.

So ist wiederum die Geschichte der Zeitung mit der großen Zeit verknüpft, und unser stiller Wunsch ist der, daß aus all den Opfern an Blut und Gut doch noch dermaleinst ein neues starkes Vaterland uns erstehe. Das Schicksal des Vaterlandes wird ja auch unser Schicksal sein. Wir alle wollen deshalb ihm und unserer Arbeitsstätte, in der wir für unsern Teil am deutschen Schicksal mit schmieden helfen, die Treue halten in so vorbildlichem Maße wie die zahlreichen Jubilare und langjährigen Mitarbeiter unserer „O. 3.“, deren wir hier ehrend gedacht haben. Das sei uns ein heilig Gesöhnis am Jubiläumstage. Dazu: „Glück auf!“

Siegfried Seidel.

## Industrie, Handwerk, Gewerbe grüßen die O. 3.

## Industrie und Heimatpresse

Von Dr. Johannes März.

geschäftsführendes Verbandsmitglied des Verbandes  
Sächsischer Industrieller.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ feiert am heutigen Tage das Jubelfest ihres 75jährigen Bestehens, und es wird sicher eine stattliche Zahl von Gratulanten erscheinen, um ihr zu dem in einem Dreivierteljahrhundert errungenen Erfolge, als einer in einem bestimmten Bezirk hoch angesehenen und von seinen Bewohnern wertgeschätzten Zeitung, die verdiente Anerkennung und Glückwünsche auszusprechen und dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß die „Obererzgebirgische“ in gedeihlicher und ebenso erfolgreicher Entwicklung weiter vorwärts schreite, um ihr Schiff mit stolz geblähten Segeln sicher dem Hafen des nächsten Jubiläumsabschnittes, dem hundertjährigen, entgegenzuführen.

Auch aus der Industrie finden sich an diesem Jubeljahr Gratulanten bei der Jubilarin ein. Steht diese doch in Anerkennung der großen, Jahrhunderte alten Bedeutung der Industrie für Sachsen, seine Volkswirtschaft und seine Bevölkerung in freundschaftlichem Verhältnis mit ihr. Die Industrie ihrerseits weiß die Bedeutung einer guten, ihrer hohen Verantwortung bewußten Presse für die Wirtschaft zu schätzen. Wird doch durch diese der Weg zur breiten Öffentlichkeit gebahnt, können die industrielle Entwicklung, die Leistungen der tausend industriellen Betriebe in den verschiedenen Zweigen, die technisch-industriellen Fortschritte ebenso wie die Nöte und Sorgen der Industriellen vor dem ganzen Publikum nur durch die Presse bekannt werden. Dieses Bedürfnis nach Aussprache in der Öffentlichkeit trat in Sachsen frühzeitig, auch schon vor der Zeit der Gründung der „Obererzgebirgischen Zeitung“, hervor; es hat sich in den Jahren des Beginns des glänzenden industriellen Aufstieges Sachsen und forschreitend mit der seitdem in 75 Jahren zurückgelegten Entwicklung in vorher ungewohnter Weise verstärkt! In immer steigendem Umfang wuchs auch für die Industrie die Notwendigkeit, sich eingehend zu orientieren, die Entwicklung der heimatlichen Verhältnisse in den Nachrichten des In- und Auslandes zu verfolgen, den Kampf der immer wechselnden politischen, weltanschaulichen und wirtschaftlichen Strömungen zu studieren, denn für die Industrie ist genaue Kenntnis dieser für ihre Existenz wichtigen Vorgänge eine der unerlässlichen Voraussetzungen für erfolgreiches Arbeiten. Neben diesem Interesse besteht für sie auch noch die Notwendigkeit, erfolgreich zu versuchen, ihre Ansichten über die wirtschaftliche Entwicklung, ihre Wünsche für die Förderung des wirtschaftlichen Fortschrittes, ihre Anschauungen zu den verschiedenen Fragen der Öffentlichkeit zugängig zu machen und einen Spiegel ihrer wirtschaftlichen Lage im jeweiligen Strome der Entwicklung zu geben. Auf diesem Wege ist die Heimatpresse, sind vornehmlich auch die Zeitungen, die einen bestimmten Bezirk nach heimatlichen Gesichtspunkten erfassen, von besonderer Wichtigkeit und Bedeutung, und darum hat der Verband Sächsischer Industrieller auf Pflege seiner Beziehungen und Freundschaft zur Presse, insbesondere auch zur Heimatpresse, immer entscheidenden Wert gelegt. Er hat auch bei der „Obererzgebirgischen Zeitung“ stets weitgehendes Verständnis für die sächsische Industrie, ihre Wünsche und insbesondere auch für die Entwicklung der allgemeinen wirtschaftspolitischen Gedanken gefunden, nach denen seine Tätigkeit stets eingestellt war. Das soll am heutigen Tage mit besonderem Dank hervorgehoben werden. Die Industrie wird auch weiterhin, ja man kann angesichts der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen wir heute in Deutschland und namentlich auch in Sachsen zu kämpfen

haben, sagen, in immer stärkeren Umsange darauf angewiesen sein, durch Vermittlung der Lagespresse in jeder Form das Interesse und das Verständnis der Öffentlichkeit für ihre Sorgen und Nöte zu wecken.

Sie bezeugt damit nicht nur der Industrie das ihrer großen wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Interesse, sie kann dann auch in den Kreisen der Öffentlichkeit auf den Ernst der

sprechen, und damit eine Aufgabe erfüllen, deren Bedeutung vielleicht dem einzelner Leser nicht so gegenwärtig ist, die aber umso mehr allen denen gegenüber immer wieder hervorgehoben werden muß, die aus Berufs- oder Neigungs-, aus wirtschaftlichem oder wissenschaftlichem Drang heraus der Gesamtheit des deutschen Volkes die hohen Ziele stets erneut vorhalten, denen es heute nachzustreben gilt.

## Der Glückwunsch der Handelskammer Chemnitz

... über den Rahmen einer Provinzprese weit hinaus“



Die Industrie- und Handelskammer in Chemnitz nimmt lebhaften Anteil an dem 75jährigen Geschäftsjubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz und spricht sowohl dem Inhaber des Unternehmens, Herrn Friedrich Seidel, als auch allen seinen Mitarbeitern hierdurch die besten Glückwünsche zu diesem seltenen Ehrentage aus. Der Werdegang und der heutige Umfang des Unternehmens zeigen, wie durch Fleiß, Schaffensfreude und Tatkraft aus kleinen Anfängen heraus eine beachtliche Höhe, verbunden mit Anerkennung weitester Kreise, erreicht werden konnte.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist mit ihren Beziehern in privaten, gewerblichen, industriellen und Handelskreisen auf das engste verbunden, weil sie auf den Gebieten heimatlicher Begebenheiten und Ereignisse, sowie anderer Notwendigkeiten von lokaler und regionaler Bedeutung jederzeit voll und ganz eingetragen und von jener Förderer und Vermittler für alle Erwerbszweige gewesen ist. Ihre Leistungen in Bezug auf die Berichterstattung über örtliche, deutsche, kontinentale und Weltgeschäfte gehen über den Rahmen einer Provinzprese weit hinaus.

Mit dieser gerechten Anerkennung verbinden wir den Wunsch, daß der „Obererzgebirgischen Zeitung“ für alle Zukunft weitere Erfolge beschieden sein mögen und daß die Schnelligkeit und Zuverlässigkeit in der Berichterstattung auf allen Gebieten dazu beitragen möge, daß Kultur, Kunst und Wissenschaft, Politik, Erwerbsleben usw. auch im Erzgebirge weiter eine gute Pflegestatt finden, die nicht zuletzt auch ihren Teil zu einer Gesundung deutscher Gegensätze durch entsprechende Aufklärung beiträgt.

Die Industrie- und Handelskammer  
Wessel, stellv. Präsident. Dr. Schulz, i. V. d. Syndikus.

Aufgaben hinweisen, die gerade in den nächsten Jahren dem deutschen Volke gestellt sind. Selbst wenn man, trotz der schweren Lasten, die Deutschland auch nach den Ergebnissen der Pariser Verhandlungen noch zu tragen hat, die Hoffnung nicht aufgibt, daß es auf dem Pfade immer weiterer Verständigung der Nationen Europas gelingen wird, den Weg des wirtschaftlichen Aufstieges Deutschlands erneut mit Erfolg zu beschreiten, den wir bisher, wenn auch unter schweren Opfern und Lasten, doch mit Erfolg haben gehen können, so wird die Menge der Aufgaben und der schwierige Kampf um die Weiterexistenz Deutschlands überhaupt von dem deutschen Volke große Leistungen fordern und ihm Schwierigkeiten entgegenstellen, die nur überwunden werden können bei gemeinsamem Verständnis aller seiner Stände für die größte, die vaterländischste Aufgabe, die dem deutschen Volke jetzt gestellt wurde. Die Presse hat hier eine ganz besondere wichtige Mitarbeit zu leisten, und namentlich die Heimatpresse, die ihren Weg bis in das letzte Haus ihrer Bezirke finden kann, wird in diesem Sinne wie bisher zu ihren Lesern

Wir kennen die „O. 3.“ seit Jahrzehnten. Wir wissen, daß sie die Kenntnis dieser Zusammenhänge hat, daß sie erfüllt ist von dem Bestreben, an den Arbeiten der Gesamtheit zu ihrem Teil mit allen Kräften zu helfen. Sie hat immer gerade auch für Wirtschaftsentwicklung und Wirtschaftspolitik großes Verständnis bekundet, und das wird, dessen sind wir sicher, auch weiterhin so bleiben! Gerade die Heimatpresse ist ein wertvoller Kämpfer zur Überwindung der Hindernisse, vor denen das deutsche Volk gerade heute auf dem Wege nach oben steht, wenn es einst wieder völlig frei, groß und glücklich sein will. Möge es der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gelingen, an dieser großen Aufgabe in erfolgreicher Entwicklung mitzuwirken!

## Handwerk und Gewerbe im Erzgebirge

Von Franz Biener, M. d. R., Chemnitz.

Man kann mit Recht von den besonderen Verhältnissen des erzgebirgischen Handwerks und Gewerbes sprechen. Zu den an sich erheblichen Schwierigkeiten, unter denen die Gesamtheit der deutschen Wirtschaft z. B. zu leiden hat, und die sich recht unangenehm gerade in den mittelständischen Erwerbsgruppen fühlbar machen, tritt für das Handwerk und das Gewerbe im Erzgebirge seit einer Reihe von Jahren noch die recht

üble Auswirkung des sogenannten kleinen Grenzverkehrs hinzu.

Als ein Ausflug des bestehenden Währungsunterschiedes kann dem Nebenstande leider nur von der zollpolitischen Seite beigekommen werden, und in dieser Tatsache liegt auch Grund und Ursache, daß trotz gewonnener Einsicht und dem besten ehrlichen Willen seitens der zuständigen Landesbehörden eine Behebung der Schwierigkeiten noch nicht erreicht werden konnte.

Die gesetzlichen Berufsvertretungen von Handwerk und Gewerbe der sächsischen Grenzbezirke, die Gewerbe kammern Chemnitz, Blauen, Dresden und Zittau haben sich gegenüber der sächsischen Staatsregierung und über diese auch an die Reichsregierung in mehrfachen wohlbegründeten Eingaben gewendet, es haben unter Beziehung des Landesausschusses des sächsischen Handwerks Befreiungen in Dresden stattgefunden, an denen die beteiligten Kreise und auch der Herr Reichskommissar für Hand-

## Das „Glückauf“ der Chemnitzer Gewerbekammer

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ in Buchholz blickt jetzt auf ein 75jähriges Bestehen zurück. Auch Handwerk und Gewerbe können der Mitarbeit und Mithilfe eines so wichtigen geistigen Verkehrsmittels, wie es eine gut geleitete Zeitung ist, heute nicht entbehren. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ ist stets tatkäsig für die Belange des Handwerks und Gewerbes eingetreten und hat dadurch zur Förderung dieser Wirtschaftskreise wesentlich mit beigetragen.

Möge die „Obererzgebirgische Zeitung“ wie bisher, so auch in Zukunft sich günstig weiterentwickeln und auch fernerhin an ihrem Teile den Interessen des einheimischen Handwerks und Gewerbes dienen.

Der geschätzten Jubilarin seien hiermit freundlicher Gruß und herzliches „Glückauf“ entboten.

Die Gewerbekammer zu Chemnitz.

werk und Gewerbe teilgenommen haben, und doch ist bis zur Zeit irgendeine Besserung der riindös wirkenden Verhältnisse nicht herbeigeführt worden.

Wenn bei objektiver Betrachtung auch gewiß nicht verkannt werden darf, daß nach Lage der örtlichen Verhältnisse in gewissem bescheidenen Umfange ein kleiner Grenzverkehr in Handel und Wandel zugestanden werden muß, so

berührt es aber die beteiligten Kreise des Handwerks und des Gewerbes recht bitter, wenn sie sehen müssen, daß sie in ihren berechtigten Belangen höheren zoll- und wirtschaftspolitischen Erwägungen zum Opfer gebracht werden sollen.

In dieser Auffassung wird das erzgebirgische Handwerk und Gewerbe noch bestärkt durch die sich ständig wiederholende Beobachtung, daß die getroffenen Bestimmungen nicht allenthalben streng eingehalten werden. Die Beschwerden richten sich insbesondere auch gegen die Tatsache daß von gewissen Leuten aus dem kleinen Grenzverkehr ein Geschäft gemacht wird, daß die zulässigen Mengen überschritten und die Bedürfnisse dritter Personen mit befriedigt werden.

Berechtigten Grund zur Beschwerde geben ferner die Bemühungen geschäftsgewandter Handwerker von jenseits der Grenze, Arbeitsaufträge zu sammeln und dadurch den fächerhaften Gewerbetreibenden erklärlicherweise schwere Schäden zuzufügen. Es kann auf die Dauer nicht verantwortet werden daß sich die durch die Valutadifferenz ergebenden erheblichen Preisunterschiede auf dem Rücken des an sich schon schwer um seine Existenz ringenden Grenzhandwerkes auswirken.

Die Handwerker und Gewerbetreibenden des Erzgebirges sind an harte Arbeit gewöhnt, sie kämpfen mit Zähigkeit um ihre Betriebe, die meist nur laren Lohn abwerfen, sie gehören zu den staatsbejahenden Volkskreisen und dienen dem Wohle des Ganzen, ohne vom Staate oder den anderen öffentlichen Organen Unterstützung und Hilfe zu fordern. Aber

Gerechtigkeit und freie Betätigung im ehrlichen Gewerbe, das wollen sie und müssen sie fordern.

Die Zeit erfordert im Hinblick auf die noch lange währende wirtschaftliche Depression auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens ernste Arbeit in organisatorischer und wirtschaftlicher Beziehung.

Die Handwerksberufe sollten allenthalben in möglichst reiner Form zu Zwangsinningen zusammenentreten, um dadurch auf fachlicher Grundlage die Voraussetzungen zur wirtschaftlichen Betätigung zu schaffen. So manches schöne Vorbild ist auch heute schon

auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens im Erzgebirge vorhanden. Angesichts der überall vor sich gehenden Konzentration in der Wirtschaft und auf dem Kapitalmarkt ist mit einer fortschreitenden Steigerung des Kampfes um den Anteil an der Deckung des Inlandbedarfes zu rechnen. Den Kampf kann Handwerk und Gewerbe nur dann mit Erfolg bestehen, wenn — gestützt auf eine geschlossene fachliche Organisation — die einzelnen schwachen Wirtschaftskräfte zusammengefügt werden zu leistungsfähigen Genossenschaften zur vorteilhaften Beschaffung von Rohstoffen.

Ein weiterer und ebenso wichtiger Schritt ist die genossenschaftliche

#### Organisation des Kreditwesens.

Die scharfe Verknappung des Geldes, die ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat, zwingt die mittelständischen Erwerbsgruppen immer stärker zur Einrichtung von Kreditgenossenschaften, um auch auf diesem Wege mit der Zeit aus eigener Kraft den angegeschlossenen gewerblichen Betrieben eine Geldquelle zu erschließen, die als Ausgleichsfaktor flüssige Gelder auf die herantretenden Bedürfnisse verteilt.

Das sind Ziele, die auch und insbesondere dem Handwerk und dem Gewerbe des Erzgebirges noch gesteckt sind, deren Erreichung indefefft nur möglich ist unter Überwindung aller Widerstände durch selbstlose und verständnisvolle Zusammenarbeit aller berufenen und fähigen Kräfte des erzgebirgischen gewerblichen Mittelstandes.

Dazu ein herzliches Glückauf!

## Die Posamenten-Industrie und die Heimatpresse

Von Hugo Meizner, Annaberg i. Erzgeb.

Im vorgeschrittenen Lebensalter hält man gern einmal Rückblicke und stellt dabei auch Vergleiche zwischen Vergangenheit und Gegenwart an. Das Berufsleben gibt ja direkt Anlaß, den verschlungenen Wegen im Erwerb Beachtung zu schenken und all den Beschäftigungsarten, wie sie namentlich die Posamenten-Industrie in ihrer Bielseitigkeit und Verschiedenheit bietet, einige Betrachtungen zu widmen, sowie das Gemeinsame mit der Presse hervorzuheben.

Gern komme ich deshalb einem Wunsche nach, über die Posamenten-Industrie und die Heimatpresse aus Anlaß des 75-jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“, für die Jubiläumsausgabe einige Ausführungen in Form einer Plauderei beizusteuern, umso mehr, als ich dankbar anerkenne, mit welcher Bereitwilligkeit und Ungegenwärtigkeit die Chefsleitung der „O. Z.“ stets ihre Spalten meinen Erörterungen zur Verfügung gestellt hat, wenn es galt, im Interesse der erzgebirgischen Posamenten-Industrie an die Öffentlichkeit heranzutreten.

Schon diese eine Andeutung zeigt ein Verbundensein von Industrie und Heimatpresse, beide haben aber weit mehr gemeinsame Berührungspunkte, die erst bei näherer Betrachtung in Erscheinung treten, wenn sie auch grundverschieden in ihrer Art sind.

Erfordert die Posamenten-Industrie geistige Regsamkeit, Geduld und Ausdauer, und bildet den Rahmen dafür ein Zusammenfügen von Kleinigkeiten, sozusagen ein Schaffen aus dem Nichts, so ist dies bei einem Zeitungsunternehmen nicht viel anders gelagert.

Die Posamenten-Industrie ist mit dem Heimatboden seit Jahrhunderten verwachsen, er gibt ihr die Anregung für das Gestalten und Schaffen nach solchen Gebilden und Vorlagen der Natur, die sich in wechselvollem Reiz der Jahreszeiten in einer Schönheit und Bielseitigkeit dem Auge darbieten, welche

Wirtschaftsexperimente aufgezwungen worden sind. Vertrauensvoll nimmt daher die Industrie die Hilfe der Presse in Anspruch, wenn es sich nötig macht, sachliche Auflärungsarbeit zu leisten. Andererseits ist es Aufgabe der Presse, mit Takt und Geschick, Mut und Verantwortungsfreudigkeit auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete als Schriftsteller voranzugehen.

Aus Industrie und Presse hört man das hohe Lied der Arbeit in allen Tonarten, und es läßt sich als recht erfreuliches Zeichen werten, wenn dieser Zusammenhang eine wirkliche Harmonie auszulösen imstande ist.

## Der Bezirksausschuß des Handwerks — Amtshauptmannschaft Annaberg

„Das selbständige Handwerk fördern helfen“

**D**anlässlich Ihres 75-jährigen Bestehens entbieten wir Ihnen hierdurch für das von uns verfretene Handwerk in der Amtshauptmannschaft Annaberg die allerherzlichsten Glück- und Segenwünsche. War es uns doch in den vergangenen Jahren eine besondere Freude, feststellen zu können, mit welch regem Interesse Sie unsere Belange verfolgt und in der Öffentlichkeit vertreten haben. Wir knüpfen daran die Bitte, daß Sie, wie in der Vergangenheit, so auch in Zukunft unsere Bestrebungen zur Erhaltung des selbständigen Handwerks mit besten Kräften stützen und fördern helfen, wie auch wir gern dazu beitragen werden, Ihr Unternehmen zu unterstützen.

Mit freudeutschem Handwerksgruß

Der Bezirksausschuß des Handwerks — Amtshauptmannschaft Annaberg

1. Vors. Max Eberle.

Syndikus Krieg.

den Nachahmungstrieb für Besatzwecke zu künstlerischer Reife und Vollendung industrieller Erzeugnisse gelangen lassen sollten.

Handfertigkeit, Geschick und Geschmaß, scharfes Erfassen von Formen und Farben, zähe Beharrlichkeit, unendliche Geduld und Ausdauer sind die besten traditionellen und angeborenen Eigenschaften im Erzgebirge. Aus diesen heraus entwickelte sich, verbunden mit der Berufstätigkeit, eine besondere Geselligkeit, die aber nicht zu Müßiggang, sondern zu Leistungen und gegenseitigem Ansporn bei der Arbeit führen sollte. Wer kennt als Erzgebirger nicht die guten, alten Gebräuche der Hützenabende und ähnlicher Zusammenkünfte? Es bleibt ein Verdienst der Heimatpresse, das Inland und das Ausland mit der Eigenart des Erzgebirgers im allgemeinen und der Posamenten-Industrie im besonderen bekannt und vertraut gemacht zu haben. Auch darin liegt eine wertvolle Unterstützung der Industrie und der ihr angehörenden Kräfte.

Die Heimatpresse ist heute zweifellos das Bindeglied zwischen allen in der Ferne weilenden und den bodenständig gebliebenen erzgebirgischen Volkschichten, sie ist es, die dafür sorgt, daß Sprache, altes Herkommen und alter Brauch nicht der Vergessenheit anheimfallen.

Betonung des Heimatlichen, Schilderung erzgebirgischer Gebräuche, Sitten- und Charaktereigenschaften seiner Bewohner sind wohl mit die dankbarste Aufgabe der Heimatpresse, denn derartige Hinweise helfen die Kultur eines Landstriches, vom örtlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, erhalten, fördern und pflegen, sie vermittelt gegenseitiges Kennenlernen und Verstehen und wirkt dadurch orts-, staats-, länder- und völkerverbindend.

Eine sprunghafte Entwicklung war der Posamenten-Industrie im Laufe der Jahrhunderte nicht beschieden, und auch die Heimatpresse konnte nur erst nach und nach die Bedeutung erlangen, die sie heute besitzt. Sie verstand es aber nicht allein, das Vertrauen und die Anerkennung ihres Leserkreises zu gewinnen, sondern auch durch Nutzarmachung aller technischen Hilfsmittel und sonstigen Errungenschaften Raum und Zeit zu überbrücken und in der Berichterstattung über Weltgeschehnisse einen ehrenvollen Platz im Blätterwalde zu erlangen.

Die Posamenten-Industrie erfordert schnelles Erfassen und Ausarbeiten ihrer Modeneuheiten, sie muß die Absatzgebiete, den Geschmaß ihrer Abnehmer, die Verwendungs- und Verkaufsmöglichkeiten ihrer Erzeugnisse gründlich kennen und beherrschen. Nicht viel anders liegt es bei der Heimatpresse, die in der Berichterstattung auf dem Gebiete der örtlichen und heimatlichen Belange sowie an den Zeit- und Weltereignissen wirtschaftlichen und politischen Begebenheiten, Kunst, Literatur und Kulturfragen für tägliche Abwechslung zu sorgen hat, wenn sie Anspruch darauf machen will, auf der Höhe zu sein, und wenn sie den so verschiedenen gesagten Interessen ihrer Leser gerecht werden will.

Im Interessenten der Heimatpresse spiegelt sich das Auf und Nieder des Geschäftslebens, Stellungnahmen und Angebote helfen auf dem Arbeitsmarkt vermitteln, und auch der Austausch von Gütern erfolgt viel auf diesem Wege, so daß sich zwischen Industrie und Presse ein unentbehrliches Zusammenwirken ergibt.

Sowohl für die Presse als auch für die Posamenten-Industrie ist das Betätigungsfeld in erster Linie die Heimat, beide leisten ihre Dienste für den gleichen Zweck und sind ständig bestrebt, auf der einen Seite geistig und auf der anderen Seite materiell der Gesamtheit zu nützen.

Industrie und Heimatpresse sind Führer und Kämpfer für deutsche Weltgeltung. Ständig liegt die Posamenten-Industrie im Kampf mit den dämonischen Gewalten und Launen der Mode oder anderen Erschwerungen und Hemmungen, die der Industrie durch verschlechte und übersteigerte deutsche

## Obererzgebirgische Verbandsberufsschule

(Sitz Buchholz)

Von P. Schultz, Buchholz.

Die neue Berufsschule braucht Zeit- und Lebensnähe. So spielen die wirtschaftlichen und bis zu einem gewissen Grade auch die politischen Gegenwartsfragen in ihr eine bedeutsame Rolle. Bei deren Erörterung aber ist sie auf die Zeitung angewiesen, wie sie andererseits die Presse braucht, um ihre Arbeit und ihr Streben den interessierten Kreisen nahezubringen. Daß sie den Lehrlingen der graphischen Berufe in schulischer Beziehung besondere Förderung angedeihen läßt, sei als selbstverständlich nur erwähnt. So sind auch die Beziehungen unserer Schule zur Heimatpresse sehr eng, und mit Freuden erfreuen wir die Gelegenheit, der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrer Jubiläumsfeier die herzlichsten Wünsche für fernerne Blüthen und Gedeihen entgegenzubringen und dabei gleich ein wenig von uns selbst zu plaudern.

Unsere Schule, die Obererzgebirgische Verbandsberufsschule (Sitz Buchholz), hat sich seit Ostern 1921 aus kleinsten Anfängen heraus entwickelt. Die Schülerzahl betrug damals noch nicht 300 und stammte nur aus den Orten Buchholz und Frohnau. In der Posamentenschule, deren Räume nicht voll ausgenutzt waren, fanden wir ein schönes Unterkommen. Ostern 1923 traten Schlettau, Königswalde, Geyersdorf und Walthersdorf dem Verbande bei, Michaelis 1923 Cunersdorf, Michaelis 1927 Granzahl, Ostern 1929 Schma, so daß der Schulbezirk neun Gemeinden (26 000 Einw.) umfaßt, ferner kommen Schüler und Schülerinnen aus 22 anderen Gemeinden.

Die Schule wird besucht von 333 Schülern, die in 14 nach Berufen geordneten Klassen (Bäcker, Bauhandwerker, Töpfer, Gärtnerei, graphische Berufe, Kartonagenarbeiter, Tischler) in allen ihr Fach betreffenden Gebieten (insbesondere Berufskunde, Fachzeichnun usw.) unterrichtet werden; die Kartonagenarbeiter, Schlosser und Schuhmacher haben besonderen Werkunterricht, um die Meisterlehre zu unterstützen oder zu ergänzen.

Die Zahl der Schülerinnen beträgt zur Zeit 733; sie sind auf 27 Klassen verteilt. Hier herrscht natürlich das Hauswirtschaftliche vor; zwei wohleingerichtete Lehrküchen und 12 Nähmaschinen stehen zur Verfügung. Unter den Klassen sind sechs Volksschulen, diese haben 30 Wochenstunden im ersten und 10 im zweiten Schuljahr und sind vom dritten freit. Das Ziel der Ausbildung ist Vorbereitung auf weibliche Berufe.

Es unterrichten zehn hauptamtliche Lehrkräfte und zehn nebenamtliche, darunter ein Bäckermeister, ein Baumeister, ein Töpfermeister, ein Gärtnemeister, ein Ingenieur und ein Schuhmachermeister. Es ist ein buntbewegtes, vielgestaltiges Leben und Treiben in den Räumen, wenn hier die Schlosser hämmern und feilen, dort die Nähmaschinen surren, liebliche Küchendüfte sich mit den weniger lieblichen des Leimes mischen, hier die Graphiker Linolschnitte entwerfen und da die Schuhmacher Schuhe befohlen. Wir geben ja in jedem Jahre eine ganze Woche lang durch Offenlichkeit des Unterrichts auch dem Außenstehenden Gelegenheit, einen Einblick in den Betrieb zu gewinnen; zu unserem Leidwesen wird davon nicht genug Gebrauch gemacht, während die alljährlichen Osterausstellungen sich eines ungeheuren Besuches zu erfreuen haben.

Auch außerhalb des Unterrichts suchen wir unseren jungen Leuten Anregung und Förderung zu bieten durch Besuch von Betrieben und Ausstellungen, durch frohe Wanderungen und mehrtägige Reisen, durch schlichte Feiern und größere Aufführungen. Wir hoffen, daß die Heimatbevölkerung ihre heimische Schule immer mehr lieben und schätzen lernen und sie vor allem nach besten Kräften fördert.

„Aus diesem Lenz, inkräftiger Keime voll, soll eine schöne Zukunft Euch erstehen!“

## O Erzgebirge, du mein Heimatland!

Zum fünfzigsten Geburtstag  
unserer Heimatzeitung!

In Frühgah, Sommer, Herbst und Winter,  
In guter und in schlachter Zeit,  
In Krieg und Frieden, Sorg und Kommer,  
Standst du uns immer treu zur Seite.  
Gahaus, gahre zu alla Zeit  
Hast du bericht von deutscher Art,  
De Hamit und Volk, de fremde Länder.  
Getreulich hast du alles bewahrt,  
Wos onnern Vätern is heilig gewas:  
Glaubn, Lieb und Treu und deitscha Sitt.  
Drem namm du Owerarzgebirgisch Blaaff  
Zum Geburtstag unnen Glückwunsch mit:  
„Bleib uns, wie suster onnern Altn,  
A guter Führer, a freier Freind,  
Halt mit, daß über onnerer Hamit,  
Aewern Vaterland dr Frieden scheint,  
Dass onnern Kind und Kindeskinnern  
Bewahrt mög bleiben da deitscha Treu,  
Gut arzgebirgisch Sitt und Art.  
Nort sellst du uns immer willkommen sei!“

Gewidmet von Anton Günther, Gottsgeb.

## Der Erzgebirger

Von Reichstagsabgeordneten Admiral Brüninghaus.

Wenn heute die „Obererzgebirgische Zeitung“ auf eine 75jährige Lebenszeit zurückblicken kann, so liegt darin nicht allein der Beweis dafür, wie innerlich stark und gesetzt ist ihr Betrieb und ihr Aufbau sein muß, sondern darüber hinaus die Gewähr, daß ihr alter Leserkreis, der sich durch Generationen hindurch vererbt hat, ihr auch freublieben wird. Welche gewaltigen geschichtlichen Ereignisse für unser gesamtes deutsches Volk liegen in der Zeit von 1854 bis 1929? Höchster Aufstieg — tiefe Erniedrigung. Stärkste wirtschaftliche Blüte, schwerster Zusammenbruch nach dem verlorenen Weltkriege und der Revolution. Von den Höhen wegen staatlicher Machtfülle, finanzieller und ökonomischer Kraft hat uns das jammervolle Ende eines heldenhaften Ringens hinabgeschleudert in die Niederungen politischer Ohnmacht und inneren Zerfalls. Aber langsam, ganz langsam, machen sich doch Zeichen der Besserung bemerkbar. Wenn wir an die Zustände im Jahre 1923 denken, die sich gerade in den Industriegebieten des Erzgebirges so unheilvoll auswirken, wenn wir daran denken, wie Leib und Leben, Hab und Gut nicht mehr sicher waren, und damit die heutigen, auch immer noch traurigen Zustände vergleichen, so müssen wir doch sagen: „Es geht wieder bergan“.

Gerade in wirtschaftlicher Beziehung hat das Erzgebirge eine Entwicklung durchgemacht, wie sonst vielleicht kein zweiter Fleck der Erde unseres deutschen Landes.

Die den Erzgebirgern innenwohnende zähe Arbeitskraft, die schöpferische Intelligenz, verbunden mit einem feinen gesunden Humor, der doch vieles in dieser Welt überwinden läßt, hat es verstanden, auch nach dem Erliegen des eigentlichen Erzbergbaus neue Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten zu schaffen.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Barbara von Elsterlein, die an den reichen Bergherren Christoph Ullmann verheiratet war, zunächst nach dem Tode ihres Mannes die Ausbeutung ihres Kupfererzprivilegs selbst betrieb, dann aber, als um 1560 herum der Annaberger Bergbau nicht mehr reicht schonte, dazu überging, die Borten- und Spitzindustrie in der sie Hunderte von Bortenwirkerinnen und Klopplerinnen beschäftigte, zu entwickeln, so kann man nur alle Hochachtung vor dieser tatkräftigen und tüchtigen Erzgebirgerin haben.

Das erzgebirgische Wirtschaftsleben

Ist, wie aus vielen Chroniken und Geschichten ersichtlich, von altersher ein überaus mannigfaltiges und abwechslungsreiches gewesen. Um ein Beispiel herauszutragen: „Unter allen Bergstädten Deutschlands war Schneeberg am reichsten an gebliebenem Silber“, so schrieb Agricola, Bürgermeister von Annaberg, um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Heute hat das industrielle Aue Schneeberg weit überflügelt, und zwischen beiden entsteht in Oberschlema ein Badeort, dessen Zukunft auf Grund der dort entdeckten heilkraftigen Radiumquellen, den partien bisher überhaupt bekanntgewordenen, man ohne zu übersehen, als ungemein hoffnungsvoll bezeichneten muß. Werden in jeder Form, Maschinenbau, Glasfabrikation, Spielzeug- und Musikinstrumentenindustrie, Spinnerei, Weberei,

Wirkerei, Spitz- und Posamentenindustrie, all das und noch vieles andere mehr finden und finden wir im Wirtschaftsleben des Erzgebirges in bunter Reihenfolge vor. Naturgemäß konnte dieses vielfältige Wirtschaftsleben

nicht ohne Einfluß auf die Gemütsstimmung und die Denkungsart der Erzgebirger

bleiben. Der bergmännische Beruf mit seinen zahlreichen Überlieferungen und Sagen bringt leicht abergläubische Vorstellungen mit sich. Das damit verbundene Spintisieren und Grübeln hat in seinem Gefolge die Entstehung von religiösen Sitten gehabt. Daneben aber tritt eigentlich überall ein ausgesprochener munterer Sinn, je nach Ort und Beruf, mehr oder weniger scharf hervor. Durchweg tritt mit diesem heiteren Gemüth die Neigung zu Musik und Tanz, sowie eine ausgesprochene Liebhaberei für Waldsänger und andere Vögel hervor. Mit aufrichtiger Freude las ich die Worte eines guten Kämers der erzgebirgischen Psyche, der vor etwa 50 Jahren schrieb: „Des Erzgebirgers tiefinnerliches Gemüth und seine Neigung für Gesang und Musik läßt die weitverbreitete Liebhaberei für die gesiederten Sänger erstaunlich erscheinen. Wenn bei der Anspruchlosigkeit der ärmeren Bewohner des Erzgebirges oft zwei, nicht selten drei Familien im engen Stübchen friedlich beieinander wohnen, so hat man doch immer noch Raum genug, um einen Vogelfäng zu anzuordnen; man kann aber auch Tinken, Meisen oder Aummern frei im Zimmer unherhüpfen sehen.“ Die vielgepriesenen (ob immer mit Recht?) Errungenheiten der Neuzeit haben sicherlich auch auf diesem Gebiet einen Wandel hervorgerufen und manches gute „alte“ durch weniger gutes „neue“ verdrängt. Der Grundcharakter der Menschen bleibt aber doch derselbe. Ich wünsche von Herzen, daß das frohe Gemüth des Erzgebirgers alle inneren und äußeren Stürme wirtschaftlicher und politischer Natur überwinden und daß der Schlussvers des schönen Gedichtes „Unser Hamel“ von Röder für alle Zukunft wahr bleiben möge:

„Gebliem is odr ah noch wos  
In unra wing Geblit,  
Un soll ah bleim wie unra Barg;  
A orndlich gots Gemit.“

## Volkskunst im Erzgebirge

Von O. Seyffert, Vor. des Landesvereins Sächs. Heimatschutz.

Oft gehe ich durch mein Museum im alten Jägerhof in Dresden. Ich lasse mir immer und immer wieder von den dort aufgestellten Gegenständen allerhand Geschichten und Märchen erzählen. Die Leute wundern sich, was ich dann alles erfahre, da sie doch selber oft nichts in einem Museum erleben. Aber

ein rechtes Museum ist ein buntes Abbild des Lebens, wie es anno dazumal war und wie es heute ist, wie es heute arbeitet, jubelt, weint und stirbt. Freilich, man muß nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Herzen sehen gelernt haben. Und das können die wenigsten, und fast will es scheinen, als ob diese Gottesgabe immer seltener und seltener wird.

Da in meinem Museum die einzelnen Landesteile unseres Vaterlandes: das Erzgebirge, das Vogtland, das Meißner Hochland, die Lausitz, ihre Heimat gefunden haben, so höre ich die Geschichten und Märchen in Mundarten erzählen, und ich wundere mich stets von neuem, wie reich wir an Ausdrucksform sind. Reichtum zeigt sich auch in unserer Volkskunst. Obgleich z. B. die Lausitz farbenfroher als das Erzgebirge ist, obgleich ihre bemalten Bauernmöbel größere Vielseitigkeit an Form und Farben zeigen, so hat letzteres einen löslichen Besitz, in dem es alles überstrahlt, ja, in dem es wohl alle deutschen Gau übertrifft. Ich denke an das Weihnachtsfest, wie es sich das Erzgebirge gestaltet, an die bodenstarke Volkskunst, die zu Ehren des Christkinds wunderbar erblüht. Ich will nur ein Erlebnis schildern, das wohl geeignet ist, in der Jubiläumsnummer einer Erzgebirgszeitung Aufnahme zu finden.

Irgendwo ist eine Krippen-Ausstellung. Ich bin eingeladen und habe zugesagt. Leider kann ich wegen Zeitmangel nicht jeder freundlichen Aufforderung Folge leisten.

Ich werde feierlich empfangen und um mein Urteil gebeten. Zumal in einem strittigen Punkt. Steht da eine Krippe, deren Figuren sich bewegen. Darauf sind die Bästler besonders stolz. Und mit Recht. Auf einer Wiese, wo viele Schäfchen weiden, sieht Maria mit dem Kinde. Der Joseph steht sorgenvoll daneben. Auf der Wiese sind viele blühende Bäume. Diese drehen sich um sich selber. Das wird von manchem für Unsinne gehalten. Ich frage den Hersteller, was er sich wohl dabei gedacht habe. Er zögert mit der Antwort und sagt dann langsam: „In der heiligen Nacht, in der das Christkind geboren wurde, — so habe ich's in einem alten Buche gelesen — haben die Bäume plötzlich über und über geblüht, damit das Jesuskind sich daran erfreuen solle. Nun habe ich mir ausgedacht, das Kind würde sich wohl weiter viel mehr vergnügen, wenn die Bäume sich auch gedreht haben würden. Wenn sie ein Tänzchen zu Ehren des Kindes getanzt hätten. Ich kann mir das ganz gut vorstellen. Das habe ich nun hier gemacht.“

Ich war ergriffen. Ein schlichter Arbeiter hatte ein Gedicht geschrieben. Ein einfacher Mann hatte in mittelalterlicher Kraft und Naivität, einen künstlerischen Gedanken zum Ausdruck gebracht in einer Zeit, in der in den Großstädten das Fest aller Feste in Revülen mit halbnackten Tanzgirls gefeiert wird. Die Stadt, in der dieser Weihnachtsberg steht, ist im Erzgebirge. Und Männer solcher Art gibt es dort viele.

## Das Glückauf des Erzgebirgs-Hauptvereins

„Aufrichtige Freude über das kraftvolle Bestehen der O. Z.“

**F**ünfundsiebzig Jahre im Leben einer Zeitung bedeuten fünfundsiebzig Jahre der Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Denn nichts ist ja so eng mit dem Werden und Sein der unmittelbaren Umgebung verknüpft wie eine Zeitung, die treu dem Kreise dient, dem sie sich innerlich und äußerlich verbunden weiß. Das sind 75 lange Jahre in treuer Berichterstattung größter und kleinsten Ereignisse, 75 lange Jahre im Austausch und Widerstreit der Meinungen, des Kampfes als auch des Hagens und Heilens. Es gibt eben kein Gebiet, womit sie sich nicht zu beschäftigen, sich auseinander zu setzen hätte.

Aber unsere Obererzgebirgische Zeitung hat darüber hinaus noch etwas Besonderes. Ihre verlorenen 75 Jahre stehen zugleich im Dienste unserer erzgebirgischen Heimat. Sie ist dabei nicht nur ein „Hauptanzeiger für das gesamte Obererzgebirge“, sie ist viel mehr ein treuer Sachwalter erzgebirgischer Belange, heimischer Sprache, erzgebirgischer Sitte. Und damit geht sie Hand in Hand mit dem Erzgebirgsverein, diesem großen Bund deutscher Männer und Frauen, die mit der Liebe zu ihrer erzgebirgischen Heimat zugleich die Liebe zu deutschem Volk und Vaterland bekunden. Mannigfaltig sind die Aufgaben und Ziele des Erzgebirgsvereins, erfreulich die Erfolge seiner über ein Halbjahrhundert währenden Arbeit für das Erzgebirge. Schwer wäre sein Weg gewesen, hätte er nicht außerhalb der Reihen seiner Mitglieder liebe und treue Freunde gefunden, die ihm dabei halfen und halfen.

So darf diesen treuen Freunden, die sich vereinigen unter dem Sammelbegriff der Presse, herzlichst Dank gebracht werden, der insbesondere auch der Obererzgebirgischen Zeitung gilt. Für sie haben diese Zeilen volle Bedeutung: „Den, der die Heimat lieb hat, für sie rechtest, den hat der Herrgott auf den rechten Platz gestellt!“

Mit dem herzlichen Dank geht aufrichtige Freude über das kraftvolle Bestehen der Obererzgebirgischen Zeitung, die sich so liebe- und verständnisvoll der erzgebirgischen Heimat in ihrer Gesamtheit widmet. Für die kommenden Jahre den Gruß, der des Erzgebirgers ganzes Herz einschließt: „Glückauf!“

Oberstudiodirektor Grundmann, Vorsitzender des Erzgebirgsvereins.

# Die Berge des Erzgebirges grüßen die O. 3.

## An die Heimat!

Daß ich ein Stück von deinem Leid,  
Daß ich ein Teil aus deiner Lust,  
Du Scholle, drauf mein Sein gedeihst,  
Das hab ich früher nicht gewußt.

Nun aber Leben so wie Tod  
Mich tausendsach mit dir verschweist,  
Bin Not ich deiner Erdennot  
Und Geist von deinem Geist!

Der Obererzgebirgischen Zeitung, Buchholz,  
zu ihrem 75jährigen Jubiläum!

Kurt Arnold Findeisen.

## Die Tellerhäuser

Um das Jahr 1570 lebte zu Wiesenthal ein blutiger, aber frommer und fleißiger Bergmann namens Teller, der in einer Grube beschäftigt war, die auf einmal keine Ausbeute mehr gab und deshalb von ihrem Besitzer, einem reichen Geizhals, nicht mehr bebaut ward. Ebenso vergebens, wie er von letzterem seinen rückständigen Lohn zu bekommen hatte, sah er sich nach neuer Arbeit um. Er hatte eine frische Frau und drei Söhne zu Hause, allein, er hatte kein Brot für sie, und so mußte er nach und nach alles, was er hatte, verkaufen. So kam der Ostermorgen heran, und das Letzte, was etwa noch zu Geld gemacht werden konnte, war bereits weggegeben. Siehe, da zog es ihn nach der Kirche, und als er traurig an den Eingang derselben getreten war, kam es ihm vor, als sehe er sich im Festtagsgewande, eine Stufe glänzenden Silbers auf der Schulter, an der Kanzel stehen, er rieb sich die Augen, wendete sein Gesicht ab, aber sobald er wieder auf jenen Punkt schaute, stand auch sein Doppelgänger wieder da. Er verließ endlich die Kirche, und auf dem Wege nach seinem Hause begegnete ihm ein wohlbeleibter Unbekannter, der ihm, als er von ihm befragt, warum er so traurig aussehe, seine Not gelagert hatte, ein großes Silberstück schenkte. Damit kaufte er die notwendigsten Bedürfnisse und begab sich nach Hause. Hier aber hatte er keine Rübe, denn überall lag er das gehabte Gesicht vor sich, und es kam ihm vor, als ob er ihn sein Doppelgänger nach jener eben aufgegebenen Grube hin. Endlich konnte er diejenigen inneren Drange nicht mehr widerstehen, daher tauschte er sich von dem noch übriggebliebenen Brot von dem Bergmeister die Erlaubnis, in der außästlichen Grube zu bauen und fing eifrig an einzuschlagen. Wenn seine zwei Hände brauchten wenig vorwärts, der Tag verfloss, und er war auf kein edles Metall gestoßen; schon war auch der zweite Tag bald zu Ende, und er machte eben Anstalt, sein letztes Stücklein Brot zum Mittagsmahl zu sich zu nehmen, als aus einem Loch im Gestein ein Mäuschen heraustrückt und ungeschickt die heruntergefallenen Brotsamen auflas. Er ließ dasselbe ruhig gewähren; als es aber anfing, auch sein Grubenlicht zu befiebern, warf er sein Fäustel nach dem Mäuschen. Statt aber die Maus davon getroffen ward, traf er das Gestein und sprengte ein großes Stück los, und siehe, hinter demselben lag ein reicher Gang geöffneten Silbers zu Tage. Kaum wollte er seinen Augen trauen, allein er konnte nicht zweifeln. Er eilte nach Hause, um seine Familie mit der frohen Kunde zu erfreuen, und so ward er in wenigen Tagen aus einem armen Häuer ein reicher Bergwerksbesitzer; allein er vergaß darum seine frühere Dürftigkeit nicht, er blieb bis an seinen Tod einer der frömmsten und mildtätigsten Männer der ganzen Gegend. Seinen drei Söhnen erbaute er von seinem Reichtum drei kleine Güter in einer wildromantischen Gegend zwischen Wiesenthal und Rittersgrün, die heute noch die Tellerhäuser genannt werden; sich selbst aber ließ er ganz so, wie er sich an jenem Ostermorgen in der Kirche gesehen hatte im Sonntagspuße des Häuers mehrmals in Holzhäusern und diese Bilder zum Andenken in den von ihm reichbeschenkten Kirchen zu Wiesenthal und Joachimsthal aufstellen, wo sie bis zum Brände zu sehen waren.

## Die „Rotenhammer-Geister“

Es war am 30. September des Jahres 1670, als ein Kohlenfuhrmann, namens Christoph Barthel, seinen 15jährigen Sohn in irgendeiner Verrichtung nach Neudorf schickte. Als derselbe über den Eisenberg wieder zurückkehrte, begegnet ihm sein gewesener Vater, der Hammerherr, der schon vor sechs Jahren gestorben war, und zwar in der Gestalt, wie er ihn im Sarge angezogen gesehen hatte. Der Hammerherr sieht ihn an und spricht: „Sieh, Vater, bist du es? Steht mein Hammer noch?“ Der Knabe erschrickt, schüttelt den Kopf und will nach Hause laufen. Das Geist aber ist bald vor, bald hinter ihm und brummt etwas, was er nicht verstehen konnte, und veränderte sich dreimal in Kleidern. Da der Knabe den Waldrand erreicht, fängt jener an: „Ach, wie müde bin ich! Ach, wenn mich doch jemand trüge! Vater, gehe in meinen Hammer, dort

wirst du Geld finden, dir ist's beschert.“ Und es deuchte dem Knaben, er sähe Geld vor sich liegen und schimmern. Als er an die ersten Häuser kam und zwor durch ein Büschlein gehen mußte, da fing ein gewaltiger Lärm an; das ganze Büschlein war voll schwarzer Männer, die den Hammermeister umringten; bald verwandelten sie sich in große, rote Hirsche, daß der Knabe nicht wußte, wo aus noch ein; bald sah er einen Mann kommen, der hatte eine Rute in der Hand und drohte

Im Jahre 1659, den Tag vor dem Christfeste, schlägt er in der Nacht stark ans Tor. Der Wächter meint, es sei sonst eine nötige Post und macht auf. Da präsentiert sich der Schichtmeister in einem schwanzamtner Pelze und mit einem spanischen Rohre und drückt dem Wächter alle Glieder entzweit und begehet noch andere schlimme Dinge, daß sich die Wächter vor dem gespenstigen Schichtmeister noch lange Zeit geängstigt und gefürchtet.

## Des Fichtelberges Glückauf

„Begeisterst schriebst du zu allen Jahreszeiten...“

**F**er Jubeltag der „Obererzgebirgischen Zeitung“ gibt auch dem Fichtelberggebiet und dem Berge selbst Veranlassung, dessen zu gedenken, daß diese unsre alte Heimatzeitung es stets gewesen ist, die den Verkehr nach dem Grenzberg Sachsen in segensreicher Weise unter Befähigung schöner Heimatliebe gefördert hat. In fast allen Familien des Erzgebirges hat man sie lieb gewonnen, man findet stets größte Zufriedenheit bei Verfolgung ihrer rührigen Tätigkeit um das Wohl unseres lieben Erzgebirges. Besonders nahm sich die Jubelzeitung des Sportes an, der ja den Fichtelberg mit seinen prächtigen Wäldern und unsre Heimatstadt Oberwiesenthal in ganz Deutschland sowie auch im Ausland berühmt gemacht hat. Begeisterst schrieb die Jubilarin zu allen Jahreszeiten von den Schönheiten der Fichtelbergwälder und machte immer mit ihren Ausführungen die Worte Anton Günthers wahr: „Mit kan König mächt ich lauschen, weil do drubn mei Heil steht!“

Die Heimatpresse ist dadurch zum Herold für den Wintersport mit seinen Segnungen für die Menschheit geworden. In dankbarer Erinnerung an all das grüßt der Fichtelberg die Heimatzeitung an ihrem Jubeltage mit einem herzlichen Glückauf!

Oberwiesenthal.

Erzgebirgsverein Wiesenthal  
Döbauer, 2. Vorsitzender.

damit dem Gespenste und den Hirschen. Der Knabe lief mit Furcht und Zittern fort; die Hirsche verloren sich, aber das Geist begleitete ihn noch ein Stück Weges, und ehe es von ihm bergunter Abschied nahm, lehnte sich's noch einmal über den Knaben und sah ihm scharf unter die Augen, ging dann aber einen anderen Weg, vor sich himmelmünd. Der Knabe kam heim, klage es seinen Eltern und lag dann acht Tage lang krank. Seitdem überkam jeden ein Grauen, der allein über den Eisenberg gehen mußte.

Im Jahre 1658 starb auf Noten Hammer ein Schichtmeister, der zwar ein großer Freund der Kirche und Schule ist, auch ehrbar im Gespräch, ohne Fluchen und Schelten und außästlich keinen Arbeiter gewesen war und doch nach seinem Tode als greuliches Gespenst umging. Daselbe ließ sich in des Verstorbenen Gestalt nicht nur auf dem Hammer, da er gewohnt, sondern auch am Kohlenwege, meistens aber auf der Schmelzhütte sehen. Es schlug Knechte und Mägde unter das Weib, seine Tochter über den Leib, daß sie acht Wochen krank lag, und quälte die Arbeiter dermaßen, daß niemand bleiben wollte. Ein Jahr darauf war Ruhe und Frieden vor ihm, aber da nach diesem ein Kohlenfuhrmann so von ungefähr an eine unbekannte Köhlerhütte kommt, die Breiter losreißt, um sie heimzuschaffen und nunmehr das letzte Brett anröhrt, drückt ihn der gespenstige Mann, daß er sterben mußte. Nun fing der Schichtmeister sein Mordspiel wieder an und drückte den Kohlenmesser Caspar Biber am hellen lichten Tage auf dem Hofe tot.

## „Die Perlenschooten“

Im Jahre 1626, kurz nach dem großen Sterben, wohnte in der Neustadt Wiesenthal ein gewisser Michael Rothdörfer, ein Ersulant von Lutitz in Böhmen, welcher mit Weib und sieben Kindern den Religionseinden glücklich entronnen war. Sein Töchterlein von sieben Jahren hatte vom Schutthaufen eines alten, ausgegraben Kellers etliche Kapsamenstrünklein aufgelesen und in ihres Vaters Garten gestellt. Da nun solcher wohl fortgekommen und gereift, nimmt sie die Schötchen ab und klopft sie aus, findet aber mit Verwunderung weiße Körnchen, die sie, unwillkürlich, was es sei, dem Vater weißt und spricht: „Se, Vater, sehet, was sind dies für Blätterlein?“ Der Vater erkennt, daß es echte Perlen sind, sucht und findet sie in den Schötchen selbst, daß nach je zwei Samenkörnlein eine wahrhafte Perle lag, und so sammelten sie dieses Samens und der Perlen ein Näßchen voll. Eine durchreisende Gräfin von Hauenstein hat dieselben mit Verwunderung angesehen und gefunden, daß es wahrhafte Perlen seien. Daher hat sie dem Vater versprochen, wenn er einwilligen wolle, so sollte sie dieses glückselige Kind zu sich nehmen und ihm alle Güte widerfahren lassen. Als sie aber hierbei etliche dergleichen Schötchen selbst aufgemacht, sind die darin verborgen liegenden Perlen ihr unter den Fingern geschmolzen, welches auch anderen Leuten begegnet ist, daher sie geurteilt und gesagt: „Ei, so ist es eine besondere Gnade von Gott, deren wir nicht würdig sind.“

## Vom Bärenstein

„Wir denken am Jubeltage unseres lieben Blattes daran...“

**G**es kann nicht anders sein, als daß an dem schönen Jubiläum unserer Heimatzeitung, der „O. 3.“, auch der Erzgebirgsverein Bärenstein freudigen Anteil nimmt. Gedenken wir doch am Jubeltage unseres lieben Blattes daran, daß diese Zeitung es stets gewesen ist, die Jahrzehnt um Jahrzehnt bemüht und mit großem Erfolg bestrebt war, die Schönheiten des Bärensteins und seines ganzen Umgebungsgebietes zu preisen und den Verkehr nach dem Berge und seinem Umland heben zu helfen. Wenn heute der Bärenstein zu allen Jahreszeiten ein beliebtes Touristen- und Sportlerziel ist, so darf die „O. 3.“ sagen, daß ihr an der Erreichung dessen ein guter Teil Verdienst mitgebührt. So hat Heimatliebe hier Herborragendes erreicht! Dessen gedenken wir am 75. Jahrestage der „Obererzgebirgischen Zeitung“ mit aufrichtigem Dank.

Erzgebirgs-Zweigverein Bärenstein (e. V.)  
Richard Förster, Vorsitzender.

# Die Berge des Erzgebirges grüßen die O. 3.

## Die Bedeutung unserer Mundart im Dienste an der Heimat

Als unser Heimatdichter Mag. Wenzel in Chemnitz seinen 50. Geburtstag beging, feierte Herr Pfarrer Löschner, Zwönitz, den Erzgebirgspoeten in einer prächtigen Ansprache, die sehr bemerkenswerte und lehrreiche Darlegungen über die Bedeutung unserer Mundart im Dienste an der Heimat enthielt. Redner führte u. a. aus:

Warum aber feiern wir heute Mag. Wenzel? Warum haben wir unserem Röder droben in Johanngeorgenstadt ein Denkmal gewidmet, unsers Anton Günthers 50., Hans Siegers 60. Geburtstag gefeiert? Weil sie uns unsere Heimat in ihren Mundart-Dichtungen lebendig vor die Seele gestellt haben, die Heimat, die von ihrer Sprache gar nicht zu trennen ist, ebenso, wie unsere Erzgebirgsheimat nicht getrennt werden kann von ihren Bergen und den Fichtenwäldern, und die Heimat der Strandbewohner drunter von Sanddünen und See.

Ein niederdeutscher Dichter hat den Spruch geprägt: „Lieber gar nicht geboren, als seine Heimat verloren!“ Die Leute, die uns von unserer Heimat losreissen wollen, reden fast alle eine andere Mundart wie wir, oder gar keine Mundart. Darum sind sie undeutsch in ihrem ganzen Wesen.

Aber ist denn das Erzgebirgische überhaupt eine Mundart?

Es ist ja eine obersächsische Mischsprache, die allmögliche ostfränkische, bayerische u. a. Bestandteile in sich trägt. Gewiß genau wie der Slamm der Erzgebirger selbst! Und diese Sprache ist eben das Kennzeichen des Werdens unserer Landmannschaft.

Eigentlich ist es ja, daß unser kleines Sachsen drei ausgeprägte Mundarten hat: das Erzgebirgische, das Vogtländische (beides verwandt) und das Lausitzsche. Wo bleibt denn da aber das „beriehmde Säckse“? Wo der unsterbliche „Bliemchen“?

Das ist eben das Verhängnis unseres sächsischen Volksstumes, daß leider nach dieser albernen Spottgestalt unser sächsisches Wesen beurteilt wird. Wenn die Leute in Dresden ein „babiges“ Deutsch „lawern“ und die Leipziger über das „Stolpern“ so müssen wir ihnen dies Bergmänner lassen; aber dagegen verwahren wir uns, daß dies das allgemeine Sächsische sei.

Als 1876 der Leipziger Lehrer Gustav Schumann begann, seine endlosen Bliemchen-Bücher herauszugeben, wollte er Lachen erregen um jeden Preis und damit Geld verdienen; er war „Komiker“, aber kein Dichter. Als Erwin Bormann, der feinsinnige Shakespeare-Forscher, eine eigenartig formgewandte und humorvolle Dichternatur, seine Gedichte und Aufsätze in Leipziger Mundart veröffentlichte, hat er nie und nimmer von „sächsischer Mundart“ gesprochen, sondern hielt dem Leipziger Spießbürger den Spiegel rsc. Aber dann kamen die „Dichter“ von Planitz, Georg Zimmermann u. a. (leider bis hinein in die neueste Zeit) und „machten Verse“ und reisten in „Sachsen“. Und wenn Georg Zimmermann in Frack und mit langer Ordenskette auf seinen „Vortrag“ reisen als berühmtester „sächsischer Dichter“ auftrat und „Lieder“ verzapfte etc. etwa:

„O du geliebte Gaffeeanne,  
du meiner Sänsucht Badewanne,  
dei Bild dhut mich im Traum umschwaben. —  
Nu äben!“

oder sein Wiegenlied einer Mutter:

„Mutterliwe singt dir Lieder,  
huschelt dich in sieben Schlaf,  
dich, mei gleenes Gögegeitl (!)  
dich, mei goldnes Herzenschaf.  
Will sich sezen ännre Fliege,  
dir vielleicht us's Näschen rüf,  
dann, mei lieues Semmelnympschen (!),  
fricht se gleich was hinten druf.“

dann wälzte man sich in allen Teilen Deutschlands vor Lachen und spöttete mitleidig über den Sachsen.

Und nun höre man im Gegensatz ein Lied des Tolerhans-tonel oder des Plattener Soph, unseres Wenzel, Siegert oder Emil Müller u. v. a. — Welch eine Welt trennt uns von diesem Bliemchen-„Kitsch“!

Die irreführten Deutschen draußen meinten dann, Sächsisches sei nur dort zu finden, wo man jeden Satz mit einem „Nu heern' se“ beginne und mit einem „Ei herrjes“ oder „Wees Gnebbchen“ beschließe. Lassen wir diesen „sächsischen Humor“ den Komikern der „Varietés und Kabarett“! Diese Herren sind ja meist so undeutsch wie die Namen dieser „Kunststätten“.

Wir brauchen wirklich nicht nach „Bliemchen“ zu greifen. Schon vor mehr als 100 Jahren sang der Breitenbrunner Pfarrer Christian Gottlob Wild (gest. 1839) seine Lieder, die heute noch wie das Wiegenlied, die Kripplmad, das Anfahrlied u. a. im Munde des Volkes leben; der Annaberger Kürschnermeister A. G. Grumb (1816) stellte in der Mundart seiner zweiten Heimat Volksgestalten vor seine Zeitgenossen. In seine Fußstapfen trat der Eibenstückler Grenzaufseher Kleinheimpel (1865). Dann kam eine Pause bis zu Röder, der im Lied und in geheimer und ungereimter Erzählung Bleibendes leistete. Wieder Namen müßten wir den schon genannten anreihen, wenn wir

## Der Pöhlberg

„Mit den Bergen des Erzgebirges grüßt dich der fraule Pöhlberg“

Wenn die „Obererzgebirgische Zeitung“ in diesen Tagen von der Seitenwarte ihre Blicke zurücklenkt auf das Dreivierteljahrhundert ihres Bestehens und in ihrer Festnummer Rechenschaft vor der Öffentlichkeit darüber ablegen wird, wie sie ihren Aufgaben, jahraus, jahrein in der Heimat für die Heimat zu schaffen, gerecht geworden ist, so darf sie sicher sein, daß man in Stadt und Land, in den Tälern und auf den Bergen ihr aufrichtig danken wird für die treue Hingabe, für die begeisternde Art, mit der sie uns Gebirgslern ein wahres Heimatblatt gewesen ist.

Wenn heute u. a. der Verlehr nach unserer herrlichen Gebirgshimat so gewaltig gewachsen ist, wenn die Unterlkunsthäuser unserer Berge von Einheimischen nicht nur, sondern auch von Fremden, oft von weither, besucht werden, so hat die Jubilarin ihren guten Anteil an alledem. Wie hat sie doch immer auch die köstlichen Schönheiten des Kleinodes der Stadt Annaberg, unseres herrlichen Pöhlberges, gepriesen und ist so zu allen Seiten des Jahres ein Rüfer für unseren Berg geworden.

Wie oft sind wir mit ihr im Geist auf Wegen und Stegen des Pöhlberges gewandert, wenn der König Winter dort oben sein weißes Reich aufgeschlagen hatte und die Sporsler von nah und fern Geist und Körper im Stahlbade des Wintersportes erfülltigten.

Wie oft führte uns der Auf der Jubelzeitung hin zum Berge, wenn der Lenz einzog, wenn das erste frische Grün der Fichten spröste, wie häufig, wenn im Sommer die wundervollen lauschigen Waldwege uns neue Lebensfreude brachten, wenn die Vögel ringsum jubilierten, wenn wie ein Glutball die Sonne des Abends versank! und wir diesem göttlichen Naturspiel vom Rundgang des Berges andächtig nachstaunten. Und hat nicht unsere liebe O. 3. uns zu den Feiertagen des Jahres immer wieder zur Pöhlberghöhe geführt und uns zugezogen: Hört, die Glocken läuten über Eurer Heimat, denkt daran, wie einst die Eltern als Kinder Euch hinaufführten und vom Zauber der Gebirgsschönheiten zu Euch sprachen.

So wurde die O. 3. alzeit zum Ründer all dessen, was der einzige schöne Pöhlberg am Weichbilde der Stadt Annaberg uns ist und bleiben wird, dessen Hüter und Förderer der Pöhlberg-Ausschuß der Stadt Annaberg ist, jener Berg, dem auch ich mein Lebenwirken begeistert gewidmet habe.

Weiter so, „Obererzgebirgische Zeitung“! Mit den Bergen des Erzgebirges grüßt dich heute der alte fraule Pöhlberg.

Stadtrat Ernst Roc

stellv. Bürgermeister und Vorsitzender des Pöhlberg-Ausschusses.

einigermaßen vollständig sein wollten. In Chemnitz sei an Th. Krausch, an A. Clemens Meyer, den Sohn Grumbachs, und an Prof. Gebauer (Brau bei Vier Salber) erinnert. Was sie geschaffen haben, ist nicht alles gleichwertig, aber es ist aus der Volksseele herausgekommen, mit Volkszungen geschaut und mit dem Volksmunde gefungen.

Und darum danken wir diesen Männern, nicht erst wenn sie gestorben sind (das wäre — leider — echt deutscher und billiger Dank), sondern so lange sie leben und noch unter uns schaffen.

Mag Wenzel hat ein neues Büchlein erscheinen lassen. Es heißt: „Schwarzbrut“ und bietet Gesundes und Kräftiges, wie es unser Bäuerbrot darreicht. In den Eingangsgedichten besingt er den „Heiligtum nach der Bescherung“, widmet der Mutter Maria auf seinem Weihnachtsberg innige Verse und bringt „zon neie Gah“ allen Erzgebirgern „e gutes Stückauf!“ Dann kommen die lustigen Geschichten, getreue Federzeichnungen echten Erzgebirgslebens in wechselnden Volksgestalten, und darin ist er Meister. Wie tanzt die Menge innerhalb und

außerhalb seiner Heimat, wenn Wenzel auf seinen Wanderungen durch deutsche Lande diese Geschichten meisterhaft vorträgt, oder wenn seine kleinen Volksstücke von seinen Landsleuten vorgeführt werden. Man freut sich von Herzen und lacht sich gesund, weil in all diesen Sachen nicht nur billiger Wit steht, sondern auch der Ernst, ohne den die Volkskunst, die Heimatkunst, — ja diese erst recht — nicht zu denken ist. Gott bewahre uns vor dem mundartlichen Wit um jeden Preis! Wir haben genug davon und sind froh, daß diese „Dialekt-dichtungen“ der Vergessenheit anheimfallen, viel eher, als die heftig vergriffen sind.

In seiner Widmung zum „Schwarzbrut“ singt Wenzel davon, was für Wünsche er hat, wenn er einmal gestorben ist. Er will in der Stille unter einem Baum begraben sein, auf dem ihm ein Böglein das Gräblid singt; eine Schaukel heimaterde soll der letzte Gruß aus Freundeshand sein: „Laßt mir bei Ruhe, weil du deh'm ich träumen will!“ Der lustige Wenzel-Mag — und eine Träne im Auge! So sehen unsere echten Heimatdichter aus!

## Der Scheibenberg

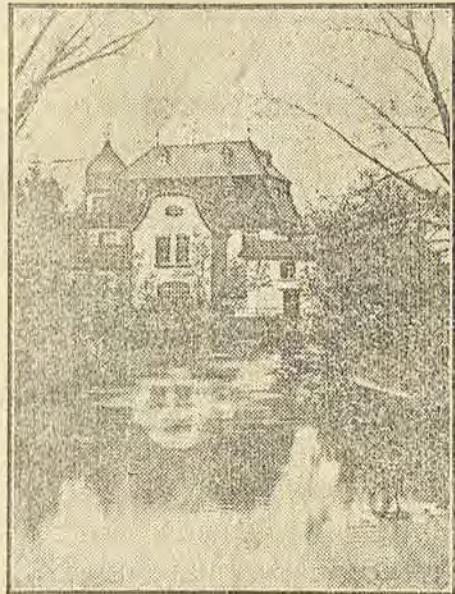
„... daß der Besuch des Berges immer stärker wurde“

Auch der Scheibenberg mit seinem Aussichtsturm und Unterlkunsthaus grüßt die „Obererzgebirgische Zeitung“ zu ihrem 75jährigen Jubiläum herzlichst. — Seit ihrem Bestehen hat die Zeitung sehr viel dazu beigetragen, daß der Besuch des Berges immer stärker geworden ist und daß sich Tausende und Abertausende an der Schönheit des Berges und dem herrlichen Rundblick von demselben erfreuen durften. Für alles dankt der Berg der „Obererzgebirgischen Zeitung“ wärmstens, wünscht der „O. 3.“ ein weiteres Blühen und Gedeihen und bittet sie, ihn auch ferner in ihrem Leserkreis zu preisen.

Der Stadtrat Scheibenberg

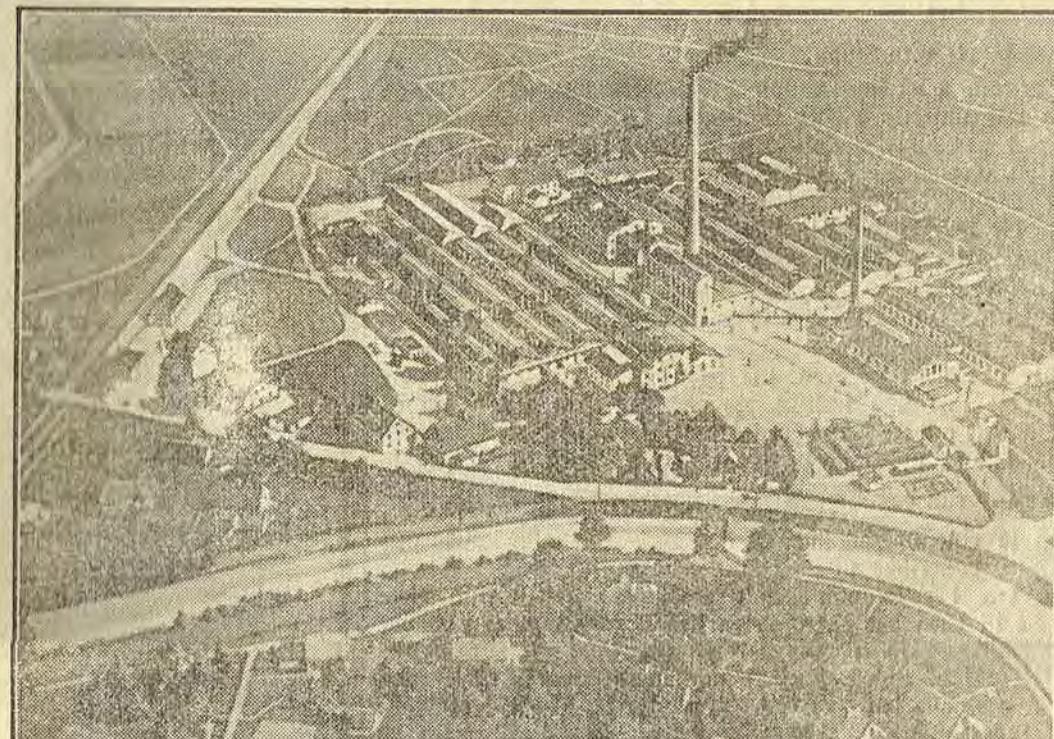


# AUS DEM ERZGEBIRGE IN DIE WELT

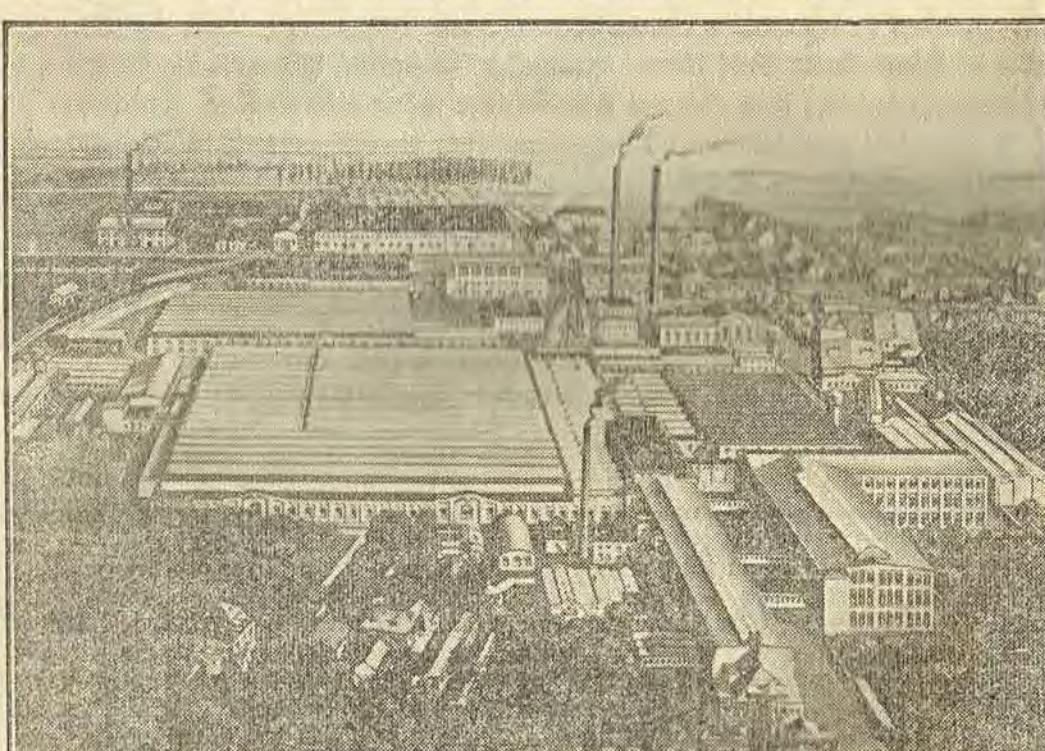


Die alteingesessene Posamenten-Industrie in Annaberg und Umgebung hat sich im Laufe der Jahrhunderte einen Arbeiterslamm erzeugt, der eine altererste textile Fertigkeit besitzt. Das bezieht sich sowohl auf die Anfertigung der Posamenten selbst, als auch auf die Vorbereitung der hierfür notwendigen Rohgarne. Daß diese Eigenschaften aber für die Verarbeitung und Veredlung von Kunstseide von ganz besonderer Bedeutung sind, ist jedem, der Kunstseide irgendwie verwendet, bekannt. Es ist deshalb weiter selbstverständlich, daß man sich seitens der Kunstseide verarbeitenden Industrie gerne der erzgebirgischen Veredler bediente. Die Posamenten-Industrie selbst aber ging infolge der Ungunst der Mode in den letzten Jahren immer weiter zurück, dagegen haben die ursprünglich nur für die Posamenten-Industrie tätig gewesenen Veredler ihre führende Rolle in Bezug auf die Kunstseide behauptet, ja die Kunstseide hat eigentlich erst die Großbetriebe der Textilveredlung entstehen lassen, die sich teils in Anlehnung an bestehende Firmen, teils aber auch vollkommen auf eigenen Füßen entwickelten. So nimmt es nicht wunder, daß nicht nur die deutsche Kunstseiden-Industrie gerade in der hiesigen Gegend ihre eigenen Veredlungsbetriebe besitzt, sondern daß auch die ausländischen Kunstseidenproduzenten die Dienste der erzgebirgischen Veredler gern in Anspruch nehmen. Infolge des schon oben erwähnten Rückgangs in der Posamenten-Industrie drohte die Arbeitslosigkeit überhand zu nehmen. Von den maßgebenden und den verantwortungsbewußten Stellen wurde deshalb der Entschluß der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A.-G. Elberfeld, ein Veredlungswerk im Annaburger Textilbezirk – und zwar in Tannenberg i. Erzg. – zu errichten, sehr begrüßt. Aber auch die

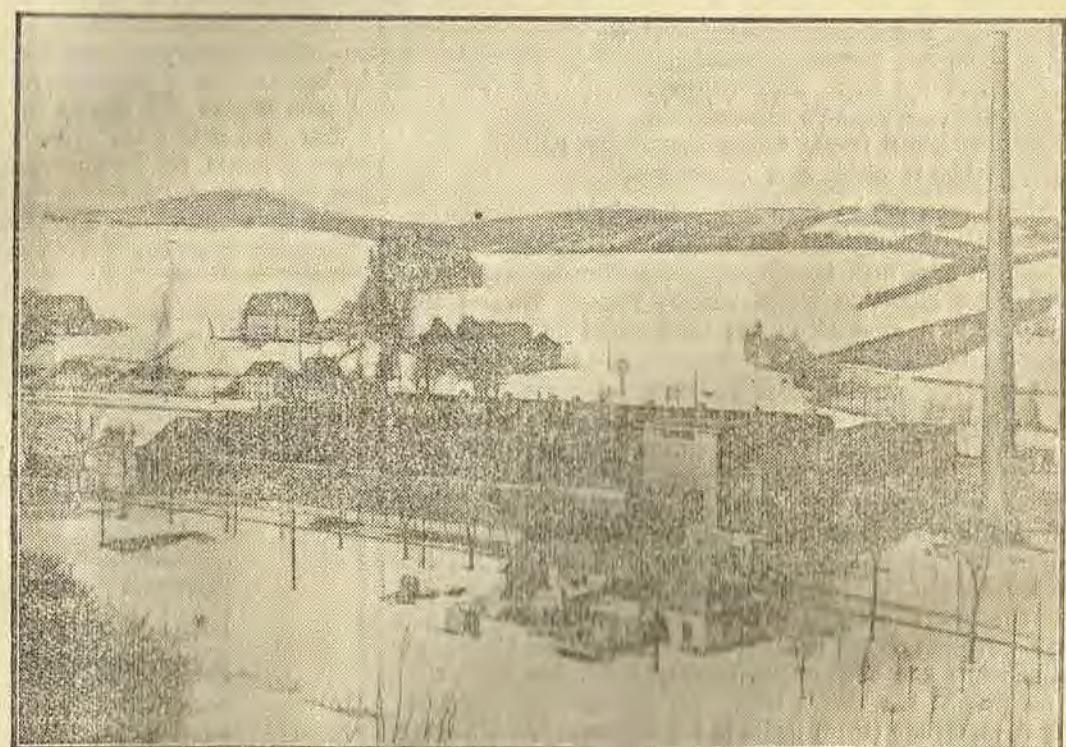
Verfeinerung der Glanzstoff-Produkte ansstrebt. Man erreichte die Weichheit, das Aussehen der realen Seide. Die Trocken- und Nassfestigkeit wurden derart verbessert, daß für Tragfähigkeit und Waschbarkeit garantiert werden konnte. Aber erst in neuerer Zeit gelang es, der neuen Textilfaser die Fähigkeit zu geben, Wärme zu spenden und sie knitterfest zu machen, beides Hauptheigenschaften und Kennzeichen der Naturseide. Ein glücklicher Zufall führte zur Erfindung der Lust- oder „Celta“-Seide. Was ist „Celta“? Der „Celta“-Faden ist infolge eines vollkommen neuartigen Spinnverfahrens in Struktur und Aufbau



völlig abweichend von anderen Kunstseiden. Er enthält mit Luft gefüllte Hohlräume. Diese Eigenschaft erklärt seine überraschende wärmespeichernde Fähigkeit, die sonst nur Wolle und Seide besitzen, wie auch seine wunderbare Weichheit und Geschmeidigkeit. „Celta“ trägt sich deshalb bedeutend angenehmer als andere Stoffe. Im Aussehen kommt „Celta“ der Naturseide am nächsten, ihr warmer, maller Glanz wird durch die in dem Aufbau des Fadens begründete andersartige Lichtbrechung verursacht. Deshalb behält „Celta“ im Gegensatz zu anderen nachträglich mattierten Kunstseiden diese Eigenschaft unverändert bei. Aussehen und Fühligkeit werden durch noch so häufiges Waschen nicht beeinträchtigt. Die Heimat der „Celta“-Seide ist das Werk Petersdorf im Riesengebirge (Bild 3). Der von den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken auf der Kölner Frühjahrsmesse mit großem Erfolg ausgestellte neue „Celta“-Strumpf ist ein Qualitätserzeugnis und wird in allen Modetönen hergestellt. Im Preis ist er bedeutend niedriger als andere gleichwertige Artikel. Weichheit und Fühligkeit der „Celta“-Seide kommen naturgemäß auch besonders bei Sämlen und Plüschen zur Geltung. Es ist kein Zufall, daß gerade die Säml- und Plüschersteller „Celta“ für die Anfertigung ihrer hochwertigen Erzeugnisse verwenden. Die Wärmefähigkeit des Materials gab die Anregung, Reisedecken aus „Celta“-Plüschen herzustellen, die nur die Hälfte des Gewichts von „Mohair“-Plüschedecken besitzen und beim reisenden Publikum bereits begeisterte Aufnahme gefunden haben. Auch die Handarbeitsgarne aus „Celta“ sind infolge der vorerwähnten Eigenschaften des Materials unübertroffen. Zur Herstellung von Schals, Tümpern, Strickwesten, überhaupt von jeder Art Strick- und Sportbekleidung, ist die leichte und weiche „Celta“ das geeignete. Gerade die letzterwähnten Produkte werden fast ausschließlich in dem hiesigen Veredlungswerk Tannenberg (Bild 4) hergestellt. Hier werden die einschlägigen Garne der einzelnen Konzernwerke verarbeitet und so hergerichtet, daß sie als die wohlbekannten Glanzstoff-Erzeugnisse ihren Siegeszug in die Welt antreten können und somit Kunde geben von deutscher Forscherfähigkeit und erzgebirgischem Fleiß.



Abnehmerschaft war nicht weniger bös darum, ging doch damit ein schon lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Die Verwirklichung dieses Entschlusses hat sich bereits als sehr glücklich und erfolgreich erwiesen. Bedeutet also das Glanzstoffwerk in Tannenberg an sich für das gesamte Obererzgebirge einen nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Faktor, so wissen sich andererseits die Kunstseiden-Verbraucher der näheren und weiteren Umgebung die Vorteile des Werkes sehr wohl zu nutze zu machen. Das Werk selbst aber, dessen Bau im August 1927 begann und das im Herbst 1928 in Betrieb genommen wurde, befindet sich noch im Stadium der Entwicklung. Trotzdem aber werden jetzt schon an nähernd 500 Leute beschäftigt. Die gesamte Anlage ist in jeder Beziehung modern und mit den neuesten Errungenschaften der Technik ausgestattet. Besonderer Wert wurde auch auf die soziale Einrichtung gelegt. Das Werk in Tannenberg spielt innerhalb des Konzerns sozusagen den Vermittler zwischen den Spinnereien und der Verbraucherschaft und ist natürlich im Vergleich zu den dem Konzern angeschlossenen Spinnereien und dem Konzern als solchen nur ein Zwerch unter Riesen. Die Bedeutung des Glanzstoffes in der deutschen und in der internationalen Kunstseiden-Industrie ist wohl hinlänglich bekannt. Als der Schlüssel zum Tore des Zauberlandes „Kunstseide“ gefunden wurde, haben nur wenige die ungeheure Bedeutung dieser Entdeckung erkannt. Unscheinbar waren die Anfänge des ersten Unternehmens, welches in Deutschland auf Grund der Forschungen von Dr. Max Trenerry und Joh. Urban mit der praktischen Auswertung der Erfindung begann. Diese Arbeiten wurden in der alten Glühlampenfabrik in Oberbruch im Rheinland vorgenommen (Bild 1). Jahrzehnte langer angestrengter Arbeit sind vergangen. Das Werk Oberbruch (Bild 2) entwickelte sich im Laufe der Zeit aus der alten Versuchsfabrik. Im Forschungsinstitut der Glanzstoff-Fabriken und in ihren Laboratorien begann die systematische, wissenschaftliche Erforschung, die die größtmögliche



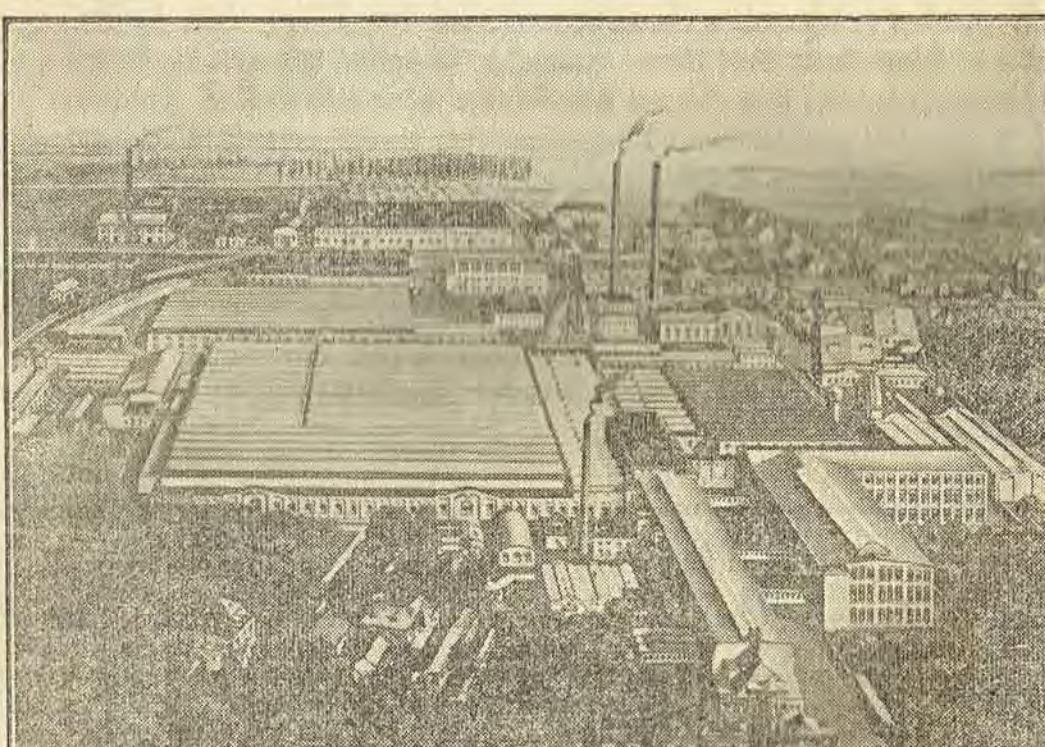


# AUS DEM ERZGEBIRGE IN DIE WELT



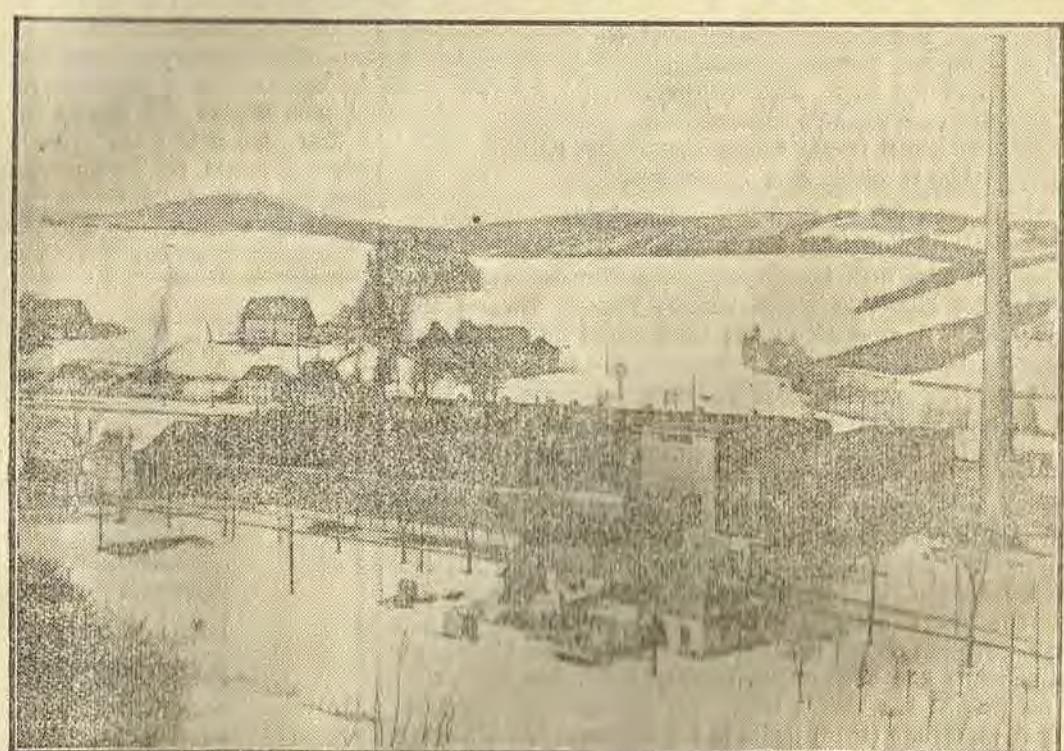
Die alteingesessene Posamenten-Industrie in Annaberg und Umgebung hat sich im Laufe der Jahrhunderte einen Arbeiterslamm erzeugt, der eine altererste textile Fertigkeit besitzt. Das bezieht sich sowohl auf die Anfertigung der Posamenten selbst, als auch auf die Vorbereitung der hierfür notwendigen Rohgarne. Daß diese Eigenschaften aber für die Verarbeitung und Veredlung von Kunstseide von ganz besonderer Bedeutung sind, ist jedem, der Kunstseide irgendwie verwendet, bekannt. Es ist deshalb weiter selbstverständlich, daß man sich seitens der Kunstseide verarbeitenden Industrie gerne der erzgebirgischen Veredler bediente. Die Posamenten-Industrie selbst aber ging infolge der Ungunst der Mode in den letzten Jahren immer weiter zurück, dagegen haben die ursprünglich nur für die Posamenten-Industrie tätig gewesenen Veredler ihre führende Rolle in Bezug auf die Kunstseide behauptet, ja die Kunstseide hat eigentlich erst die Großbetriebe der Textilveredlung entstehen lassen, die sich teils in Anlehnung an bestehende Firmen, teils aber auch vollkommen auf eigenen Füßen entwickelten. So nimmt es nicht wunder, daß nicht nur die deutsche Kunstseiden-Industrie gerade in der hiesigen Gegend ihre eigenen Veredlungsbetriebe besitzt, sondern daß auch die ausländischen Kunstseidenproduzenten die Dienste der erzgebirgischen Veredler gern in Anspruch nehmen. Infolge des schon oben erwähnten Rückgangs in der Posamenten-Industrie drohte die Arbeitslosigkeit überhand zu nehmen. Von den maßgebenden und den verantwortungsbewußten Stellen wurde deshalb der Entschluß der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A.-G. Elberfeld, ein Veredlungswerk im Annaburger Textilbezirk – und zwar in Tannenberg i. Erzg. – zu errichten, sehr begrüßt. Aber auch die

Verfeinerung der Glanzstoff-Produkte ansstrebt. Man erreichte die Weichheit, das Aussehen der realen Seide. Die Trocken- und Nassfestigkeit wurden derart verbessert, daß für Tragfähigkeit und Waschbarkeit garantiert werden konnte. Aber erst in neuerer Zeit gelang es, der neuen Textilfaser die Fähigkeit zu geben, Wärme zu spenden und sie knitterfest zu machen, beides Hauptheigenschaften und Kennzeichen der Naturseide. Ein glücklicher Zufall führte zur Erfindung der Lust- oder „Celta“-Seide. Was ist „Celta“? Der „Celta“-Faden ist infolge eines vollkommen neuartigen Spinnverfahrens in Struktur und Aufbau



Abnehmerschaft war nicht weniger bös darum, ging doch damit ein schon lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Die Verwirklichung dieses Entschlusses hat sich bereits als sehr glücklich und erfolgreich erwiesen. Bedeutet also das Glanzstoffwerk in Tannenberg an sich für das gesamte Obererzgebirge einen nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Faktor, so wissen sich andererseits die Kunstseiden-Verbraucher der näheren und weiteren Umgebung die Vorteile des Werkes sehr wohl zu nutze zu machen. Das Werk selbst aber, dessen Bau im August 1927 begann und das im Herbst 1928 in Betrieb genommen wurde, befindet sich noch im Stadium der Entwicklung. Trotzdem aber werden jetzt schon an nähernd 500 Leute beschäftigt. Die gesamte Anlage ist in jeder Beziehung modern und mit den neuesten Errungenschaften der Technik ausgestattet. Besonderer Wert wurde auch auf die soziale Einrichtung gelegt. Das Werk in Tannenberg spielt innerhalb des Konzerns sozusagen den Vermittler zwischen den Spinnereien und der Verbraucherschaft und ist natürlich im Vergleich zu den dem Konzern angeschlossenen Spinnereien und dem Konzern als solchen nur ein Zwerch unter Riesen. Die Bedeutung des Glanzstoffes in der deutschen und in der internationalen Kunstseiden-Industrie ist wohl hinlänglich bekannt. Als der Schlüssel zum Tore des Zauberlandes „Kunstseide“ gefunden wurde, haben nur wenige die ungeheure Bedeutung dieser Entdeckung erkannt. Unscheinbar waren die Anfänge des ersten Unternehmens, welches in Deutschland auf Grund der Forschungen von Dr. Max Fremery und Joh. Urban mit der praktischen Auswertung der Erfindung begann. Diese Arbeiten wurden in der alten Glühlampenfabrik in Oberbruch im Rheinland vorgenommen (Bild 1). Jahrzehnte langer angestrengter Arbeit sind vergangen. Das Werk Oberbruch (Bild 2) entwickelte sich im Laufe der Zeit aus der alten Versuchsfabrik. Im Forschungsinstitut der Glanzstoff-Fabriken und in ihren Laboratorien begann die systematische, wissenschaftliche Erforschung, die die größtmögliche

völlig abweichend von anderen Kunstseiden. Er enthält mit Luft gefüllte Hohlräume. Diese Eigenschaft erklärt seine überraschende wärmespeichernde Fähigkeit, die sonst nur Wolle und Seide besitzen, wie auch seine wunderbare Weichheit und Geschmeidigkeit. „Celta“ trägt sich deshalb bedeutend angenehmer als andere Stoffe. Im Aussehen kommt „Celta“ der Naturseide am nächsten, ihr warmer, maller Glanz wird durch die in dem Aufbau des Fadens begründete andersartige Lichtbrechung verursacht. Deshalb behält „Celta“ im Gegensatz zu anderen nachträglich mattierten Kunstseiden diese Eigenschaft unverändert bei. Aussehen und Fühligkeit werden durch noch so häufiges Waschen nicht beeinträchtigt. Die Heimat der „Celta“-Seide ist das Werk Petersdorf im Riesengebirge (Bild 3). Der von den Vereinigten Glanzstoff-Fabriken auf der Kölner Frühjahrsmesse mit großem Erfolg ausgestellte neue „Celta“-Strumpf ist ein Qualitätserzeugnis und wird in allen Modetönen hergestellt. Im Preis ist er bedeutend niedriger als andere gleichwertige Artikel. Weichheit und Fühligkeit der „Celta“-Seide kommen naturgemäß auch besonders bei Sämlingen und Plüschen zur Geltung. Es ist kein Zufall, daß gerade die Sämling- und Plüschersteller „Celta“ für die Ausstellung ihrer hochwertigen Erzeugnisse verwenden. Die Wärmefähigkeit des Materials gab die Anregung, Reisedecken aus „Celta“-Plüschen herzustellen, die nur die Hälfte des Gewichts von „Mohair“-Plüschedecken besitzen und beim reisenden Publikum bereits begeisterte Aufnahme gefunden haben. Auch die Handarbeitsgarne aus „Celta“ sind infolge der vorerwähnten Eigenschaften des Materials unübertroffen. Zur Herstellung von Schals, Tümpern, Strickwesten, überhaupt von jeder Art Strick- und Sportbekleidung, ist die leichte und weiche „Celta“ das geeignete. Gerade die letzterwähnten Produkte werden fast ausschließlich in dem hiesigen Veredlungswerk Tannenberg (Bild 4) hergestellt. Hier werden die einschlägigen Garne der einzelnen Konzernwerke verarbeitet und so hergerichtet, daß sie als die wohlbekannten Glanzstoff-Erzeugnisse ihren Siegeszug in die Welt antreten können und somit Kunde geben von deutscher Forscherfähigkeit und erzgebirgischem Fleiß.



## Gedanken und Erinnerungen

Der „O. Z.“ zur 75-Jahr-Feier. Von Bernhard Handke, Verlagsdirektor i. R., Pirna

zwischen Agaven und Bypressen, Lorbeer- und Palmenästen sijzend, die in buntem Gemisch mit unserer heimischen Vegetation der Gegend ihren Stempel aufdrücken, lausche ich dem Sang der Unendlichkeit des blauen Meeres. Wie gleich es dem Leben, im zornigen Aufwallen an den wildzägigen Klippen und in göttlicher Ruhe, in der unermüdlichen Arbeit und in der friedlichen Stille einer trostvollen Ewigkeit.

Ich zehre an der Erinnerung eines Besuches der Schlachtfelder am Isonzo wo das furchtbare Geschehen während des Weltkrieges sich noch kund gibt in den metallenen Adern welche als ehemalige Unterstände der Truppen die braune Haut des blutgeränkten Bodens und des Kastes in tausend Furchen zerbrechen, noch kund gibt in den von dem wilden Geschosshagel zerborstenen Häusern oder in den aus deutschen Reparationsmitteln neu aufgebauten Ortschaften, sowie in einem mit allerhand Kriegsgerät felsam gesäumten großen Soldatenfriedhof. Tausende und Abertausende haben am Isonzo ihr Herzblut vergossen.

In diese Gedankenwelt versunken, gelangt das Schreiben der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in meine Hände einen Beitrag mit Erinnerungen zu liefern für die Festnummer des 75-jährigen Bestehens. Meine Tätigkeit an der Zeitung in Buchholz fällt in die Zeit von 1891 bis 1912, und ich denke noch gern zurück an das 50-jährige Jubiläum. Von gelegentlich einer im Saale des „Deutschen Hauses“ stattgefundenen, groß angelegten Jubiläumsfeier aufgenommenen Bild erinnert so recht an die Vergänglichkeit des Menschen. Viele von den damaligen Festteilnehmern, die das Bild zeigen, sind nicht mehr am Leben.

Wenn ich mich nun zurückverlebe in mein liebes Buchholz und den an mich gelangten Wunsch im allgemeinen erfülle, so möchte ich im Speziellen mich doch nur kurz äußern über das, was in Stadt und Land geschaffen worden ist. Vieles wurde getan. Kaum war ein Ziel erreicht, so wurden schon wieder neue Sehnsuchtsgedanken ventilirt. Aber damals lebten wir in einer Zeit geordneten Daseins, in einer Zeit, in der sich die einzelnen Fragen in den Kollegien von Gemeinden und Kirchspielen noch nicht in der bunten Wechselbeleuchtung der Meinungen politischer Parteien bewegten. Es herrschte noch über allen Beratungen und Beschlüssen das klarende, ruhige Licht des jeweiligen Bedürfnisses.

Nach dem Kriege ist mit dem Wechsel der Regierungsform auch der Zug heiligster Begeisterung für einmal als notwendig erachtete Bedürfnisse zum Teil gewichen. Und bei allen Parteien wird die Beichlußfreudigkeit gehemmt durch den Mangel an Mitteln, der in allen Kassen eingetreten ist. Es wäre deshalb fehl am Ort, die Vorkriegszeit gegen die Kriegszeit und zerschorene und zerrissene Nachkriegszeit auszuwiegen. Dennoch werden Erinnerungen über Erinnerungen wach.

Wofür musste die Redaktion nicht überall Interesse zeigen! Für Neu- und Ausbau von Straßen und Plätzen, von Eisenbahnlinien und Eisenbahnverkehrsstellen, für Pflegestätten der dramatischen Kunst, für Hebung von Wasserquellen für die Gemeinderversorgung, für neue Abwasseranlagen, für Rathauserneuerungsbauten, Neueinrichtung von Gotteshäusern, Pfarrhäusern und Schulen, für Schmuckanlagen, für Arondierung von Gemeindesäulen, Postumbauten, Erbauung von Aussichtstürmen und Touristenhäusern, Denkmalshöpfungen, Schaffung von Turnhallen und -plätzen, Wintersportplätzen, Gasanstalten, Schlachthöfen und noch verschiedenes anderes mehr.

Unter den verschiedenenartigen Erinnerungen mögen sich auch solche früherer Torheiten befinden. Und es mag ganz besonders betont werden, daß die „O. Z.“ sich nie blindlings mit fortreihen ließ, sondern oft nur reservierend tätig war, wie es letzter Linie zur Pflicht wurde. Kein Parteiblatt in dem Sinne, daß die Zeitung von einer bestimmten Partei abhängig und ihr zugeschworen gewesen, vertrat sie die Wahrheit, wie sie sie erkannte, ohne Schmeichel nach oben hin, wie es auf der einen, und nach unten hin, wie es auf der anderen Seite bei ihr noch üblich ist. Wie heute, so war die „O. Z.“ auch früher dennoch nicht gänglich parteilos, was in den meisten Fällen so viel heißt wie charakterlos, sondern sie trat immer ein für das Gute, Edle und Schöne, für alles, was nach ihrer Ansicht den Menschen kommt. Gute Söhnen der damaligen Redaktion waren der langjährige Buchholzer Chronist Dr. Mauke, ferner Diakonus Dr. Herrmann und Schuldirektor Bartsch, die auf Erfuchen in ungewöhnlicher Weise oft für die Zeitung tätig gewesen sind.

In lebhafter Erinnerung sind die Festlichkeiten aus Anlaß der Stadtjubiläen von Annaberg, Buchholz, Osterfeld, ferner die Buchholzer Waldfeste, die in solcher Vielseitigkeit vor sich gingen, daß sie weit und breit von sich reden machten und aus Anlaß deren nicht selten von auswärtigen Besuchern Worte fielen, wie: „Ja, wenn Buchholz was unternimmt, steht die Einwohnerschaft wie ein Mann zusammen!“ So war es damals.

Weiter tritt besonders in Erinnerung eine auf die Abendstunden verlegte große Militärvereinsparade vor König Albrecht auf dem durch Illuminationskörper am Rathaus festlich erleuchteten Annaburger Marktplatz. Auch sei eines Besuches des Königs Friedrich August im Erzgebirge gedacht, welcher mit Gefolge und geladenen Gästen im „Waldschlößchen“ das Diner einnahm, und zu dessen Anwesenheit Buchholz am Abend in einer durch die Bogen der Stadt am Bergeshang besonders reizvollen Weiselbeleuchtung erschien.

Nur noch überwältigender wie alle vorhergegangenen Illustrationen war sie.

Zu einer späteren Zeit begleiteten wir den König mit seiner Familie während des Winters auf den Fichtelberg, wo Anton Günther die hohen Herrschaften mit seinen Volksgesängen er-

Sonne. Die öffentlichen und mehrere Privathäuser trugen Fahnen und Flaggen auf Halbmast.

Nachfolger des Bürgermeisters Graf waren die Bürgermeister Schmiedel, Rudolph Hofmann, Merkle, Horn (gegenwärtig Bürgermeister Schimpf).

## Deutsches Turnen und Heimatzeitung

„O. Z. und D.T. als Freunde und Verbündete“

Die Obererzgebirgische Zeitung blickt heuer auf ein 75-jähriges Bestehen zurück, das Vereinsturnen in Sachsen ist nicht sehr viel älter und hatte in seiner Anfangszeit mit sehr viel Widerständen zu kämpfen. Da stelle ich mit Anerkennung und Dank fest, daß Ihre Zeitung für die vollständige Bedeutung des deutschen Turnens von vornherein Verständnis gehabt und ihm die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat. So sind Ihre Zeitung und das Turnwesen die ganzen 75 Jahre als Freunde und Verbündete Schulter an Schulter gegangen und, was auch die Zeit Neues gebracht hat, was auch Zeitungs- und Turnwesen an Ausdehnung und Auswirkung erfahren haben, die Zusammenarbeit wird beiden auch in Zukunft nicht weniger von Nutzen sein und in dieser Überzeugung wünschen wir Ihrem Blatte Blühen und Wachsen auch für die Folgezeit.

Wohl hat die D.T. für die sachlichen und Verbandsfragen ihre eigenen Zeitungen, die den Führern der Vereine alle zeitgemäßen Belehrungen vermitteln, aber das Wesen und Wirken des einzelnen Vereins der Öffentlichkeit bekannt zu machen und zur Teilnahme an seinem Streben die noch Fernstehenden einzuladen, das vermag nur die gut und zielbewußt geleistete Heimatpresse, die in allen Häusern in Stadt und Land Einlaß findet.

Darum auf weitere Zusammenarbeit im oberen Erzgebirge — Gut Heil!

Berlin-Charlottenburg.

Dr. Oskar Berger, 1. Vorz. der D.T.

freute, und der Monarch mit besonders zustimmender Geste das mit Zaghastigkeit vorgetragene Erzgebirgslied entgegennahm, dessen sechs Verse mit dem Schlusssen enden: „Mit kan König möcht ich lauschen, weil dort drüb mit Hofft schlächt“.

Nach längerem Verweilen im Unterlunsthaus auf dem Fichtelberg fuhr die königliche Familie auf Hörnerschlitten, geleitet von ländlichen Führern, zu Tote und mit dem Sonderzug, mit dem sie gekommen, zurück.

Als König Friedrich August, wiederum als Tourist, ein anderes Mal allein den Fichtelberg besucht hatte, wurde der Abstieg über die sogen. Himmelsleiter und den Gifthüttenweg nach Crottendorf unternommen. In der Obersörsterei fand Kleiderwechsel statt, worauf der König in Generalsuniform im Dorfe die Begrüßung der Gemeinde entgegennahm. Von Crottendorf fuhr der König mit Gefolgschaft im Auto über Scheibenberg, Schlettau nach Geyer. Im Rathause daselbst stellte die dortige Schützengesellschaft während der Mittagsruhe vor den Gemächern des Königs die Ehrenwache. Von Geyer erfolgte die Fahrt zurück nach Dresden.

Weiteren königlichen Besuch brachten dem Erzgebirge die Manöver. Die Bevölkerung zeigte sich gegenüber den Soldaten so zuvorkommend und freundlich, daß es keine seltene Erscheinung gewesen sein soll, daß sie für ihre Einquartierung das letzte Zimmer zur Verfügung gestellt hat.

In einem Rückblick sei auch der Reichsausßenminister eingeschlossen. Von Stadtrat Slesina als ein hervorragendes Talent entdeckt, wurde der damalige Syndikus des Vereins der Industriellen als nationalliberaler Kandidat für den Reichstag empfohlen. Die erste Rede Dr. Stroemmanns bei Wahl in Annaberg (das Restaurant besteht nicht mehr) schlug derartig durch, daß seine Kandidatur perfekt, er mit Unterstützung der Konservativen erwählt und, erst 28 Jahre alt, als Vertreter des Erzgebirges in den Reichstag geschickt wurde. Die Wahrsieden Stroemmanns in über 60 Orten führten von Triumph zu Triumph, und obwohl der Unwillen seiner Widersacher in Steinwürfen nach der „Wahlkutsche“ (Slesinas Gesicht), wenn er nach den Versammlungsorten fuhr, auch in Steinwürfen in Versammlungsläden in drastischer Weise zum Ausdruck kam, so konnte sein Wahlsieg doch nicht verhindert werden. Aus dem damaligen schlichten Reichstagsabgeordneten hat sich der heute weitgeachtet dastehende Außenminister des Deutschen Reiches entwickelt.

Einnützig, wie die Bewohnerchaft in freudigen und ernsten Tagen zusammenstand, war auch die Teilnahme an dem tragischen Ende ihres Stadtoberhauptes Bürgermeister Graf. Ein großer Musikfreund, erzielte ihn an der Pflegstätte des Gesanges ein Schlaganfall, dem er nach einigen Tagen erlag. Es wurde ihm ein Ehrenbegräbnis auf Kosten der Stadt bereitet. Endlos erschien der Trauerzug nach dem Gotteshaus, und von hier nach dem Friedhof durch die mit Trauerbeleuchtung versehenen Straßen. Wehmutterlich kontrastierten die Flammen aus den umstorten Straßenlaternen mit den goldenen Strahlen der

Die Stadt Buchholz, der Kreishauptmannschaft Chemnitz unterstehend, pflegte auch immer ein besonders gutes Verhältnis zur Nachbarschaft. Das spiegelte sich wider in der allgemeinen Teilnahme von nah und fern am Stadtjubiläum, zum Teil unter Überreichung von Ehrengeschenken. Angenehm wurde es empfunden, daß der damalige Amtshauptmann Graf Balthum von Eckstädt (später Gesandter am deutschen Kaiserhof und sächsischer Minister) mit einem eigenen Wagen (gelbe Rosen) am großen Blumenfestzug des Stadtjubiläums teilnahm. Auch die Kreishauptleute von Chemnitz und Dresden (seitlicher der Vater des Bürgermeisters Schmiedel) waren zugegen.

Starke wirtschaftliche Elemente, die aus eigener Kraft aus einem Nichts sich emporgearbeitet hatten, besaß die Stadt in den Kommerzienräten Adler und Brauer. Wie sie, so erhielt später den Titel Kommerzienrat auch Albert Kunze.

Die kirchliche Repräsentation gewann durch Ausstattung der Katharinenkirche mit schenkungswise gestifteten bunten Glasfenstern, durch freundlichere Gestaltung der Gottesackerkapelle und durch Errichtung eines neuen Pfarramtes. An der Spitze der Kirchengemeinde standen Pastor Peschel, dann Pfarrer Wolf (heute Pfarrer Sallnow). — Die Buchholzer Einwohnerschaft war von frommem Geiste besetzt. Und es gab viele, die noch die alte, aus Kindeszeit erinnerliche Kirchenordnung hochhielten. So auch der den alten Buchholzern erinnerliche Privater Heilweg. Auch für die neuere Begräbnisordnung konnte er sich nicht erwärmen und so ging, einem Abkommen mit dem treuen Glaubensfreund zufolge, seine Bestattung nach alterem Ritus vor sich, indem ihm auf dem Wege von seiner Behausung an der Waldschlößchenstraße nach dem Gottesacker nicht nur die Glöckner geläutet, sondern vom Kirchenchor auch Choräle gesungen wurden, in welche die Trauergemeinde gern einstimmte. Es war ein Grabesgang von andächtigstem Gemütsindruck.

Das städtische Schulwesen zerfallend in eine 1. Bürgerschule und in eine einfache Volksschule, erfuhr verschiedene Bereicherungen. Der Wunsch, eine Schulturnhalle zu bilden, wurde immer dringender und hat zur Verwirklichung geführt. Das alte Schulgebäude mußte während des Vergrößerungsbau des Rathauses den Rats- und Stadtverordnetenkollegien für ihre Sitzungen Gasteinwand gewähren. Die Leitung des städtischen Schulwesens lag ab dem Schuldirektor Bartsch (später zum Bezirkschulinspektor berufen), dann dem Schuldirektor Schulze, sechzig Leiter der damals als Polamentenfachschule errichteten Berufsschule.

Die Feuerlöschorganisation wurde durch Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr neben der Pflichtwehr ausgebaut. Nach Bildung der Freiwilligen Feuerwehr wurde mit dem aus früherer Zeit stammenden Brauch gebrochen, die Schützengilde zur Bewachung des aus brennenden Häusern geretteten Gutes heranzuziehen. Damit schwand der bunte

Schützenrod ein für alle Male aus dem beweglichen Bilde bei Schadenfeuern. Zur Ehre sei der alten Gilde nachgesagt, daß sie immer treulich auf dem Posten war, so lange man ihrer in Stunden der Not bedurfte.

Mit manchen anderen Zeugen aus früherer Zeit schwand auch das ehemalige Häuschen der Chausseegeld-Einnahme, das an der Karlshäuser Straße in der Nähe des Friedhofes stand. Das Maut-häuschen diente zuletzt nur noch als Wohnung und mußte der Neuorientierung der Straßen in der sogen. hinteren Stadt weichen.

Eine wirtschaftliche Katastrophe brach über viele Personen durch den Zusammenbruch der Dietrichschen Sparkasse in Annaberg herein. Die Sparkasse war ein Privatunternehmen in Familienbesitz. Als die Gerichte sich mit der Angelegenheit beschäftigten, zeigte sich, daß für die Einslagen nur ungenügend Deckung vorhanden war, und so kamen die Sparer, die sich meist aus kleinen Leuten zusammensetzten, welche der von der Kasse gewährten hohen Zinsen wegen zu ihr Zuflucht nahmen, um ihre sauer ersparten Gelder. Die Empörung der Verlustträger gegen den verantwortlich Zeichnenden kam in Verzweiflungstaten zum Ausbruch, die selbst über den Tod hinaus an des Schuldigen Ruhelosigkeit auf dem Friedhof zu Annaberg sich Lust machten. — Aehnlich wirkte sich für viele Familien des oberen Erzgebirges die finanzielle Ruin der Leipziger Bank aus. Diese unterhielt in Aue eine Filiale, welche ebenfalls durch hohe Verzinsung der Einslagen viele Spargelder des Erzgebirges an sich zog. Das allgemein als sicher geltende Bankinstitut hat durch unerlaubte Spekulationen seines Directors eine gräßliche Pleite erlitten. Auch hier hatten die Sparer bedeutende Einbußen.

Leider blieb unser oberes Erzgebirge in der Berichtszeit auch von Mordtaten nicht verschont. Nur an einige besonders krasse Fälle sei erinnert, so an die Untat eines Polizeiwachtmasters Schramm in einer Landgemeinde. Selbst Hüter der öffentlichen Sicherheit, beging er im Rathaus seines Dörres einen schrecklichen Mord an einem Gemeindebeamten und brachte eine Geldkassette mit Inhalt an sich. Der Unhold hatte sich entlarvt gefehlt und war geflüchtet. Vorher war er an einem Grabhügel auf dem Friedhof beobachtet worden. Dort fand man später das entwendete Geld samt Kassette. Der Raubmörder, Polizeiwachtmaster Schramm, wurde später im Walde als Selbstmörder aufgefunden. — Große Bewirrung kam in die Bevölkerung durch die Aufzündung eines Ermordeten auf einer Bergesfläche, in dem ein Geschäftsmann aus Leipzig erkannt wurde. Von den verhafteten Personen konnte keine des Mordes überführt werden, und so ist dieses Verbrechen ungeföhnt geblieben. — Ferner hat eine Mutter aus einer Nachbargemeinde im Walde abseits vom Schillerplatz ihre beiden Kinder und sich selbst umgebracht. Bei Aufzündung waren die Kinder bereits tot; die in den letzten Zügen liegende Mutter gestand dem zu ihr niedergebeugten Arzt leise ins Ohr, daß sie der Lautsprache nicht mehr mächtig war, das schwere Verbrechen selbst begangen zu haben. Auf dem Annaberger Friedhof wurden die Leichen gemeinsam in ein Grab gebettet.

Von tief erschütternden Ereignissen sei besonders genannt das Eisenbahnglück auf Station Königstraße mit seinen beispielswerten Opfern. Ganz Buchholz vereinigte sich im Geiste zu einer wehmüthig ernsten Trauergemeinde.

Die Wohltätigkeit der begüterten Kreise war immer vorbildlich. Eigenartig wurde die Mehrung des Fonds für Errichtung eines Bürgerhospitals betrieben. Durch den Vorsitzenden des Stammtisches zur Mehrung des Fonds, Bruno Schneider, erhielten die Einwohner zu ihren Geburtstagen und sonstigen Freudenfesten Glückwunschkarten des Stammtisches, welche das Ziel verfolgten, einen Beitrag für das Hospital zu werben. Gern gab man bei diesen frohen Gelegenheiten ein Scherstein für den guten Zweck. Zur Förderung desselben waren für würdige Bedürftige auch Hospital-Freistellen gestiftet. Das Stiftskapital möchte gegen 100 000 M betragen und wird, wie auch die mancherlei anderen Stiftungen städtischer, kirchlicher und schulischer Art, durch den Krieg und seine Folgen zum größten Teil verloren gegangen sein.

Die Buchholzer liebten Wein, Weib und Gesang und waren gemütliche Zeicher. Sie trafen sich nach getaner Arbeit gern am Stammtisch und vereinigten sich zu fröhlicher Runde nach dem Worte „dem Glücklichen schlägt keine Stunde“. Und da es noch Zeitgenossen genug gibt, so wäre es verfehlt, nicht zuzugeben, daß sich daselbst auch Verleger und Redakteur dieser Zeitung in jugendlicher Unrafft oft einfanden und durchaus nicht nach Hause tranken. (O schöne Zeit, o selige Zeit, wie liegst du fern, wie liegst du weit.)

Eine der beliebtesten Stammtisch-Kneipen, der „Felsenkeller“ des Gottlob Burkert, hat mit einem Nachbarhaus dem Reichspostgebäude weichen müssen, wodurch zugleich ein den Verkehr hemmender sogenannter Engpaß beseitigt wurde. Der Mutterwitz der Buchholzer war weit bekannt. An den Stammtischen verzapfte die Kneiprunde manche Mär, die oft als wahr aufgesucht und hinausgetragen wurde, so die den alten Buchholzern bekannte Maifächer-Humoreske, die Erzählung von der tausendjährigen Kröte und vom Eiswurm. Der Großstadtpresse waren die Erzählungen zu Ohr gekommen, und sie brachte darüber Berichte, natürlich zum Gaudium derjenigen, in deren Hirn die Sachen gereift waren.

Aber auch ernste Thematik wurden an den Stammtischen gepflegt. Einer derartigen ernsten Unterhaltung ist der Bismarck-Nagel entsprungen, der im Schönhauser Bismarck-Museum Aufnahme fand mit der Kennzeichnung „Gewidmet vom Stammtisch im „Felsenkeller“ zu Buchholz i. Sa.“. Die dekorative Anordnung, als Wandschmuck gedacht, trägt auf metallinem Grunde in Bronze die scherhaftes Inschrift: „Dies ist der Nagel, den Fürst Otto von Bismarck seit 1862 immer richtig auf den Kopf getroffen hat.“ Hergestellt wurde der Nagel in den Werkstätten des Graveurs Franz. Der Wandschmuck ist dem Fürsten Bismarck als Beweis der Verehrung

und Wertschätzung geschickt worden. In einem dem deutschen Volke gewidmeten Lebensbild „Otto von Bismarck 1815—1895“ von Karl Strecker, erschienen 1895 in W. Pauls Nachf. Verlag in Berlin W. 57, ist mit Genehmigung des Fürsten, wie es

immer neue Erinnerungen werden beim Schreiben dieser Zeilen wach, und eine leise Stimme scheint mir immer und immer wieder zuzuspielen: „Weißt du es noch?“ Und Gesichter erscheinen, die ich längst vergessen meinte. Und aus dem

## Heimatzeitung und deutsches Lied

„Ihre Mithilfe ist nicht hoch genug anzuschlagen“

**D**ie Tageszeitung, die tägliche geistige Nahrung unserer Sänger, hat die schöne Aufgabe, Mittler zu sein zwischen Volksgejung und Publikum. Ohne Hilfe und Unterstützung der Tagespresse ist die Musik, insbesondere das durch den Männergesang vertretene deutsche Lied, nicht im Stande, die hohe Mission, Kulturfaktor zu sein, zu erfüllen. Gewiß brauchen wir auch Fachzeitungen, aber diese können und sollen nur die allgemeinen Richtlinien festlegen. Die individuelle, nach lokalen Gesichtspunkten durchgeführte Bearbeitung der Öffentlichkeit bleibt der Tagespresse vorbehalten. Ihre Mithilfe ist nicht hoch genug anzuschlagen. Die Pflicht der Tagespresse, den Chorgesang zu fördern, wird leider heute noch nicht überall anerkannt. Umsomehr ist die Mitarbeit der Blätter wie diejenige der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu schätzen, die dem deutschen Lied Beachtung schenken. Sie dürfen des Dankes und der Teilnahme der Sänger gewiß sein.

Berlin.

Deutscher Sängerbund.

in dem Buche heißtt, neben anderen Denkwürdigkeiten auch der Buchholzer Nagel abgebildet und besprochen.

Die Geschäftigkeit an den Stammtischen war auch auf die Gemeindeverordneten übergegangen. Gegen einen ratselhaft gemachten Versuch, für Buchholz die Polizeistunde einzuführen, wehrten sich die Stadtverordneten, indem sie die diesbezügliche Vorlage zwar nicht ablehnten, aber sich nur im Tone der Sache zu ihr äußerten, so daß der die Vorlage vertretende Bürgermeister sie resignirt beiseite legte. Die Einführung einer Polizeistunde kam über den Versuch nicht hinaus. Was damals die Buchholzer als Beschränkung ihres freien Willens betrachteten, ist heute durch landesgesetzliche Bestimmung allgemein verfügt.

Zur Feier ihres Dreivierteljahrhundert-Bestehens wäre natürlich ein besonderes Kapitel der „Obererzgebirgischen Zeitung“ und der Stätte ihrer Herstellung selbst zu widmen. Doch damit würde der gegenwärtigen Schriftleitung vorgegriffen, die dazu berufen erscheint als ein früherer Redakteur. Nur das eine sei gesagt, daß mein wiederholter Besuch des Erzgebirges die Überzeugung gebracht hat, daß das Jubelblatt hoch geschätzt wird als ein mit gleicher Liebe die Interessen in Stadt und Land förderndes Organ, das durch Belehrung und freundschaftlichen Rat sorgfältig bestrebt ist, der wahren Wohlfahrt seiner Leser sich nützlich zu machen. Und wie die Zeitung durch die ernste Aufzähnung ihrer Aufgabe sich selbst ehrt, so ist sie auch eine Ehre für die Stadt, in der das Blatt erscheint. Heute kann sich niemand Buchholz ohne seine „Obererzgebirgische Zeitung“ denken.

In der Erscheinungen Flucht tritt auch das Gefühl der Dankbarkeit an alle, welche meine vielen Aufgaben während zweier Jahrzehnte durch ihre Unterstützung erleichtert haben an Behörden und Private. Viele haben das Zeittliche gesegnet und mir, vorgerückt an Lebensjahren, selbst ein stilles Memento mori zurückgelassen.

Zu denen, welche nicht mehr sind, gehört auch der ehemalige Seniorchef Herrmann Hollstein, der, Nachmann nach alter Kunst, ein selten freundschaftliches Verhältnis zu seinem Personal pflegte, gehört ferner seine Gattin, eine kunstliebende Dame. Aus der Buchdruckerfamilie Naumann in Leipzig stammend, erzählte Frau Hollstein oft über Kunstgenüsse in ihrer Vaterstadt und sprach begeistert über den Komponisten Albert Lortzing, der ihrem Elternhaus nicht fremd und dem sie durch auch persönlich nähergetreten war.

Tanze all der Schemen löst sich eine scharf geschnittene Gestalt nach der anderen. Ich sehe neben dem jetzigen Buchdruckereibesitzer und Chef der Zeitung, Friedrich Seidel, seine Gattin, sehe die Kinder Gertrud, Siegfried, Gerhard und Gretchen, wie diese emporgewachsen sind und die drei größeren sich einen eigenen Hausstand gegründet haben, gedenke mit aufleuchtender alter Freude der schönen Stunden, die ich und die Meinen in der Familie Seidel verlebt haben, gedenke besonders der stimmungsvollen Abende am heiligen Weihnachtsfeste bei brennendem Christbaum, erleuchteter Krippe und stilvoller Tempelpyramide als altem Familienerbstück, gedenke auch der gemütsbewegenden Familienabende zur Jahreswende, die an Unigkeit sich noch vertieften, wenn vom nahen Kirchturm zu mitternächtiger Stunde die Glocken läuteten und so eindringlich ihre mahnende metallene Stimme erhoben, als hingen sie unter dem Dache des eigenen Hauses. Was das Dasein im Seidelschen Hause besonders wert macht, ist das gute Verhältnis, welches der gegenwärtige Chef mit seinen Mitarbeitern genau so aufrecht erhält, wie einst sein Schwiegervater als Vorbesitzer, und daß auch die einzelnen Familienmitglieder darin nicht zurückstehen. Buchholz wurde mir eine zweite Heimat, und wenn es jetzt einsam um mich her wird, so lebe ich nicht selten ein ernstes Männerantlitz; mir die Hand drückend, läßt sich von ihm die Worte: „Gück auf dem weiteren Weg!“ Und da wird ein alter Schmerz wieder wach, denn wenn auch die Jahre kamen und gingen, er war doch ein guter Freund und hält Treue um Treue . . .

Sehr groß ist in unseren Tagen die Macht der Presse. Die Görings, die in der Nachkriegszeit sich ringsum fühlen machen, bedürfen der Läuterung, und die Differenzen und Konflikte des politischen und wirtschaftlichen Lebens des verhöhnten Ausgleichs. Wenn in diesem Sinne die „Obererzgebirgische Zeitung“ wie bisher so auch weiter arbeitet, so darf sie die Hoffnung haben, daß sich ihre herzlichen Beziehungen zu der Bevölkerung des Erzgebirges in ungeschwächter Fortdauer erhalten und mehr und mehr verstärkt und erweitert werden. Daß in der Haltung des Blattes kein Wandel eintreten wird, dafür bürigen auf lange Zeit hinaus außer dem Besenzug des jetzigen Chefs auch die Qualität der ihm als treue Mitarbeiter zur Seite stehenden präsumtiven Nachbesitzer. Deshalb außer meinem und meiner Familie herzlichen Glückwunsch zum 75jährigen Bestehen zugleich unser Weckruf:

Vorwärts, frisch und stark  
dem Jahrhundert entgegen!

## Der Obererzgebirgische Sängerbund

„Die alte Treu, gebirgische Art, bleib immer neu von uns gewahrt“

**D**ie ganz besondere Freude hat der „Obererzgebirgische Sängerbund“ von dem 75jährigen Bestehen der Obererzgebirgischen Zeitung Kunde erhalten. Es ist ihm Herzenspflicht, der Jubelzeitung zu ihrem 75-Jahrtage die aufrichtigsten gebirgischen Sängergrüße zum Ausdruck zu bringen.

Gerade die O.Z. hat es ja in so vorbildlicher Weise verstanden, sich begeistert und begeistert in den Dienst des deutschen Liedes zu stellen. Sie hat die Macht desselben über die Seelen recht erkannt und in packenden Artikeln und Reden immer wieder darauf hingewiesen, wie der gebirgische Sänger der Hüter eines kostbaren deutschen Kleinodes ist. Möge sie weiter in Schrift und Wort uns freu zur Seite stehen im Dienst eines hohen Ideals und damit in demjenigen unseres Volkes. — Lied hoch!

Obererzgebirgischer Sängerbund  
Hugo Nogel, 2. Vorsitzender.

## Mit der O. Z. durch Weltkrieg, Umsturz und Inflation

Von Willy Böttermann.

Man hat Dich geliebt, man hat Dich gehaßt —  
Du bist deiner Wege gegangen,  
Bewußt, daß in Lieb wie in Haß sich verbirgt  
Doch schließlich ein stilles — Verlangen!

Wenn ich heute, nachdem schon wieder 15 Jahre seit Ausbruch des großen Krieges vorübergegangen sind, einen Rückblick auf jene Zeit werfe, so darf niemand von mir erwarten, daß ich an Hand chronikalischer Aufzeichnungen die Erinnerung an die Auguststage von 1914 und die folgenden Ereignisse wieder aufleben lasse. All das Grandiose und Schauerliche, Schöne und Hässliche, Erhabene und Gemeine steht ja, mehr oder weniger objektiv betrachtet, in den Geschichtsbüchern, Ortschroniken und der bisher zur Genüge erschienenen Kriegsliteratur. Da aber fünf Sechstel meiner 12jährigen Redakteurzeit an der „O. Z.“ von umwälzendem Weltgeschehen beeinflußt worden sind, ist es angebracht, die Beziehungen der Zeitungen im allgemeinen, und besonders der „O. Z.“ zu jenen Ereignissen einer Betrachtung zu unterziehen. Möglich, daß dabei für manche Leser sogar neue, bisher nicht bekannte Einzelheiten in Erscheinung treten, möglich auch, daß der eine oder andere seine bisherige Meinung über die Haltung der Zeitung während der Kriegs- und Nachkriegszeit, sowie über den Zeitungsbetrieb überhaupt, einer Korrektur unterzieht.

Der häufigste Vorwurf, der den Zeitungen nach dem unglücklichen Ende des Krieges gemacht wurde, und dem man auch heute noch vielfach begegnet, ist kurz in die Worte zusammenzufassen: Die Zeitungen haben gelogen! Wenn man ehrlich sein will, muß man auch zugeben, daß dieser Vorwurf, trotzdem er absolut nicht gerechtfertigt ist, doch nicht jeder Ursache entbehrt. Die Zeitungen haben tatsächlich nicht immer die volle Wahrheit gebracht, sie haben nicht alles mitgeteilt, was ihnen im Geheimen bekannt war. Daraus tragen aber nicht die Redakteure die Schuld, denn sie haben nicht alles schreiben dürfen — die Presse stand unter Zensur!

Sofort nach Ausbruch des Krieges wurden die unmittelbaren Redakteure durch die Regierung verpflichtet, daß die Verpflichtung für die ersten Kriegsjahre nur noch eine feste Normsache war, nach ihr persönlich keine noch beobachtet. Auch in dieser Richtung zeigte sich aber, daß die frühere Regierung die Augen immer mehr schließen ließ, bis sie ihr bekanntlich ganz aus der Hand glitten. Das langsame Abebben der Energie, das Schwachwerden, das schließlich zum Schicksal eines Volkes wurde, war eben auch bis in die mit der Kriegsführung nicht unmittelbar zusammenhängenden Dinge fühlbar. Auch hier war mit der Zeit keine starke Hand mehr zu spüren. Es war aber Krieg! Und da durfte es keine Erwägungen, keine Rücksichten auf die Wünsche einzelner politischer Parteien, kein „Wenn“ und „Aber“ geben.

Immerhin wurde anfänglich die Zensur ziemlich streng gehandhabt, wenn ich auch vom volkspsychologischen Standpunkt aus die Einstellung der Reichspressestelle von Anfang nicht ganz verstehen konnte. Sie ließ sich von den Zeitungen aller Richtungen zu viel in die Karten sehen. Was nützte es, wenn sie verbot, diese oder jene Nachricht zu veröffentlichen, das Geheimnis damit aber gleichzeitig preisgab! Wußte sie denn bestimmt, daß jede derartige Geheimmeldung auch sicher geheim blieb? Man hat ja Beispiele. Und machte sie die Presse, die ja einen so großen Einfluß auf die Volksstimmung ausübte, nicht selbst mißtrauisch, zumal in den von Zeit zu Zeit abgehaltenen Presse-Besprechungen, in denen regelmäßig ein Stabsoffizier aus dem Großen Hauptquartier die Lage an der Front und die Aussichten unserer Kriegsführung schilderte, die Dinge oft in wesentlich anderem Lichte erschienen, als sie von der Reichspressestelle dargestellt wurden.

Es gehörte für einen Zeitungsmenschen wirklich nicht viel dazu, ab und zu einmal einen Blick hinter die Kulissen der Kriegsführung zu werfen. Wenn uns z. B. sofort nach Kriegsausbruch mitgeteilt worden ist, daß über Truppenaufmärsche an der italienischen Grenze nichts veröffentlicht werden dürfe, dann wußten wir bestimmt, daß Italien seine Bundespflicht nicht erfüllt, daß es vielmehr an der Seite unserer Gegner in den Kampf zieht, trotzdem wir das Gegenteil schreiben müssten. Als bereits Kriegshandlungen an der italienischen Front erfolgten, über die wir genau unterrichtet waren, mußten wir noch mitteilen, daß Italien wohlwollend neutral bleiben werde. Ich glaube nicht, daß überall die Notwendigkeit dafür in vollem Maße erkannt worden ist. Als uns verboten wurde, über Waffenlieferungen an Bulgarien zu berichten, konnte man sich doch leicht zusammenreimen, daß eigentlich nicht unser Bundesgenosse Rumänien, sondern Bulgarien als unser Helfer auf dem Balkan in Frage kam. Das Verbot, über Meutereien und Kriegsdienstverweigerungen tschechischer Regimenter etwas zu veröffentlichen, ließ uns einen bedenklichen Rückschluß auf die Zustände in der k. k. Armee und ihren Wert als unser Alliierter ziehen. So wußten die Zeitungen, denen täglich diese vertraulichen Informationen zugingen, viele Dinge, die nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit kommen durften. Und wir mußten uns damit beschließen. Die Aufgabe der Zeitungen war es eben, unseren braven Soldaten draußen an der Front dadurch Unterstüzung zu leisten, daß wir in der Heimat den Glauben an die Schlagkraft unseres Heeres, den Glauben an unsere gerechte Sache und den Willen zum Durchhalten aufrechterhielten. Wir hofften doch alle auf den Sieg! Und unsere Zeitungen kamen doch auch an die Front. Durften wir uns von dieser allzusehr beschämen lassen? Zumal die Stimmung

an der Front schon genügend vergiftet wurde durch die von unseren Kriegsgegnern in ungeheuren Massen auf unsere vor der Linien abgeworfenen erlogenen Flugblätter. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ kann auch heute noch, nachdem es ja leider ganz anders gekommen ist, als sie hoffte, von sich sagen.

wichtige Nachrichten eingesetzt werden. Daher kam es auch, daß die zuerst gedruckten Zeitungen manchmal Druckfehler aufwiesen und Nachrichten nicht enthielten, die die Redaktion brachte.

Aber nicht nur der Zeitungs-, sondern auch der allgemeine

## Die Bürgerbundsbewegung im Obererzgebirge und die O. Z.

Menschen, die auf 75 Jahre eines arbeitsreichen und schicksalvollen Lebens zurückschauen, sind gesättigt mit den Erfahrungen der Jahre. Sie haben gelernt, das Vielerlei zu scheiden, das Flüchtige von dem Beständigen zu trennen und das Wesentliche vor dem Unwesentlichen zu betonen. Wenn nun die Obererzgebirgische Zeitung in diesen Tagen auf 75 Jahre ihres Lebens zurückblicken kann, auf Jahre schwerer Arbeit und wunderreichen Geschehens, dann ist auch ihr der Schatz der Kenntnisse geschenkt worden. Sie hat durch die Jahrzehnte hindurch gelernt, in Verbindung zu bleiben mit dem Pulschlag des öffentlichen Lebens. Viele Strömungen sind an ihr vorbeigeglitten, Beachtung und Anerkennung, Unterstützung und Förderung durch die Presse heischend. Es war nicht immer reines Wasser des Lebens, das dahinsloß, aber die Aufgabe einer erkenntnisreichen Presse wird es immer sein, das Trübe von dem Klaren zu trennen, und diesen höchsten Zielen hat die Leitung der Obererzgebirgischen Zeitung seit Jahren nachgestrebt. Als insbesondere in den letzten zehn Jahren neue Formen des politischen Lebens mit viel Energie sich an die Oberfläche durcharbeiteten, und als es nicht mehr leicht war, den alten Kurs gesunder Einstellung beizubehalten, da hat die Obererzgebirgische Zeitung, unbeirrt durch Angriff und Verdächtigungen, an ihrem alten Kurs festgehalten.

Vielen großen Verdienst brachte sie in engste Verbindung mit der nunmehr seit über 10 Jahren im Obererzgebirge bestehenden Bürgerbundsbewegung.

In welchem Orte sich auch der auf Vereinheitlichung des politischen Willens und Belebigung der politischen Verhältnisse hinzielende bürgerliche Geist zeigte, immer war die Obererzgebirgische Zeitung bereit, durch Berichte und Hinweise den Bürgerbundsgedanken zu unterstützen und zu stärken. Das sei ihr an ihrem Jubeltage von der Bürgerbundsbewegung gewünscht.

Und wenn die Bürgerbundsbewegung am Tage des Jubiläums der Obererzgebirgischen Zeitung sich selbst einen Wunsch aussprechen kann, so vermag es nur dieser zu sein: daß das treue Festhalten an alter, guter, deutscher Gesinnung in der Leitung der Obererzgebirgischen Zeitung auch weiterhin der Bürgerbundsbewegung der Heimat und dem gesamten Vaterlande zum Segen gereichen möge.

Die Verbundenheit zwischen dem Geiste der Obererzgebirgischen Zeitung und den Ideen des Bürgertums bildet eine starke Voraussetzung für das Weiterbestehen gesunder politischer Anschauungen in unserem Volke, und das harmonische Zusammenarbeiten möchte ein glänzendes Beispiel sein für alle die, die guten Willens sind, sich zu vereinen. In diesem Sinne hat die O. Z. wertvolle Arbeit geleistet, und wir sind überzeugt, daß sie auch weiterhin mitarbeiten wird. Die feierliche Stunde des Feierns mag die Absicht dazu verstärken und damit eine glückliche Zukunft sichern.

Dr. Hans Reh.

dass sie auch im Kriege ihre Pflicht erfüllt, daß sie das Beste für das deutsche Volk erstrebt hat.

Wie auf alle Unternehmungen in der Heimat, so übte der Krieg auch auf den Betrieb der „O. Z.“ seine einschneidenden Rückwirkungen aus. Mehr als die Hälfte der männlichen Arbeitskräfte war zum Heere eingezogen; die Herstellung der Zeitung mußte aber schon deshalb pünktlich erfolgen, weil infolge des stark eingeschränkten Eisenbahnverkehrs die Zeitung die Leser in den entlegenen Ortschaften am Erscheinungstage gar nicht mehr erreicht hätte, wenn sie nicht mit dem zeitigen Nachmittagszug hätte befördert werden können. Es mußte deshalb doppelt fleißig gearbeitet werden, und es hieß zugreifen für jeden, der Hände hatte, ganz gleich, ob es gerade das eigene Arbeitsgebiet war oder nicht. Da leitete der Verleger selbst den Umbruch (die Zusammenstellung) der Zeitung, das setzte sich, wenn es not tat, der Redakteur selbst an die Maschine, es wurden weibliche Kräfte an der Schreibmaschine ausgebildet und erwiesen sich mit der Zeit als recht brauchbare Gehilfinnen. Der Generalstabsbericht kam täglich telephonisch, oft in der allerletzten Minute; die Zeitung befand sich schon druckfertig in der Maschine, es war nur ein entsprechender Raum freigelassen. Nun wurde der Generalstabsbericht direkt vom Stenogramm in die Maschine diktiert, und die Zeilen mußten oft ohne Korrektur in die Druckform gehoben werden, um die Postauflage sofort herausbringen zu können. Erst wenn die zum Versand notwendige Anzahl von Exemplaren fertiggedruckt war, konnten etwaige Druckfehler korrigiert und oft auch noch

Druckereibetrieb hatte durch den Krieg ein anderes Gesicht bekommen. Unter strengster Aufsicht der Amtshauptmannschaft wurden Brot- und Fettmarken sowie allerlei andere Bezugsscheine gedruckt, ebenso wie in der folgenden Inflationszeit Geldscheine fabriziert wurden.

Der Krieg ging schließlich verloren. Der Umsturz, mit dem doch eigentlich niemand ernstlich gerechnet hatte, war Tatsache geworden. Um Schuldfragen aufzuwerfen und tiefergehende Betrachtungen anzustellen, ist hier nicht der geeignete Platz. Das Gedächtnis zurückgerufen muß aber noch einmal die Tatsache werden, daß gerade in der Zeit des Umsturzes und den folgenden Jahren der Gärung alle bürgerlichen Blätter, natürlich auch die „O. Z.“, einen ungewöhnlich schweren Stand hatten. Heute, nachdem die Gemüter wieder ruhiger und das Urteil klarer geworden, werden auch die Gegner des Bürgertums einsehen müssen, daß der Bürger sein gutes Recht hatte, seine Existenz zu behaupten. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat sich nicht irre machen lassen in ihrer Anschauung, daß die Bewegung, wie sie erst ihre Wege zu nehmen drohte, das größte Unglück für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bedeuten würde. Trotz der in der Redaktion eingegangenen Todesdrohungen, trotz der Ankündigung von Gewaltschlägen auf den Zeitungsbetrieb ist die „O. Z.“ ruhig ihrem als richtig erkannten Weg gegangen und hat zur Besinnung und Vernunft gemahnt. Wenn manchmal ein hartes Wort geschrieben worden ist, so hatte dies seinen guten Grund in der allgemein gereizten Stimmung und den oft alle sachlichen Grenzen überschreitenden

Angrißen. Über auch da hat sich wieder gezeigt, daß das Bürgertum den größten Feind in seinen eigenen Reihen hat — die Uneinigkeit, die sprichwörtlich gewordene deutsche Eigenbrötelei. Brachte die Zeitung einmal einen Artikel, der sich mit den Zielen einer einzelnen nationalen Partei mehr deckte, als mit denen einer anderen, da regnete es geharnischte Beschwerden, da war heller Aufruhr. Boykott-Drohungen und andere unschöne Erscheinungen, die sich auch nicht im geringsten in das Wesen einer Zeitung hineinpassen versuchten, waren an der Tagesordnung. Wie ist das alles wieder anders geworden! Gott sei Dank! Am Ende siegte eben doch immer wieder die Vernunft.

Die schwerste Zeit für die Zeitungen, materiell und ideell, war die Inflation. Das Druckpapier war monopolisiert, das schöne Wort „Reichspapierverteilungsstelle“ klingt heute noch wie ein Mißton in den Ohren. Papier konnte man nur bekommen, wenn man im voraus bezahlt hatte. Wenn es aber verarbeitet war, dann konnte selbst mit den zu phantastischen Zahlen angewachsenen Abonnementspreisen nicht ein einziger Bogen wieder gekauft werden. Bis die Bezugsgelder eingezogen und an den Verlag abgeliefert waren, hatten die ganzen Bündel von Scheinen keinen Wert mehr. Heute kann es fast als ein Glücksumstand für die „O. Z.“ bezeichnet werden, daß damals viele Leute glaubten, die Zeitung nicht mehr bezahlen zu können. Das Papier kam dem Verlag viel teurer zu stehen, als was er an Bezugsgeld wieder hereinbekam. Geld, Scheine gab es zwar in Hülle und Fülle, man konnte sich aber nur die notwendigsten Kleinigkeiten dafür kaufen, und so mußte eben mancher versuchen, die Zeitung mit anderen zusammen zu lesen oder gar auf das siebgewordene Blatt ganz verzichten. Daß das mitunter nicht leichten Herzens geschah, das bewiesen die oft geradezu rührenden Zuschriften alter, treuer Leser an die „O. Z.“. Die Folgezeit hat aber bewiesen, daß ein dauernder Verzicht auf die Zeitung nicht möglich ist, daß die „O. Z.“ zu innig mit Heimat und Familie verwachsen ist. Hat doch die „O. Z.“ nicht nur den Abonnementstand der Vorkriegszeit wieder erreicht, sondern ihn ganz erheblich überschritten.

Über die bewegten Jahre, in denen ich die „Obererzgebirgische Zeitung“ redigiert habe, liegen sich Bücher schreiben. Für die Jubiläumsnummer muß ich mich aber mit diesem kurzen Rückblick begnügen. Die Seiten sind vorüber, und das Leben gehört der Zukunft, wenn sie auch noch so dunkel vor uns liegt. Vieles ist gefürzt und untergegangen im Sturm der Zeiten, die „O. Z.“ aber steht! Sie steht und blickt an ihrem 75. Geburtstage so jugendfrisch und tatenfreudig hinaus ins Komische, wie sie dies nur jemals gekonnt hat. Und nun vorwärts, liebe „O. Z.“, wie der richtige, rüstige Wanderbursch. Die Wege sind dir ja bekannt, wie keinem anderen.

Bleib dem Deutschtum, bleib der Heimat  
wie bisher der treuste Hirt,  
Trag, was wahrhaft edlen Keim hat,  
Frisch in alle Winde fort!



## Über das Wesen der Zeitung

ihre Vorbedingungen, besonders auch im Hinblick auf Neugründungen, über die wirtschaftliche Lage der deutschen Zeitungsunternehmen, über die Gegenströmungen von Interessentengruppen und über die Aufgaben der deutschen Zeitungen schreibt der Vorsitzende des Vereins Deutscher Zeitungsverleger Dr. Krumphaar-Liegnitz im „Zeitungsvorlage“ u. a.:

Ein bekanntes deutsches Wort sagt:

„Wer an der Straße baut, hat viele Meister.“

Das gilt auch für die Zeitung: Jeder, der sie liest — und wer wäre heute nicht Zeitungsleser? — nimmt für sich das Recht in Anspruch, sie zu kritisieren, zu loben, zu tadeln. Die Zeitung, die selber tagaus tagein über so viel Dinge in aller Offenheit kritisch urteilt, muß sich auch ihrerseits die Kritik gefallen lassen und muss sich bemühen, vor ihr zu bestehen, sowohl vor der Kritik ihrer Leser wie vor der ihrer Fachgenossen. Weil sie zu jedem, der sie haben will, tagtäglich ins Haus kommt, und weil der Teil ihrer Leistung, der äußerlich erkennbar ist, vor aller Augen offen zutage liegt, gilt es als leicht, ihr Wesen und Wirken zu beurteilen, zumal die Zeitung selber von sich und von den Mühen und Sorgen, unter denen sie täglich zu stände kommt, fast niemals spricht.

Die weithin vorhandene Pressestremtheit versöhnt schnell zu dem Glauben,

es könnte gar nicht so schwer sein, eine Zeitung ins Leben zu rufen

und zu Bedeutung und Einfluß emporzuführen. War diese Auffassung schon bei den weit primitiveren Zuständen früherer Jahrzehnte unbegründet und irreführend, so gilt das in vielfach erhöhem Maße für die überaus schwierigen und komplizierten Verhältnisse unserer Tage.

Die wirtschaftliche und soziale Lage Deutschlands ist z. Zt. auch den Zeitungen abgünstig. Das sollen alle bedenken, die für jede Richtung und Strömung überall eine eigene Zeitung haben möchten. Nirgends stehen sich Wünsche und Wirklichkeit so unvereinbar gegenüber, wie in solchen Fällen, wobei über die Berechtigung der Wünsche hier kein Werturteil abgegeben werden soll. Nur allzuoft entspringen sie ganz persönlichen, örtlichen

## Jubiläums-Grüße des „Stahlhelm“

**S**er „Obererzgebirgischen Zeitung“ sende ich zur Feier des 75jährigen Bestehens Gruß und Glückwunsch. — Die deutsche Freiheitsbewegung kann ihre Aufgabe, das Volk auszurütteln und um die schwarz-weiß-roten Farben zu sammeln, nur dann erfüllen und siegreich durchführen, wenn sie von einer starken nationalen Presse in Stadt und Land mutig und tapferstig unterstützt wird. — Die „Obererzgebirgische Zeitung“ hat in diesem Sinne stets in unseren Reihen gestanden. Sie wird weiter kämpfen mit uns, bis das große Ziel des „Stahlhelm“ und der gesamten nationalen Bewegung erreicht ist: die innere und äußere Befreiung Deutschlands.

Frontheil

Franz Seldte, 1. Bundesführer.

Magdeburg.

eng umgrenzten Bestrebungen. Politische und kommunale Erfolge, lokale Parteigruppen empfinden das „Bedürfnis nach einer eigenen Zeitung“ und sehen — was man wünscht, glaubt man — dieses Bedürfnis bei einem viel größeren Personenkreis voraus, als es wirklich besteht. Hinzu kommt die Überhöhung des parteilichen Faktors für Bestand und Ausbreitung eines Blattes.

Wie wenig gerade die Parteipolitik bei der Entscheidung des Lesers für diese oder jene Zeitung mitspricht, das sehen wir im deutschen Zeitungsleben täglich; unendlich viele andere Momente sind es, um derer willen eine Zeitung gelesen und geschätzt wird. Der Grund liegt nicht zum wenigsten in der politischen Zersplitterung des deutschen Volkes, in der Flüssigkeit der Parteidurchsetzung, die dazu führt, daß sich große Wählermassen heute für diese Partei und bei der nächsten Wahl für eine andere Richtung entscheiden, kurz und gut in der Tat, daß bei den heutigen Zuständen in Deutschland Politik nach großen Gesichtspunkten und festgeschlossenen Ideenkreisen nicht getrieben werden kann.

Wer heute noch glaubt, für Zeitungsneugründungen in Deutschland einen günstigen Boden zu finden, der überseht die außerhalb der Fachwelt wenig bekannte Tatsache, daß jede Zeitung von vornherein einen großen Faktor der Unrentabilität in sich trägt durch die unerlässliche ständige Bereithaltung von Maschinen und Personal auch in den Stunden, in denen sie nicht beschäftigt werden können.

Diese vom Wesen der Zeitung untrennbare Bereitschaft ist in der hauptsache Leerlauf und daher sehr kostspielig — heute mehr denn je. Und ferner: Die Welt ist heute ver-

teilt, sowohl die der Bezieher wie die der Inserenten. Die seit Jahr und Tag zwar nicht krisenhaft, aber langsam absinkende Konjunktur zeigt auch für das Jahr 1929 eine nach abwärts weisende Kurve; die zunehmende Arbeitslosigkeit und die schwierige Lage der landwirtschaftlichen Bevölkerung droht die Kaufkraft weiter Volkschichten schwer zu beeinträchtigen. Diesen Anzeichen wachsender wirtschaftlicher Ungunst wird das deutsche Zeitungswesen vorausschauend Rechnung tragen müssen.

Den Zeitungsverlegern wird es, wie wir sehen, nicht leicht gemacht, die deutsche Presse auf ihrem gegenwärtigen Stande zu erhalten und die Qualität der Zeitungen möglichst noch zu verbessern.

Gesetzte wirtschaftliche Grundlage ist das sicherste Fundament für die Freiheit und Unabhängigkeit der Presse.

Freilich sind genug Kräfte und Kreise vorhanden, die den kulturellen Wert und die politische Bedeutung einer freien und unabhängigen Presse nicht begreifen oder nicht schätzen und anerkennen.

So sehen wir allerlei Verbände, Interessengruppen und Organisationen bestrebt, die freie Meinungsäußerung der Zeitung in dieser oder jener Frage zu unterbinden.

Auch wir haben jahraus, jahrein mit ailem zu rechnen gehabt, was Dr. Krumphaar in vorstehenden Ausführungen berührt. Vor allen Dingen denken wir hierbei an all das, was namentlich auch bei den politischen Wahlen von uns an parteipolitischer Einstellung von den verschiedensten Seiten her verlangt wurde. Da, es war nicht immer leicht, Hinter der Pressefreiheit zu sein, deren Wahrer wir aber stets bleiben werden.

## Die Bundesführerin des Königin-Luise-Bund

**S**ie Obererzgebirgische Zeitung feiert ihr 75jähriges Bestehen! 75 Jahre treuer, vaterländischer Arbeit und davon 10 Jahre Kampf an feindlicher Grenze, das ist eine Leistung, zu der wir von Herzen Glück wünschen. Auch unsere noch junge Frauenbewegung vom Königin-Luise-Bund hat in der Obererzgebirgischen Zeitung wesentlich Unterstützung und ritterlichen Beistand gefunden. Unsere Dankbarkeit wollen wir erweisen durch Taten im Dienst des Vaterlandes.

In dieser ernsten Zeit braucht das Vaterland starke, treue Kämpfer, wie die Obererzgebirgische Zeitung es immer war und jetzt noch ist. So wünschen wir der Obererzgebirgischen Zeitung auch fernerhin Erfolg und Anerkennung; möge sie den Kämpfern für Deutschlands Freiheit und Reinheit, Männern wie Frauen, weiter zur Seite stehen in ehrlichem Streite.

Halle a. S.

Heil

Marie Nehz, Bundesführerin des Bundes Königin Luise.

## Der Königin-Luise-Bund / Erzgebirgsgau

**S**u ihrem Festtage grüßen wir vom Bunde Königin Luise dankbaren Herzens die Obererzgebirgische Zeitung. Stets hat sie sich, insbesondere durch ihren Hauptschriftleiter, für unsere Arbeit begeistert und uns beim Ausbau unseres Bundes im Obererzgebirge wirklich geholfen. Jederzeit öffnete sie uns die Spalten ihrer Zeitung für die Berichte über unsere Arbeit und Feste. Sie war uns ein „auserwählt Rüstzeug“; möchte es immer so bleiben!

Heil!

Charlotte Schimpf

Führerin des Landesverbandes Freistaat Sachsen und des Erzgebirgsgaues im Bunde Königin Luise.

Buchholz i. Sa.

# Über das Leben und Wirken Lindners und Ackermanns

## des Gründers der „O. Z.“ und dessen Nachbesitzers

von Siegfried Seidel.

Es war einmal . . . so wie alle Märchen beginnen, muß ich wohl auch dieses Kapitel anfangen, welches uns zurückführen soll in die Zeit vor einem Dreivierteljahrhundert, in der unsere „O. Z.“ gegründet worden ist. Bei der Geschichte unseres Hauses sind wir den Persönlichkeiten, von denen hier ausführlicher die Rede sein soll, schon einmal begegnet. Wie mühselig die Herstellung einer Zeitung in jener Zeit gewesen ist, zeigt uns ein Bild, das wir in der heutigen Nummer der „Erzgebirgischen Heimatblätter“ zum Abdruck bringen. Genau so wie es die Bilder aus den Zeiten der Jüngste wiedergeben, so muß es wohl in der Lindnerschen Druckerei im Kaufmann Gertshen Hause an der Karlsbader Straße in Buchholz gewesen sein. Das Bild einer alten Zeit — aber auch das Bild alter Zucht und Ordnung. Die Druckarbeiten wurden nur mit ganz primitiven Mitteln, aber überaus sauber und künstlerisch, hergestellt. Die Leute bestellten ihre Drucksachen in nur kleinen Auflagen, jeder Bogen aber, der auf der alten Holzpressen umständlich gedruckt wurde, liege Zeugnis ab von der hohen Kunstfertigkeit der Jüngsten Gutenbergs damaliger Zeit. Die Buchdrucker gehörten zu der Kunst der freien Künste, das sah man ihnen — und das sah man auch ihren Arbeiten an. In der Lindnerschen Druckerei im ehemaligen Kaufmann Gertshen Haus standen in enger Stube etwa fünf bis sechs Rästen mit Schriften.

Carl Lindner,

der Gründer unserer Zeitung, war ein Meister seines Berufes. Es ist uns leider nicht gelungen, ein Bildnis dieses Gründers unserer Offizin ausfindig zu machen. Er ist uns aber als eine statthafte Persönlichkeit beschrieben worden. In seinem langen, lockigen Haar soll er ganz den Eindruck eines Künstlers gemacht haben. Er galt in damaliger Zeit als ein geistig besonders hochstehender Mann.

Frau Louise verm. Büttner, bestätigt in einem Schreiben an uns diese Charakteristik Lindners. Sie schreibt: „Lindner war ein schöner Mann, einem Künstler sehr ähnlich. Ich sah ihn das letzte Mal zur Beerdigung meines Großvaters Pusch im Jahre 1899 in Buchholz. Lindner war verheiratet mit einer Tochter des damals in Mügeln b. Oschatz wohnenden Carl Ackermann, der Berater in Rechtsachen u. Geldverleiher war. Aus Lindners Ehe stammte nur eine Tochter. Lindner war mein Großvater, sein Schwiegervater Ackermann aber war mein Urgroßvater.“

Unsere Leser können den Herausgeber unserer Zeitung in seiner Art, wie er die Zeitung redigierte, selbst in der unserer Festausgabe beiliegenden Nr. 1 der „Obererzgebirgischen Zeitung“ kennen lernen. Originell ist, wie Lindner die Herausgabe seiner Zeitung ankündigt. Es heißt da:

Bekanntgabe.

Ihrer gütigen, sorgfamen Pflege übergebe ich hiermit mein neugeborenes Kindlein, mit Namen Obererzgebirgische Zeitung — ein munteres Läufchen, das — voller Lieb und Lust — Sie fröhlich durch das Leben begleiten und Ihnen in trüben Tagen auf manche Augenblicke Kummer und Sorge vergessen machen und für sein Dasein in guter wie in böser Zeit die befreiendsten Wässerchen machen wird.

Die Obererzgebirgische Zeitung ist ein geschmücktes Ding, das sich in allen Kram meint, wenn es auch nicht das Wichtigste davon versteht; von der Politik hält sie nicht viel, plappert aber bei Unterhaltung wegen darüber mit wie ein Staa; bei dem Erzählen von Werd- und Liebesgeschichten kann sie sich jedoch ins Weinen bringen; am meisten gefällt sie sich, wenn sie das letzte Zeug herausbringen darf: da überläßt sie sich wohl dann und wann so sehr, daß sie kaum im Stande sein dürfte, Alles zu verantworten, was sie spricht. Wenn sie auf das wissenschaftliche Thema kommt, tut sie superlud und erkühnt sich wohl den erfahrensten Landwirten, Hausvätern und Hausmüttern Rathschläge zu geben, die sie von ihrem braven Lehrmeister den Tag zuvor erfahren hat. Eines geht ihr ab — und das könnte sie fast traurig machen — daß sie in der Umgegend noch so wenig Bekannte und Freunde hat, die ihr alles Interessante mittheilen, was in ihrer Nähe geschieht und gemacht wird, Lobens- und Tadelnswertes: kurz Alles was ein neugieriges Menschenkind zum Aufhorchen bewegen kann; — sie würde gerne die vielen Briefposten selbst bezahlen, auch wohl, wenn Sie sie mal besuchen wollen, mit einer Flasche Grüneberger oder einer Tasse Kaffee mit gerösteten Erdbeeren unterhängt aufwarten.

Die Obererzgebirgische Zeitung braucht für sich und ihre Stedensperre vierteljährlich fünf Neugroschen von jeder Person, das heißt von jedem Abonnementen. Sie kostet in ihrer Bescheidenheit in jedem Hause wenigstens eine bis drei Personen, das heißt Abonnementen, zu finden. Für den Monat September allein beansprucht sie in Annaberg und Buchholz einen Neugroschen, auswärts der Reiseposten wegen fünfzehn Pfennige. Ihre Bönnner im Königreiche Böhmen haben vierteljährlich zwanzig Kreuzer Conn.-M., für den Monat September fünf R. C.-M. beizuzahlen, wobei die k. k. österreichischen Banknoten al pari berechnet werden.

Da die Obererzgebirgische Zeitung ein gutes Mundwerk hat und weit und breit herum kommt, auch von sehr noblem Charakter ist, so dürften ihr mit großem Erfolge Bekanntmachungen aller Art zur weiteren Verbreitung übergeben werden. Die Gratulation dafür ist äußerst billig. Da sie aber durch und durch ehrenhaft gesinn ist, nimmt sie nichts in den Mund, was irgendemandem auf irgend eine Weise zum moralischen oder zum materiellen Schaden gereichen könnte, auch keine Nachrichten über Auctionen, die Sonntags abgehalten werden sollen, was sich aber nicht schikt.

Die Obererzgebirgische Zeitung reist jeden Freitag ganz früh, wenn alles noch schlafst, von einem Schwager geführt, von Buchholz ab, um ihre weichen Bönnner und Ernährer, d. h. Abonnementen, an zu holen und bestens zu unterhalten, und verbreitet auf ihrem Wege alles Bekanntzumachende, was ihr oder ihrem Vater,

dem Buchdruckereibesitzer Lindner in Buchholz, jedesmal für die nächste Tour bis Mittwoch Abend zugesendet wird.

So gehe denn, o liebes Kind, von Berg zu Berg, von Ort zu Ort, grüße alle recht freundlich, die dir begegnen und bitte sieben und zede. Dir geneigtes Gehör und Wohlwollen zu schenken. Fürchte dich nicht; denn die Bergmenschen sind freundlich und bieber. Bleibe gesund und munter und lebe lange, zum Vergnügen deiner und deines Vaters Carl Lindner.

Lindner suchte seine Zeitung vielfältig auszubauen. Die späteren Ausgaben waren genau rubriziert. Auf der Titelseite waren an erster Stelle die amtlichen Bekanntmachungen zu lesen. Es folgte dann ein wirtschaftlicher oder auch politischer Artikel, dann der Tagesbericht, der mit den örtlichen Nachrichten begann. Meldungen aus Sachsen und dem Reich dann brachte, weiter das benachbarte Österreich bedachte und schließlich die Nachrichten aus dem Auslande wiedergab. Es ist interessant, diesen Aufbau der Zeitung zu verfolgen, wie er gewissermaßen in allen redaktionellen Seiten den Stoff als ein geschlossenes Ganzes zusammenfaßt. Man orientierte sich also von Buchholz, Annaberg, Schlettau, Scheibenberg



Das Ehepaar Ackermann.

berg und dem sonstigen Erzgebirge ausgehend über Chemnitz, Dresden, Leipzig, nach den Ereignissen im Reich, in Österreich, in Italien, Frankreich, England, Schweden, Türkei und Montenegro (diese beiden letzten Staaten lagen damals im Kriege und ich lese zufällig — weil ich selbst einmal in dieser schwarzen Bergecke war, mit ganz besonderem Interesse — über die große Schlacht auf dem Amselhof vor den Mauern von Cetinje etc.). Und so geht es mit den Meldungen dann weiter nach Ägypten, China, Amerika etc. Wir erfahren aber in kurzer und gedrängter Form alles, was in der Welt sich ereignet hat. Bei all der bunten Bilderschau blieb trotz dem kleinen Format und dem redaktionellen Teil von nur drei Seiten noch Raum genug für eine gediegene Erzählung und sonstigen Unterhaltungstoff. Die leichte Seite war meistens für den Interessenten reserviert. War die Zeitung auch klein, so war die Leserschaft doch schon damals stolz auf ihre „Obererzgebirgische Zeitung“. Verlag und Redaktion stellten ihre ganze Kraft in den steten Ausbau der Zeitung.

Lindner hat die Zeitungsdruckerei freilich nicht länger als 4 Jahre betrieben. Warum er die Druckerei dann verkaufte und von Buchholz fortzog, ist uns nicht bekannt geworden. Aus einem Brief der Frau Louise verm. Büttner in Dresden erfahren wir nur, daß Lindner, der übrigens aus der alten Buchdruckerstadt Leipzig stammte, nie lange an einem Orte seßhaft war. Frau Büttner schreibt uns: „Lindner ging von Buchholz aus nach Sayda i. E. Dort ist auch seine Tochter in den 80er Jahren gestorben. Well Lindner Buchholz verlassen hatte, kam nun mein Urgroßvater Ackermann (also Lindners Schwiegervater) selbst nach Buchholz. Das war im Jahre 1858.“ In diesem Jahre verkaufte also Lindner seine Druckerei an Ackermann und zog, wie vorstehend berichtet, nach Sayda. Der Stadtrat zu Sayda, bei dem wir uns über Lindner erkundigten, schreibt: „Der Buchdruckereibesitzer und Redakteur Karl Traugott Lindner hat am 6. Februar 1867 hier das Bürgerrecht erworben und ist am 11. April 1877 ansässig geworden. Ende Juli 1884 ist er von hier nach Sayda verzogen.“ Später wurde Lindner durch die Güte Görlich (sein Schwiegersohn Ackermann) in eine Anstalt eingeführt und ist dort auch gestorben.

Die Zeitung wurde, wie in der Geschichte unseres Hauses schon niedergeschrieben ist, 1858 an C. A. Ackermann verkauft. Dieser war der Schwiegervater Lindner's; er wird von Anbeginn an das Unternehmen finanziert haben und darf deshalb als Mitbegründer der „O. Z.“ wohl angesprochen werden. Ihn und auch seine Gattin, die nach Ackermanns Tod die Zeitung ein Jahr lang geführt hat, finden unsere Leser hier abgebildet.

Aus dem Leben Carl Ackermanns

erhalten wir wieder von Frau Louise verm. Büttner, die übrigens unseren älteren Einwohnern schlichthin als „Müller-Diesel“ noch in Erinnerung steht wird, weiter die nachfolgenden Einzelheiten: „Mein Urgroßvater Ackermann stammte aus Niederplanitz. Er hatte vier Töchter: Frau Kürschnermeister Pusch, Frau Kaufmann Görlich, Frau Buchdruckereibesitzer Lindner und Frau Dr. Röver-Frauenstein, deren Tochter nach Australien ging und sich dort mit einem Farmer verheiratete. Der neue Inhaber arbeitete sich schnell in den Betrieb ein, zumal er ja als ein kluger Kopf galt. Schon in seinem früheren Beruf in Rechtsachen war er ein diesbegehrter Mann und konnte nun als Zeitungsmann all sein Können recht gut verwerten. Seine Gattin half ihm fleißig mit und stand ihm auch in praktischen Dingen immer zur Seite.“ Leider leitete der Schnitter Tod dem Leben Ackermanns nur allzu früh ein Ende. Er, der eigentlich, wenn auch indirekt nur durch seinen Schwiegersohn Lindner, mit

seinen Geldmitteln etc. die Gründung des Unternehmens ermöglicht hatte, konnte nur ein halbes Jahr der Druckerei als Inhaber vorstehen. In der Ausgabe Nr. 25 der „O. Z.“ vom 29. März 1859 lesen wir nachfolgende Todesanzeige:

Unerwartet und schnell, infolge eines Gehirnschlagflusses, starb heute Morgen um halb 8 Uhr, in dem Alter von 69 Jahren, unser guter Gatte, Vater, Groß- und Schwiegervater, der Buchdruckereibesitzer C. G. Ackermann

was wir hierdurch unseren Freunden und Bekannten mit der Bitte um stilles Beileid anzeigen.

Buchholz, am 28. März 1859. Die liebestrüben Hinterlassenen. J. D. verwitw. Ackermann  
Die Familie Pusch.

Ein Schlaganfall mit sofortiger Todesfolge hatte Ackermann während des Mittagessens ereilt. Sein Hinscheiden wurde damals in Buchholz tief betrauert. Pastor Rosenhauer betete ihn mit stillen Trostworten an die Hinterbliebenen zur letzten Ruhe. In der „O. Z.“ Nr. 26 vom 1. April 1859 ist folgende Anzeige darüber zu lesen:

Dank.

Zurückgekehrt vom Grabe unseres nun in Gott ruhenden seligen Gatten und Vaters, des Buchdruckereibesitzers

C. G. Ackermann,

und gestärkt durch das Wort Gottes und die Verheilung der Nekrose, welche so kräftig und überzeugend, und darum so tröstend von unserem hochehrwürdigen Herrn Pastor Rosenhauer uns verkündet wurden, die gleich lindernd Balsam auf die blutigen Wunden unserer Herzen geslossen, gestärkt durch die vielen Beweise ungeheuchelter Freundschaft und Achtung, die uns von vielen hiesigen achtbaren Einwohnern dadurch zuteil geworden, daß sie unseren lieben Dahingeschiedenen zur letzten Ruhestätte begleiteten: ist es uns Bedürfnis, dafür den innigstgefühlt Dank hiermit öffentlich darzubringen, und die Versicherung zu geben, daß uns dieses Alles eben so unvergesslich bleiben wird, wie das Andenken des theuren Entschlafenen.

Buchholz, am Begräbnistage, den 31. März 1859.

Die liebestrüben Hinterlassenen.

An Obiges anschließend,theile ich unsern geehrten hiesigen und auswärtigen Geschäftsfreunden, sowie dem gesammten Publikum von Buchholz und Umgegend mit, daß durch das Ableben meines sel. Mannes weder eine Unterbrechung im Betriebe der Buchdruckerei, noch im Geschäftsgang des Blattes eintreten wird, vielmehr beide, wie zeither, unter der Leitung meines Geschäftsführers, ihren ungefährten Fortgang behalten werden, daher ich mich fernerhin Wohlwollen und Vertrauen bestens empfohlen halte.

Buchholz, 31. März 1859. C. G. Ackermanns Witwe.

Die Witwe Ackermanns führte also, wie wir ersehen das Unternehmen zunächst weiter. Der Geschäftsführer, von dem in der Anzeige die Rede ist, muß wohl — wie wir dem Brief der Frau Louise verm. Büttner entnehmen, der Seher Lüze gewesen sein. Frau Büttner schreibt darüber: „Meine Ur-großmutter (also Frau Ackermann) hat nun die Druckerei noch ein Jahr fortgeführt, und zwar hat sie einen Herrn Lüze als Gehilfen gehabt. Selbiger soll wohl eine Buchholzer geb. Fiedler zur Frau gehabt haben. Diese muß dann eine Verwandte meiner Freundin, Frau von Larisch, Bachstraße, gewesen sein. Lüze soll später erblindet sein.“

Die Witwe Ackermanns muß aber doch schwer zu kämpfen gehabt haben. In den einzelnen Dingen war sie schließlich als alleinstehende Frau doch nicht so erfahren. Die Redaktion versorgte ihr der damalige Buchholzer Schuldirektor S. C. E. Seifert. Vom 5. April 1859 bis 7. Februar 1860 zeichnete dieser erste Redakteur der „O. Z.“ als „Interimistischer verantwortlicher Redakteur“. Schuldirektor Seifert war der Großvater von Fr. Hilde Prager in Buchholz. Diese wußte uns viel zu erzählen von dem Leben und Wirken dieses Mannes, der eine angesehene Persönlichkeit der Stadt Buchholz war. Er verfügte über hervorragendes Wissen und über verbindliche Charaktereigenschaften. Die Familie Ackermann und später auch Hollstein erfreuten sich seiner speziellen Freundschaft und stets regen Mitarbeit am Ausbau der „Obererzgebirgischen Zeitung“. Der Witwe Ackermann war er jedenfalls in jener Zeit ein treuer Berater und Helfer. Diese zog es dann aber vor, das Geschäft in andere Hände zu geben. Sie verkaufte es an meinen Großvater Hollstein. In Nr. 11 der „O. Z.“ vom 7. Februar 1860 ist zu lesen:

Bei meinem Abgang von Buchholz kann ich nicht umhin, allen Denen, welche sowohl meinem verstorbenen Gatten, als auch mir so viele Beweise der Freundschaft und Liebe zu Theil haben werden lassen, hierdurch meinen herzlichsten Dank zu sagen. Die hiesige Buchdruckerei, sowie das Verlagsrecht der „Obererzgebirgischen Zeitung“ werden von jetzt an in andere Hände übergehen und ich erlaube mir daher noch, die ergebenste Bitte auszusprechen, man möge das gegen mich gezeigte Wohlwollen gütigst auf den neuen Geschäftsinhaber übertragen.

Buchholz, 7. Februar 1860.

D. G. verw. Ackermann.

Die Witwe Ackermann zog nach Kamenz und lebte dort bei ihrer Tochter, der späteren Frau Görlich. Mit dieser kam sie später auch wieder nach Buchholz zurück.

Über die Familie Görlich, die am Buchholzer Engpaß ein Kolonialwarengeschäft betrieb, haben wir unseren Lesern in Nr. 76 (1918) unserer Erzgebirgs-Heimatblätter ausführlich berichtet. All diese Namen aus alter Zeit sind eng verwachsen mit dem alten geschichtlichen Buchholz.

Die Wurzeln unseres Zeitungsunternehmens sind also so tief eingewurzelt in den der Heimat, auf dem es noch heute wirkt und schafft. Ein getreuer Edelhart ist so unsere Zeitung für das Obererzgebirge von Anbeginn, ein Edelhart der Heimat, der ihr dient in Freud und in Leid.

# Sonnige Kindheit

Von Max Rothe, Buchholz.

Heimat und Elternhaus, Kindheit und Jugendtraum: in wieviel tausend Liedern hat man euch gesieert, in wieviel Sprachen besungen? Wenn ich in stillen Stunden eurer Gedanken, dann steigen sie auf, die Bilder der Erinnerung, füllen meine Seele und erwärmen mein Herz. Ich lächle besiegelt, fühle mich reich und glücklich.

Es ist mir leid um dich, mein Mitbruder, der du Heimat und Elternhaus nicht kennst, und der du nur Dornen am Wege deiner Kindheit fandest und — fühltest.

Ich klag dich aber an, wenn dein Herz dich nicht zurückführt in dein Kinderland, wo du Rosen pflücktest und mit Sonnenstrahlen spieltest. Es ist, als ob das Paradies deiner Kindheit überwuchert würde von Unkraut. Du weißt nichts von Besinnlichkeit und innerer Einkehr. Die Kräfte deiner Seele haben an wertvollem Nährboden Einbuße erlitten.

Ich will euch nun von einem Buben plaudern, dem ich seine sonnige Kindheit neide. Schon durch den Umstand, daß er (1863) in einem Schlosse zur Welt kam, wird sein Eintritt ins Leben vom Reiz des Romantischen umkleidet. Sein Vater war nämlich Gerichtsamt-Kontrolleur und Schlossverwalter des Freiherrn von Trützschler in Falkenstein i. B. Er hielt auf strenge Zucht unter seinen zwölf Kindern, von denen Fritz, unser kleiner Held, das zweitjüngste war. Selbst ein Muster von Pünktlichkeit, verlangte er diese Tugend auch von den Seinen. Kehrt der Herr Kontrolleur vom Amt oder vom täglichen Abendschoppen heim, dann wußten die Leute, es ist Schlag 6 oder 8 Uhr. Jedes Kind hatte sich pünktlich bei den Mahlzeiten einzufinden. Weil aber bei aller Strenge die Erziehungsmaßnahmen von Liebe und Gerechtigkeit begleitet waren, sahen alle Kinder in Christfurcht und schwärmerischer Verehrung zu ihrem Vater auf und waren glücklich, wenn sie ihm einen Dienst erweisen durften oder irgendeine Freude bereiten konnten.

Dem Gatten stand eine Frau zur Seite, die eine echte und rechte Mutter war: geschäftig vom frühen Morgen bis in den späten Abend und voller Güte. Sie hat mit ihren weichen Händen manche Zornesalte geglättet und mit versöhnenden Worten den Anwalt ihrer Kinder gespielt, wenn auf diese ein Wetter niederzugehen drohte.

Dank dem guten Beispiel, das die Eltern gaben, herrschten unter den Geschwistern Verträglichkeit und Brüderlichkeit. Wo besondere Spielgefährten aber erlor sich Fritz neben den Schulkameraden seinen jüngeren Bruder Max, mit dem er überall in Streifzüge und Entdeckungsfahrten unternahm, wo sich etwas Verlockendes für Jungaugen, Hände und Sehne bot. Ihre Umwelt enthielt Reize im Überfluss, deren sich Weiß umso mehr erfreuen konnte, als er nie ernstlich krank war.

Da war zunächst der Schlossfelsen, der sich in unmittelbarer Nähe des herrschaftlichen Wohnsitzes, eines verhältnismäßig schlichten Baues, erhob. Ihn krönte in alten Zeiten ein trümmeriger Bergfried. Eine Treppe führt heute noch zu ihm empor. Unsere Jungen indes waren zu stolz, auf steilem Stufenweg nach oben zu gelangen. An den zackigen Felswänden führten sie die verwegsten Kletterkunststücke aus. Auf halber Höhe hatten — wohl vor Jahrhunderten schon — Vorfahren des Schlossherrn einen tiefen Brunnen anlegen lassen, der von den Kindern gefürchtet wurde. In diesen wäre Fritz bei seiner Kletterei beinahe einmal gestürzt, hätte er nicht im letzten Augenblick noch einen Halt gewinnen können. Und an Augenblick des Entzehens denkt er noch heute mit einem Grausen zurück, als ihn der Schlossgärtner, um mit seiner Kraft zu prahlen, ganz oben weit über die Brüstung hinaushieb, daß es den Jungen angesichts der Tiefe unter ihm schwarz vor den Augen wurde. Wieviel Kinder sind nicht schon Opfer solcher törichten Scherze geworden!

Ein Lieblingsaufenthalt der Familie war die schöne Laube, die, von dichtem Gebüsch umhügt, mitten im Garten vor dem Schloß stand. Hier hielt die „gnädige Frau“ gern mit Fritzs Mutter ein Plauderstündchen, während die Jungen in der Nähe spielten, hier erzählten sie sich von dem unglücklichen Freiherrn Adolph, dem Gatten der Schlossherrin, der 1849 den badischen Aufstand leitete, gefangen genommen und in Mannheim standrechtlich erschossen wurde. Die Bitten und Tränen seiner trostlosen Gattin hatten nichts bei den hartherzigen Widerfächern ausrichten können. Auch von dem großen Brand, der 1859 die halbe Stadt mitsamt dem Schloß einäscherte, das neu errichtet werden mußte, wußten sie zu berichten.

Besonders gern wurde der große Wasserbottich umlagert, der, aus vier Abteilen bestehend, seitab vom Hause sich befand. In ihm tummelten sich Kutschfische, besonders aber Forellen, von denen die Köchin manchen wohlgenährten Gesellen den im Garten umherstolzenden Kindern zum Fenster hinausreichte.

Oft statthaben sie dem Herrschaftskutscher im Stall einen Besuch ab. Wie glücklich fühlten sie sich, wenn sie zuweilen hoch zu Pferd über den Hof trabten oder auf die Felder reiten und stolz um sich blicken konnten! Der Kutscher hatte auf peinliche Sauberkeit im Stall zu achten. Er ging hierin sogar so weit, daß er — zur Heiterkeit der Kinder — einen Stalljungen mit einer Art Schüssel aus Stroh die dampfenden Dungemittel auffangen ließ, die von den Pferden als Resterscheinung ihrer guten Verdauung abgegeben wurden.

Nicht geringe Freuden vermittelten den Kindern auch die alljährlichen Schweineschlachten. Was gab es für eine Aufregung, als einst ein Dickhäuter, vom Schlächter ungeschickt getroffen, in wildem Schmerz ausschrie und in seiner Verzweiflung das Weite suchte! Wie die wilde Jagd stürmte alles hinterdrein, bis das arme Opfertier doch schließlich unter den Händen seiner Peiniger endete. Fritz und Max, die man gelegentlich auch hätte Max und Moritz taufen können, saßen dann auf der großen Wäschemangel, sahen zu, wie es im Kessel

wallte und brodelte, ließen sich die zugereichten Bissen dampfenden Fleisches trefflich mundern und schmeckten nicht bloß nach einer gewissen Flasche in der Ecke, sondern naschten auch von dem süßen Gifte, das stärker war als des jüngeren Bruders Widerstandskraft. Dieser glitt von seinem Beobachtungsposten plötzlich zu Boden. Die erschrockene Mutter brachte ihn ins Bett und zerbrach sich den Kopf über die rätselhafte Nebelkeit, bis der herbeigerufene Arzt sie aufklärte und dem Kranken bald wieder auf die Beine half.

unschlüssig stehen. Von Todesangst getrieben, ramte er dann blindlings auf den eisernen Zaun des Schlossgartens zu, durchbrach mit gewaltigem Anprall zwei eiserne Gäbe, flüchtete durch den Garten, setzte auf der anderen Seite — die letzte Kraft zusammenrissend — über die Mauer auf den vorbeiführenden Weg, übersprang nochmals einen Zaun, erreichte die Felder und gewann so seine Freiheit wieder.

Zur Erinnerung an die kühne Tat dieses vierfüßigen Helden hat man an der entstandenen Baunücke zwei eiserne Querstäbe mit einer kleinen Gedenktafel angebracht, die heute noch zu sehen sind.

Ein Schauspiel von erschütternder Tragik bot sich eines Tages dem jungen Volke, als die Sturmflöde die Bewohner auffschreckte. Draußen am Mühlberg brannte der Schaffstall des Meusel-Gutes. Vergebens suchten hilfsbereite Männer die armen Tiere zu retten. Hätte man sie mit vieler Mühe glücklich ins Freie getrieben, stürzten sie sich zum Entsetzen aller Zuschauer von neuem wieder in die Flammen, wo sie in beträchtlicher Zahl schließlich elend umkamen.

Eine andere sonderbare Begebenheit ist den Jungen unvergänglich geblieben: Am Tage der Einweihung des neuen Gotteshauses jagten dunkle, tiefgehende Wolken über die Stadt dahin. Eine stattliche Menschenmenge hatte sich zu Beginn der Feierlichkeit angesammelt. Plötzlich erscholl der Schreckensruf: „Der Turm fällt ein!“ Und wirklich, der Turm schien sich zu bewegen, das unterlag keinem Zweifel! Alles stob auseinander. Bei dem Drängen und Schieben wurde mancher, der sich nicht genügend Ellenbogenfreiheit sichern konnte, überrannt und dabei mehr oder weniger schlimm verletzt. Da verjagte eine frische Brise die Wolken und siehe da: der Turm reckte sich in kerzengerader Haltung zum Himmel wie vorher. Jetzt war es allen klar, daß sie von einer sonderbaren Sinnesfälschung, die sich indes keiner recht erklären konnte, genarrt worden waren.

Die Streifzüge der Jungen dehnten sich allgemach auch auf die Umgebung der Stadt aus. Ihre Klettergewandtheit, die sie sich am Schlossfelsen erworben hatten, erprobten sie nun an den Felsen- und Wendelsteinen und am topasreichen Schneckenstein. Hier wurden sie, wenn sie mit vieler Mühe und heiser Haut die Spalten erklimmen hatten, durch eine prachtvolle Fernsicht entzückt. Was an den Felsen zerstürzen, sahen geduldig unermüdliche Mutterhände mit Geschicklichkeit, Stolz und — Verjährigkeit wieder instand. (Als Fritz ein tülliger Wetziger geworden war, kam ihm seine Geschicklichkeit im Klettern gelegentlich einer ziemlich gefährlichen Begegnung vor Seesoplana im Thüringen — 3000 Meter — außerordentlich zu Statten.)

Mächtig den Eltern hatte sich der alte Förster Lippisch in Grünbach einen Ehrenplatz in den Herzen der Kinder gesichert. Er stand im Dienste der Schlossherrschaft, die über ausgedehnte Besitzungen verfügte. Sein Kleidungsstück trug alle die Kennzeichen eines Försters, wie man sie auf Bildern antrifft: neben der üblichen Kleidung die hochragende Gestalt mit wallendem Vollbart und freundlichen Gesichtszügen. Er hatte eine eigene, angenehm berührend leutselige Art, mit allen Menschen, besonders aber mit Kindern umzugehen, und sah es gern, wenn die Schlossverwaltershuben mit seinen eigenen Sprößlingen verkehrten. Ein Wort aus seinem Munde wog beinahe schwerer noch, als wenn der Lehrer oder der Pfarrer mit den Kindern redete. Sahen sie doch in ihm den Herrn des weithin sich erstreckenden Waldes, der alle seine Geheimnisse ergründet hatte. Durften sie ihn auf einem seiner Reviergänge begleiten, dann hatten sie das Gefühl, als ginge es mit Rücksicht in das Märchenreich der Wunder. Fritzs Liebe zu Forst und Flur pflanzte sich fort bis in seine Mannesjahre. Er erwarb sich in Buchholz einen ansehnlichen Besitz an Grund und Boden, den er mit Laub- und Nadelbäumen bepflanzt. Heute ist ein Park daraus geworden, der nach Stunden und Tagen angestrengter Tätigkeit Ruhe und Erholung gewährt.

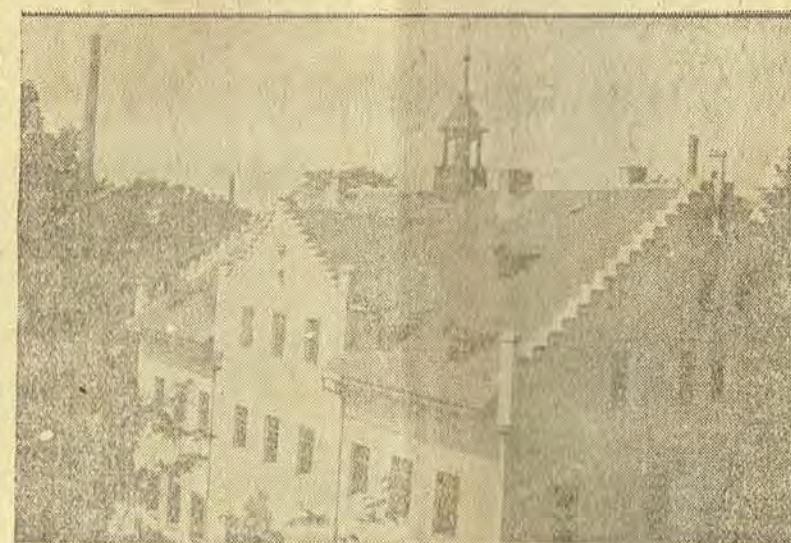
Die Kinder des Herrn Kontrolleur besuchten die Trützschler'sche Stiftungsschule, an der u. a. der nachmalige Schuldirektor Schlegel in Scheibenberg tätig war.

Der erklärte Liebling der Familie war die jüngste Schwester, an der insbesondere die beiden kleinen Brüder mit rührender Liebe hingen. Eltern und Geschwister wurden aber dauernd in Unruhe und Sorge versetzt durch eine trübe Vorahnung, von der das hübsche Mädchen nicht loskommen konnte. Es behauptete — trotz liebvoltester Einsprüche der Eltern — immer wieder, daß es das 20. Lebensjahr nicht überschreiten werde. Wahrscheinlich trug die Schuld hieran eine gewissenlose Wahrhagerin. Und wahrhaftig: Kurze Zeit nach ihrem 20. Geburtstage lag die Bedauernswerte nach einjähriger glücklicher Ehe mit einem Kind unter dem Herzen auf der Totenbahre.

Seit kurzem ist das Falkensteiner Schloß, das fünf Jahrhunderte hindurch im Besitz der Trützschler'schen Familie war, von der Stadt Falkenstein läufig erworben worden. Wenn die erforderlichen Umbauten beendet sind, werden Girokasse und Altertumsmuseum hier ihren Einzug halten. Der bekannte vogtländische Dichter Willy Rudert — ein Neffe des Herrn Friedrich Seidel — hat mit unendlichem Fleiß in kaum zwei Jahren eine solche Fülle wertvoller volkskundlicher Stücke gesammelt, daß das Museum einen Glanz und Anziehungspunkt für Falkenstein bedeuten wird.

Als ein Launenspiel der Geschichte sei noch erwähnt, daß Max Höß seinerzeit in den Räumen, die von der Familie seines Bruders bewohnt wurden, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Und ist des Rätsels Lösung noch nötig, so will ich verraten, daß der kleine Fritz mit seinem Familiennamen Seidel heißt. Nun weißt du wohl, lieber Leser, wessen „sonnige Kindheit“ ich geschildert habe. Behalte auch du deine Kinderjahre in lieben Gedanken!



Schloß Falkenstein i. B. (vom Schlossfelsen aus gesehen).

Kam die Zeit der Obstreise, dann besannen sich die Buben darauf, daß Apfels und Birnen nicht nur gesund seien, sondern auch vorzüglich schmeckten. Eine Begierde, die nicht zu stillen war, leuchtete aus ihren jungen Augen. Aber es waren verbotene Früchte, denn das Obst war noch nicht genügend reif. Die größte Schläue mußten sie aufzuzeigen, um eines rotwangen Apfels habhaft zu werden. Denn oben im ersten Stock waren die wachsamen Augen der gnädigen Frau unablässig nach unten gerichtet. Schlichen die kleinen Schlingel nach der anderen Seite des Hauses, gewahrten sie auch dort wieder den drohenden Finger der Mutterhände oben am Fenster. Diese Allgemeinmäßigkeit der hohen Dame taten den kleinen Süßern ihrer unbegreiflich. Doch wenn es kam, dann waren alle Hände arm, dann funniten sie ihr Obst haben auszuhören. Sie warteten immer, bis alles schief, dann stießten sie aus den Händen und durch das kleine Fenster eines gewissen verhängnisvollen Ortes in den Obstgarten, wo sie aufzufangen und herzehren, was ihnen der Wind, ihr treuer Bundesgenosse, von den Bäumen geschüttet hatte.

War Besuch im Hause, mussten die Buben oben in der Liebesstube schlafen. So beherzt sie sonst waren, hier besetzte sie Kleinkunst und Verzagtheit; denn dort oben hauste ein Ungetüm, das ihnen heilose Angst einjagte: die alte Turmuhr. Setzte sie zum Schlagen ein, dann rasselte, rasselte, ätzte und stöhnte es so unheimlich in dem umfangreichen Räderwerk, als läge ein Riese in schwerem Sterben. Den Jungen wurde schauerlich zumute. Sie verkrochen sich tief in ihre Betten und zogen das Deckbett weit über die Ohren, damit sie nichts von dem Gefüge hören und unsichtbar bleiben, falls das Ungeheuer, das sie in dem Uhrgehäuse vermuteten, nach ihnen suchen sollte.

Am Tage war ihnen diese Bangigkeit fremd. Da forschten sie mit Vorliebe nach Stätten, wo es nicht ganz geheuer war. Zu solchen Orten zählten die Gräfte auf dem alten Friedhof. An der schäßhaft gewordenen Tür einer solchen Gräfte machte sich ein Schlosser zu schaffen. Fritz sah ihm bei seiner Arbeit zu und betrachtete den wenig anheimelnden Raum, in dem die Särge schon zu zerfallen drohten. Blößlich wurde es finster um ihn. Der Handwerker hatte die Tür ins Schloß geworfen und sich entfernt. Wollte er sich ein Vergnügen daraus machen, den Jungen zu ängstigen? Dieser rief durch das kleine Gitterfenster um Hilfe. Nach langen, bangen Minuten drehte sich ein rostiger Schloßschlüssel knirschend im Schloß, und die Tür öffnete sich wieder. Fritz entwich der unbehaglichen Stätte und atmete wie Schillers Taucher im „rosigen“ Lichte.

Das Erlebte lastete schwer auf des kleinen Abenteurers Seele. Er hatte sich schon lebendig begraben geglaubt und wußte nun, daß man die Ruhe der Toten nicht umgestraft fören darf.

Und wieder gab es ein Erlebnis mit unglücklichem Ausgang. Die Schlossherrschaft war verreist, der Vater im Amtsgericht im Dienst. Welch hatte bemerkt, daß der Gewehrschrank oben auf dem Korridor nicht verschlossen war. Da konnten sie ja Soldaten mit richtigen Gewehren spielen! Nicht lange dauerte es, da zog eine kleine bewaffnete Schar hinaus nach dem Allesfelsen, erzielte und plänkelte, daß es eine Art hatte. Zu dem richtigen Befehl kam es aber erst, als sie heimkehrten und der Vater, ihrer harrend, gegen die kleine Heeresmacht zu Felde zog und sie „schlug“.

Richtige vermögene Jungs müssen natürlich auch einmal mit Pulver umgehen. Solches herbeizuschaffen gelang einem gleichgesinnten Freunde. Eine Drainerröhre mußte das Kanonenrohr abgeben. Es ging alles nach Wunsch. Einem Jungen aber, der nicht aus dem Schußfeld gewichen war, stieg der schwarze Pulverstaub ins Gesicht und schwärzte ihn so, daß man glaubte, er stamme aus dem dunkelsten Afrika.

Fritz war auch Zeuge eines Ereignisses, das an Eigenart seinesgleichen sucht. Ein Mehböck hatte sich versprengt und jagte durch die Straße vor dem Schloß. Als er seinen Weg von entgegenkommenden Menschen versperrte sah und er auch hinter sich eine Verfolgerschar johlen hörte, blieb er einen Augenblick

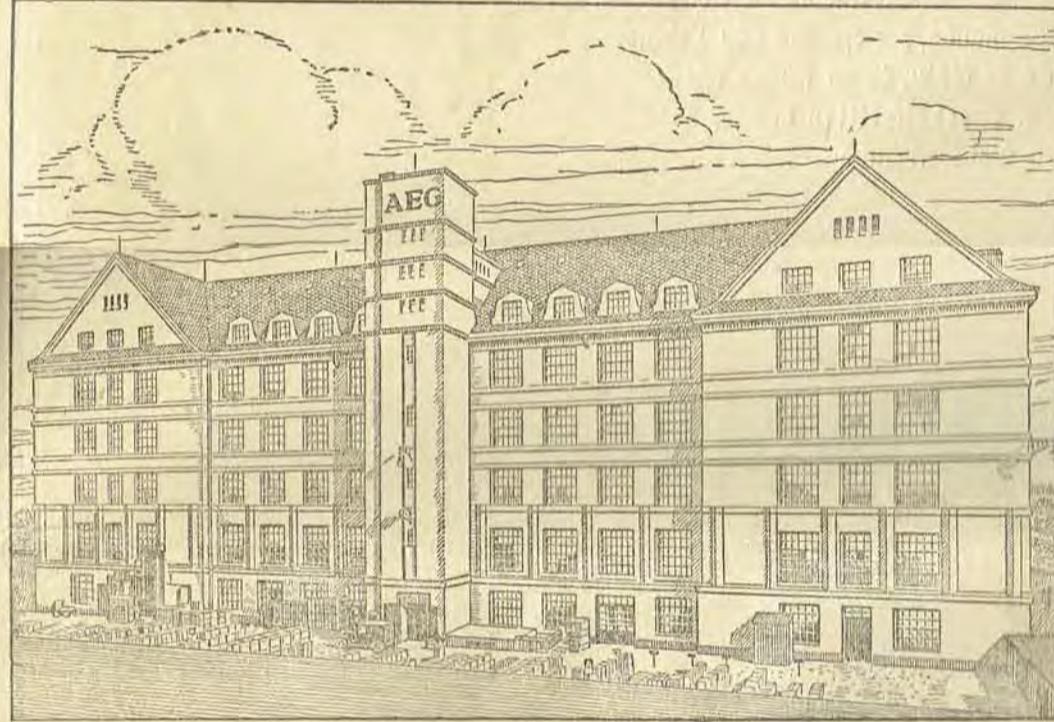




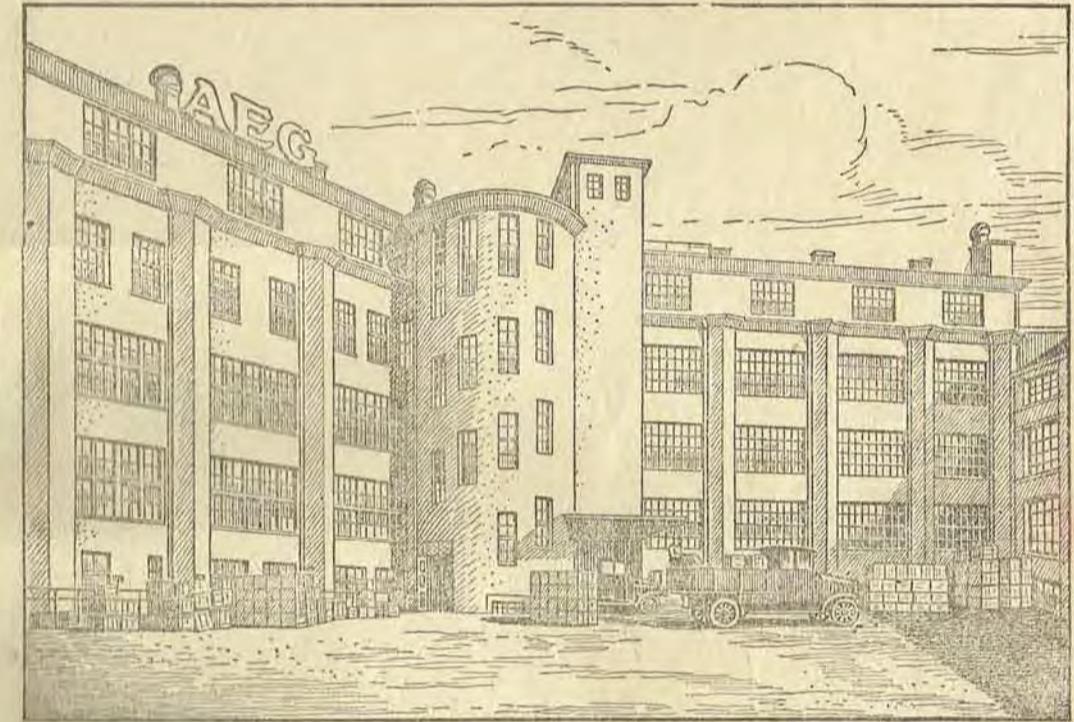
# 3 Jahre AEG im Obererzgebirge

**A**lles stehen wir vor dem mächtigen Fabrikgebäude der AEG, wie vor 3 Jahren, als nach fieberhafter Bautätigkeit eine neue Industrie ihre Pforten öffnete, die in unserer engeren Heimat bisher unbekannt war. Das imponierende Gebäude am Fusse des Pöhlberges mit dem schlanken Kamin ist zu einem Wahrzeichen Annabergs geworden. Wir danken unser Hiersein einer freundlichen Einladung der Fabrikleitung, die uns Gelegenheit geben will, zu sehen, welche Fortschritte seit jenen Tagen des Beginns gemacht wurden. Wir kommen am Pförtner in schmucker Uniform vorbei und hören schon von ferne das harte Schlagen und Pochen der grossen Stanzen. Bevor wir einen der Arbeitssäle betreten, nehmen wir mit Interesse die kurzen Erläuterungen entgegen, die uns über das Wesen und die Eigenarten der hier hergestellten Erzeugnisse gegeben werden. Wir erfahren, wie kompliziert die kleinen elektrischen Apparate sind, die wir gedankenlos täglich benutzen, welche grosse Zahl von Einzelteilen zu ihrem Aufbau gehört und welche hohen Anforderungen an diese Erzeugnisse beim Gebrauch gestellt werden. Wir wissen, dass wir hier am rechten Orte sind, um den Werdegang von Erzeugnissen höchster Qualität zu beobachten, ein Werdegang, der vom Rohstoff bis zum vollendeten Apparat bis auf das kleinste berechnet und festgelegt ist, so, dass man staunend und kaum begreifend dieses technische Werden verfolgt. Unser Verlangen wächst, die geheimnisvollen Tische zu sehen, deren Platten sich, durch unsichtbare Kräfte getrieben, wie Raupen bewegen, die auf ihrem Rücken die kleinen technischen Meisterwerke von einem Arbeitsplatz zum anderen bis zu ihrer Vollendung tragen. Doch zuerst statten wir den Sälen einen Besuch ab, in denen die Ungeheuer stehen, deren Lärm wir schon im Hofe vernahmen. Mächtige Stanzen sind es, die aus Blechen und Bändern rastlos seltsam geformte Stücke stanzen, grosse und kleine Pressen, die sie biegen und formen, rasselnde Drehbänke, die ohne das Zutun der menschlichen Hand automatisch Tausende von Schrauben, Schraub-

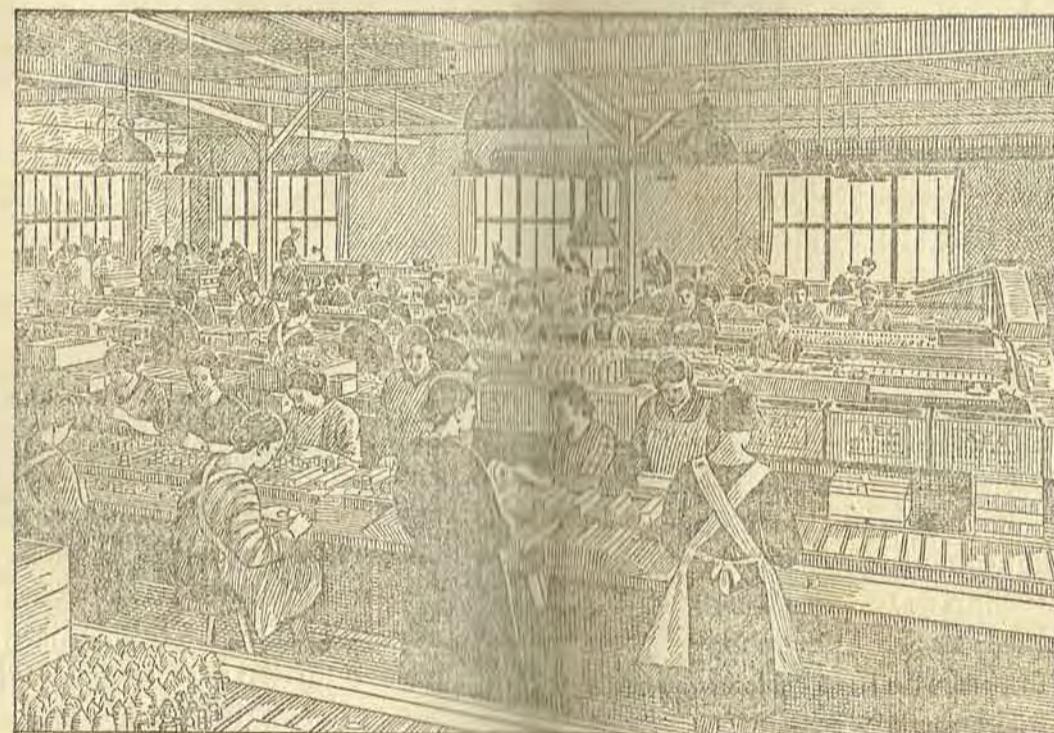
die Fabrik verlassen, bevor ihm nicht vom Laboratorium das Reifezeugnis erteilt worden ist. Das magische Licht der ununterbrochen aufblitzenden Glühlampen, die in den Prüfstromkreisen der Apparate eingeschaltet sind, bestärkt in uns den Eindruck des geheimnisvollen Werdens, das uns im ganzen Betriebe entgegentritt. Prüfapparat reiht sich an Prüfapparat. Hier ertönt eine Glocke und zeigt an, dass die Prüftemperatur in einem Wärmeschrank einen gewissen Wert erreicht hat. Dort surrt ein kleines Prüfmaschinchen, in dem jeder Ring Stahldraht auf seine Brauchbarkeit für Schalterfedern und dergleichen untersucht wird. In einem Dunkelraum knistern bei Durchführung von Isolationsproben die Funken von 20000 Volt Wechselstromspannung und als Grundton in diesem Klanggewirr vernehmen wir das gleichmässige Summen der im Maschinenraum aufgestellten Umformer, die die verschiedenen, erforderlichen Prüfenergien hergeben. Ein explosionsartiger Knall ertönt und der grosse Schwungradumformer verringert momentan seine Tourenzahl. Wir glauben, es müsse ein Defekt eingetreten sein, doch sehen wir, dass dies nicht der Fall ist. Es wurde lediglich eine Kurzschlussprüfung an einer Sicherung fremden Fabrikates vorgenommen, die, anstatt funkenfrei zu unterbrechen, explosionsartig zersprang. Noch jetzt brennt der dadurch hervorgerufene Lichtbogen zwischen den Kontakten des Sicherungs-Elementes mit grosser Stichflamme weiter und kommt nicht eher zum Erlöschen, bis die Porzellanteile und das Metall der Anschlusskontakte abgeschmolzen und zu Boden gefallen sind. Dieser Versuch zeigt uns mit erschreckender Deutlichkeit, welche grosse Brandgefahr bei Verwendung von technisch unvollkommenem Sicherungsmaterial im Falle eines Kurzschlusses oder einer lang dauernden Überlastung vorhanden ist. Beim Gang über den Hof fällt uns noch der im Laufe der letzten 2 Jahre entstandene Neubau der Lagerhalle an der Bahnrampe ins Auge. Ein Blick durch das Tor zeigt wohlgeordnet Stapel an Stapel der verschiedenen Fabrikate. Diese Lagerhaltung ist erforderlich, um die Kunden in ihren verschiedenen Wünschen stets sofort be-



Fabrik Annaberg



Fabrik Freiberg



Teilansicht einer Montagahalle für Installationsmaterial

chen und blinkenden Messingteilen herstellen; Bausteine der Apparate, die später am laufenden Band zusammengesetzt werden. Ein kurzer Besuch gilt den in langer Reihe aufgestellten Trögen mit ätzenden Säuren und galvanischen Bädern, in denen die aus den Maschen kommenden Teile durch haltbaren Nickelfüberzug vor späterer Verrottung durch Witterungseinflüsse geschützt werden. Langgestreckte Oefen bemerken wir, in welche Eisenblechteile langsam, von automatischen Greifern festgehalten, an endlosen Ketten wandern, um sie mit dauerhaftem Lacküberzug wieder zu verlassen. Wir wenden uns jetzt aufwärts und betreten einen der Montagesäle, in dem die langen Raupen herrschen und hundert fleissige Frauenhände flinke Arbeit leisten. Hier werden beispielsweise Schalter montiert, die Schalter, mit welchen wir in unseren Wohnungen das elektrische Licht „anknipsen“. Dieser Apparat ist uns daher nicht fremd u. es ist deshalb doppelt interessant, ein derartiges „fliessendes Band“ zu beobachten. Immer wieder wird das Stück von einer Arbeiterin heruntergenommen, ein Handgriff daran verrichtet und wieder aufgelegt, um zur nächsten Arbeiterin zu wandern. Operation nennt man diesen Handgriff, den sie ausführt und 15 Operationen sind notwendig, um einen Schalter auf dem Wandertisch fertigzustellen. Vor jedem Arbeitsplatz sind trichterartige Blechhälter angebracht, durch welche die notwendigen Teile, wie Schrauben, Muttern, Federn etc. automatisch zufliessen. Immer deutlicher erkennen wir jetzt die Form des werdenenden Schalters, wenn wir uns dem Ende eines Tisches zuwenden. Hier sitzen wiederum Frauen mit Mess-Instrumenten und aufleuchtenden Lampen vor sich. Sie prüfen die Schalter auf ihre Brauchbarkeit, bevor sie am Ende des Tisches von geschickten Händen in Kartons verpackt und in Kisten eingelegt werden. Die gefüllten Kisten werden verschlossen und von flinken Elektrokarren in das Versandlager befördert. Von dort aus treten sie ihre Reise in alle Erdteile an, in denen der Mensch die Naturkraft der Elektrizität gebändigt und der Zivilisation dienstbar gemacht hat. In gleicher Weise sehen wir, wie an den anderen Wandertischen Bleckdosen, Abzweigdosen, Zählertafeln und viele andere Artikel entstehen. Eben geht ein Metall von Tisch zu Tisch und nimmt aus den bereits fertig verpackten Kartons wieder einige Apparate heraus. Wir erfahren auf unsere Frage, dass diese Apparate für die Revisionsabteilung des Laboratoriums bestimmt sind, von der aus die Überwachung der Fabrikation auf einwandfreie Beschaffenheit dauernd vorgenommen wird. Hier im Laboratorium zeigt sich uns das hunderte Bild in der ganzen Fabrik, denn sämtliche Fabrikate der Fabriken Annaberg, Scheibenberg, Crottendorf und Freiberg kommen hier zur Prüfung und Kontrolle zusammen. Tag und Nacht läuft eine grosse Reihe elektrisch angetriebener Maschinen, die sogenannten Schaltermühlen, auf denen die Schalter so lange gedreht werden, bis ein Verlust auftritt. Auf ähnlichen Apparaten werden Steckdosen geprüft. Es darf kein Fabrikat

dienen zu können. Täglich zieht die schnaubende Lokomotive Waggon um Waggon zu unserem oberen Bahnhof. Wir nehmen in einem bequemen Kraftwagen der Fabrik Platz; die eben gewonnenen Eindrücke beschäftigen uns so sehr, dass wir kaum auf die liebliche Landschaft achten, die wir auf der Rundfahrt nach Scheibenberg und Crottendorf durchreihen. Auch in Scheibenberg werden unsere Erwartungen übertrifft. Im Maschinensaal sehen wir „Maschinenstränge“ in modernster Ausführung. Da wird z. B. der Blechmantel für die Savas-Lampenfassung aus breitem Blechband gestanzt und gezogen, die Mäntel laufen automatisch auf einer Transport-Einrichtung von Maschine zu Maschine. So erhält das Teil seine Formgebung, wird beschnitten, am Rand umgerollt, mit Gewinde versehen und verlässt schliesslich die letzte Maschine mit aufgeprägtem Firmenstempel, um gleich wieder in eine Transport-Vorrichtung zu fallen, die die Mäntel in einen anderen Arbeitsraum befördert, wo sie blank gebrannt, poliert und lackiert werden. Zur Verarbeitung der so erzeugten Umme von Einzelteilen ist ein neuer, heller und freundlicher Montagesaal angebaut worden, sodass die Fabrik heute in der Lage ist, 20000 Fassungen an einem Tage herzustellen. Eine Überraschung besonderer Art wurde uns in Crottendorf zu teil. Hier stehen wir an der Wiege unseres getreuen Helfers in der Not, des Elfa-Automaten. Wie oft schon hat uns diese automatische Sicherung die Beschaffung eines neuen Stöpsels erspart. Im übrigen bietet sich uns genau dasselbe Bild wie in Annaberg und Scheibenberg, nur noch länger ist die Raupe des Wandertisches. Die Fabrikation der Sicherungen und ganz besonders eben der Elfa-Automaten erfordert noch weit grössere Unterteilung in Einzelarbeitsgänge. Diese komplizierten Sicherungsapparate müssen, um wirklich den gewollten Schutz im Betrieb zu gewährleisten, mit peinlichster Sorgfalt hergestellt und bei der Herstellung überwacht werden. So sehen wir, wie an den Wandertischen für Elfa-Automaten nicht weniger als 12 Prüfoperationen in die laufende Fliessarbeit zwischengeschaltet sind. Hat die Besichtigung dieser drei Fabriken uns schon eindringlich gezeigt, welch steile Aufwärtsentwicklung der Fabrikationszweig der drei ersten Erzgebirgs-Fabriken der grossen AEG in den letzten Jahren genommen hat, so bringt die weitere Expansion des Unternehmens durch den vor ungefähr einem Jahr erfolgten Erwerb eines grossen, modernen Fabrikgebäudes in Freiberg i. Sa. einen neuen Beweis für dessen Lebenskraft. Wir beobachten hier, wie an den Decken und Wänden durch Hängebahn die zur Montage bestimmten Porzellan- und Metallteile dem einzelnen Fabrikationsstischen automatisch zugeleitet werden, Teile, die erst vor kurzem der Werkzeugmaschine oder der an kommenden Materialkiste entnommen wurden. Nach all dem Gesehenen haben wir die Überzeugung gewonnen, dass es kaum ein Werk in Deutschland geben wird, das vollkommener eingerichtet ist, und dass selbst amerikanische Produktionsstätten nicht wirtschaftlicher arbeiten können.

## Buchholz, die Heimatstadt der O. 3.



Dich sehe ich am liebsten, kleinerfrohes Buchholz, wenn am Winterabend der Zug mich durch den Schmagrund führt: Wie ein Riesen-Weihnachtsberg breitest du dich am Schottengebirge aus, und wohl hunderttausend Lichtlein strahlen auf, wenn die Wintersonne schläfen ging. Wie zierlich die Häuser alle sich reihen, von Terrasse zu Terrasse sich schwungend, als hielten die Straßen und Gassen wie spielende Kinder sich an der Hand! Wie pocht und hämmert es in und auf diesem lebendigen Weihnachtsberg, daß jeder Krippenschnitzer und Bergbastler seine helle Freude dran haben könnte. Wie stimmt es sein zum traurlichen Bild, wenn durch die bunten Fenster der St. Katharinenkirche gedämpfter Schein fällt ins glitzernde Schneeweiß der Bergstadt! Selbst der Springbrunnen fehlt nicht im Weihnachtsberg; leider springt der silberne Strahl im Waldschlößchen im Winter nicht. (Dafür aber umso fröhlicher im Sommer, wenn goldschuppige Fischlein sich munter tummeln im Perlenregen der Wasserfontäne.) Im Schmatale dagegen laufen Sommer wie Winter die Wellen über die Mühlenräder, und fast meint man, das Geplapper der Mühlen müsse Klängen aus der Bergsegenzeit, in der die Wasserkraft das Erz, das fröhliche Bergmannshand in der Tiefe loschlug, zu Tage förderte. Zum Buchholzer Weihnachtsberg möchten solche Bilder gut passen, gelt? — Auf einen richtigen „Winkel“ gehören aber auch die Gestalten aus der Bibel; seit Kindertagen vertraut, später über die Schulter angeschaut und — doch jedes Jahr gern und immer größer auf Krippe und Pyramide aufgestellt. „Dem Gottes trocken, doch an Gottessehnsucht frisch“ — — — Nun, unser Buchholz zeigt wohl ebensowenig biblische Gestalten, wie es noch Bergleute in seinen Straßen sieht. Aber in St. Katharinen findet ihr ein ganzes Bölklein beisammen aus der heiligen Geschichte und den frommen Legenden. Und wenn in den Besergottesdiensten Meister Wagner seine Zuhörer den Alttag vergessen läßt, so könnten uns auch die Bilder mancherlei Bergesfressen und Berginken bringen und lehren, die uns vom Altar grüßen. Da predigt uns der heilige Franz davon, wie leicht sich doch verzichten läßt auf Weltfreude und Welttrug, und sein Gesinnungsfreund Ludwig von Toulouse hat gar seine Krone geopfert und sieht sie ohne Neue vor seinen Füßen liegen, weil ihm das Gottesreich mehr wert dünkt. Dann der Drachentöter St. Georg und die heilige Margareta, ebenfalls den Drachen bekämpfend, uns mahnend, gleichfalls zu kämpfen gegen allerlei Drachen und Feinde unseres Innenmenschen. Weiter St. Christophorus, der sein Christuskind unbeflümmt durch die Fluten trägt mit dem Ruf an uns, unser Christentum uns auch nicht verschlingen zu lassen vom Wellenschlag und Wogensturm der zweifelstüchtigen Gegenwart. Und über diesen und anderen eindringlichen Predigten die ewig tröstliche Zusicherung des „segnenden Christus“ am Altar selbst: Sollte das nicht genug Erbauung sein und lieblich Krippenspiel im weihshimmernden, lichterwinklenden Weihnachtsberg von Buchholz? — Dass doch recht viele vom Segen dieser stillen Heimaterbauung sich packen lassen möchten und die Stadt am Bergeshang ihnen doppelt teurer würde drumi — — —

Am 7. November 1501 schlossen sechzehn Bergleute, die in der Freiung zwischen Rathaus und vorderer Mühle ihre Hütten stehen hatten, den Bund zur Gemeinde im Buchenholz, von landesfürstlicher Gnade ermächtigt und beschützt. —

Kupfer, Zinn und Silber wurde gebaut; der Kupferbergbau mag wenig Ausbeute gegeben haben, denn seiner wird nur wenig Erwähnung getan. Zinnacker, Seifen und Schindelbach zeugen noch heute vom Bergbau, und alte Bezeichnungen, wie St. Nicolaus, St. Anna, St. Conrad, St. Moritz, das Haueisen, die Geyrische Beche und St. Dorothea sind in den Urkunden rühmlich erwähnt; so brachte allein St. Dorothea im Jahre 1530 reichlich 250 000 Mark Gewinn! — Besonders bekannt geworden ist die Buchholzer Bergordnung, die 1507 erlassen wurde als Berggesetz, und den Grundriß gab zu vielen anderen Bergordnungen. — Ein Teil der Bergleute war beteiligt am Gewinn der Gruben; sie wurden im Gegensatz zu den Lohnhütern Eigenhäuer genannt und brachten es wohl ab und zu durch bescheidene Lebenshaltung zu einem Wohlstand. Eine „Aktiengesellschaft“ im kleinen, zerfiel jede Grubenbeute in 128 Teile, die man „Kug“ nannte. Die Hauptanteile besaßen oft die Landesfürsten; die in der Gemeinde ansässigen „Aktiengesellschaften“ nannte man die „Bergherren“ oder „Gewerken“. Besonders berühmt durch seinen Wohlstand wurde der Bergrichter Matthias Busch; er scheint den Bergsegen aber auch mildtätigen Zwecken mit zugeführt zu haben. — Gearbeitet wurde in drei Schichten, die morgens vier Uhr, mittags und abends acht Uhr wechselten, immer vom Hauerglocken freundlich gerufen. — Guido Wolf Günther.

## Der Rat der Bergstadt Buchholz

„Der Stadt Buchholz allezeit freudig und wacker gedient!“



ur Feier Ihres 75jährigen Bestehens wünsche ich Ihnen im Namen des Rates unserer Bergstadt Buchholz und zugleich persönlich von Herzen Glück. Möchte die Obererzgebirgische Zeitung als unsere Heimatzeitung immerdar ihre Stellung wahren und ihren guten Ruf mehren!

Es dünkt mich, als ob zwischen Ihrem Wirken und meiner Berufssarbeit viel Ähnlichkeit und Wesensgleichheit ist: Dienst am öffentlichen Wohl zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit; kein Betreiben eigener Geschäfte.

Die Tagespresse ist einem jeden Gebildeten längst ein unentbehrlicher Begleiter. Sie bringt ihm die Nachrichten von den neuesten Ereignissen und gibt ihren Lesern Unterhaltung und Belehrung sowie Anregung zu Entschlüssen. Die Obererzgebirgische Zeitung hat darüber hinaus Jahrzehnte hindurch unserer engeren Heimat, dem Obererzgebirge und der Stadt Buchholz allezeit freudig und wacker gedient. Das wissen wir ihr Dank.

Schimpf, Bürgermeister.

## Vom Buchholzer Stadtverordnetenkollegium

„Die „O. 3.“, das Sprachrohr aller Geschehnisse.“

Wenn für eine Stadt das Ratsarchiv das nur wenigen sichtbare Spiegelbild des kommunalen Lebens vergangener Zeiten im allgemeinen, des wirtschaftlichen und kulturellen im besonderen ist, also der städtischen Entwicklung und des Fortschritts oder des Stillstandes, so ist eine Orts- und Heimatzeitung das laute Sprachrohr in chronologischer Ordnung für alle Geschehnisse der Gegen und Umgegend, für neue Ergebnisse der Wissenschaft, veränderte Ansichten in der Politik. So auch unsere „O. 3.“. Wenn man sie nur die vier letzten Jahrzehnte durchblättert, wird man finden, wie der Geist der Bevölkerung unserer Stadt vielfach fördernd in die städtischen Interessen eingegriffen, wie aber auch der Geist der Vertretung des Stadtrates und der Stadtverordnetenkörperschaft befriedend und Richtung gebend eingewirkt hat. Mancher Wechsel hat stattgefunden, viele Veränderungen sind zu verzeichnen. Der 7. Bürgermeister ist seit genannter Zeit am Ruder. Damals wählte die Bürgerschaft 18 männliche Vertreter ins Stadtverordnetenkollegium, zwei Drittel anfänglich und ein Drittel unanfänglich, nicht politisch zusammengesetzt. Von ihnen schied alljährlich ein Drittel aus, das auf Vorschlag von verschiedenen

Interessengruppen und -gruppen durch das damals einzige Mittel — die Ortsprese — vielfach mit Einzelannoncen neu vorgeschlagen wurde. Viele Jungen behaupten sogar, daß mancher biedere Bürger erst feststellte, wievielmal ein Kandidat vorgeschlagen war, um danach auch seine Wahl zu treffen. Die Verantwortung war für jeden Stadtverordneten insofern größer, als er für seine eigene Person nach bestem Wissen und Gewissen abstimmen mußte, da eine vorherige Beratung der Tagesordnung und Gesamtorientierung naturgemäß nicht stattfand. Nach dem Umsturz wurde das anders. Das Kollegium wurde auf 27 vergrößert, männliche und weibliche Vertreter wurden gewählt, nach Fraktionen wurden sie gruppiert, und die Debatte wurde vielfach insofern abgekürzt, als zu dem betreffenden Punkt der Tagesordnung nur ein Vertreter jeder Fraktion das Wort zu nehmen brauchte. Die Bürgerschaft hat nun nach gebundenen Listen zu wählen, und die Gewählten haben nur nach Mehrheitsbeschuß ihrer Fraktion abzustimmen. Inzwischen ist die Zahl der Stadtverordneten auf 21 herabgesetzt worden, freilich hat unsere Stadt auch, wie viele ihrer Größe, die Eigenschaft als „revidierte“ Stadt verloren. —

Möge die „O. 3.“ von ihrem 75jährigen Jubeljahr ab, wie es in der letzten Zeit mehrfach der Fall war, in wichtigen Dingen recht viel von Einheitlichkeit der Meinung — und Taten — der städtischen Vertreter berichten zu Nutz und Frommen, zum Ansehen und zur Ehre unserer Stadt.

Robert Wünsche.

## Der Landesbischof

„Heimatpresse und Kirche“



Der „Obererzgebirgischen Zeitung“ sende herzliche Grüße und Segenwünsche hinüber. Heimatpresse und Kirche — wie eng scheinen sie zusammen zu gehören. Indem die Kirche das Wort Gottes bezeugt, das ihr befohlen ist, möchte sie auch die allgemeinen Linien zeichnen, in denen sich grundsätzlich auch das öffentliche Leben der Gemeinden bewegen soll. Umgelobt: Indem die Presse mit ihrem Wort der Heimat dienen möchte, darf sie auch nicht an dem kirchlichen Leben der Heimat vorübergehen. Sie muß ihre Leser auch über das, was hier geschieht, unterrichten und wird auch darüber hinaus auf mancherlei Weise in Festartikeln und anderen Artikeln der Kirche dienen können. Daraum freue ich mich heute, der „Obererzgebirgischen Zeitung“ für allen Dienst danken zu dürfen, den sie in diesem Sinn dem kirchlichen Leben der Heimat geleistet hat. Ich kann nur den Wunsch hinzufügen, daß auch in Zukunft zwischen der Heimatpresse und der Kirche eine enge Verbindung bestehen möge.

Aber der Dienst, der das tägliche Wort der Zeitung der Kirche tun darf, reicht noch viel weiter. Indem die Zeitung ihre Leser über all das große und Kleine Geschehen in der Welt auf dem Laufenden erhält, leitet sie unwillkürlich auch zu einer Urteilsbildung an. Für die Kirche ist es selbstverständlich von höchster Bedeutung, wenn das Urteil sich an dem von ihr bezeugten Wort bildet. Auch das hat die „Obererzgebirgische Zeitung“ versucht, und auch hier kann ich für die Zukunft nur wünschen, daß eine rechte Harmonie zwischen dem Wort der Zeitung und dem Wort der Kirche bestehe.

Dann bleibt nur der Wunsch übrig: Ein fröhliches, tapferes Vorwärts!

Thmels D., Landesbischof.

# Die Kirche und ihre Stellung in der Gegenwart

Von Pfarrer Satlow in Buchholz.

Beim Rückblick auf die vergangenen 75 Jahre darf auch ein Blick auf die kirchliche Entwicklung nicht fehlen. Das Jubiläum unserer heimatlichen Zeitung lädt uns auf das Jahr 1854 zurückzuschauen. Damals hat Pfarrer Weidauer an der Spitze der Buchholzer Kirchengemeinde gestanden. Welche Bedeutung er für die Bevölkerung gehabt hat, welche hervorragende Stellung er nicht nur durch seine Predigtgabe und seelsorgerische Tätigkeit, sondern auch durch sein Geschick und seine Handfertigkeit eingenommen hat, das habe ich mir am Anfang meiner hiesigen Tätigkeit von einem alten, nun auch hingegangenen Buchholzer Gemeindemitglied, der ihn persönlich noch gekannt hatte, erzählen lassen. Die Reihe der Buchholzer Pfarrer ist uns bekannt. Ihr Bild lebt noch in vielen Herzen.

Aber eine starke Wandlung hat sich im Verlauf der 75 Jahre auch im kirchlichen Leben vollzogen.

Diese Wandlung hängt zusammen mit verschiedenen anderen Dingen. Buchholz ist eine Stadt, die in den letzten Jahrzehnten nicht stark gewachsen ist. Immerhin mag sie heute mindestens doppelt so groß sein, wie vor 75 Jahren. Aber die Gesamtbevölkerung unseres Landes ist in diesen Jahren gewaltig gestiegen. Die Bevölkerung Preußens stieg in den letzten 100 Jahren um das Vierfache. Es entstanden in dieser Zeit die Großstädte, die ungeheuren Häusermassen mit den Hunderttausenden von Bewohnern. Es entsteht die Welt der Fabriken, auch die Kleinst- und Mittelstädte werden durch sie aus ihrer behaglichen Ruhe geweckt. In seelischer Hinsicht löst sich die große Masse der Industriebevölkerung von aller Überlieferung, sie wird arm an Sitte und steht Kirche und Religion meist ablehnend gegenüber.

Es erwacht die soziale Frage.

d. h. die Frage, wie ist den durch die Ungleichheit der Lebensbedingungen äußerlich oder seelisch in Not Geratenen zu helfen. Diese Frage ist der evangelischen Kirche nie fremd gewesen. Schon Luther hat den Notstand der Bauern seiner Zeit stark empfunden. In seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ macht er Vorschläge zu Reformen auf sozialem Gebiete.

Im Strom der sozialen Nöte des 19. Jahrhunderts treten Männer wie Böhmer und Bodenböhmer hervor. Aber auch ihre Liebestätigkeit konnte immer nur einzelnen helfen. Dazu kam in jener Zeit, daß man die Bewegung im vierten Stand auch seitens der Kirche nicht klar erkannte. Es geht nicht nur um den Lohn, sondern um Gerechtigkeit und Anerkennung. Das geringe Verständnis, was die Arbeiterschaft bei früheren Vertretern der Kirche fand, hat sie in die Arme der Führer getrieben, die ihnen gleichzeitig den Unglauben predigten.

Wohl sind Männer wie Adolf Stöcker und Friedrich Maumann aufgestanden. Sie versuchten, die Massen für die evangelische Kirche wieder zu gewinnen. In praktischer Weise sucht die von Siegmund Schulze in Berlin geleitete soziale Arbeitsgemeinschaft christlich-religiös und allgemein bildend auf den vierten Stand einzuwirken. Diese soziale Arbeitsgemeinschaft sucht nach dem Vorbild der englischen Settlementsgesellschaft besonders auch Studierende in Verbindung mit den Kreisen des vierten Standes zu bringen. Aber auch sie erreicht mehr die für das Christentum und religiöse Fragen schon interessierten Arbeiter. Neuerdings versuchen

die religiösen Sozialisten

Einfluß auf die entfremdeten Arbeiterkreise zu gewinnen. Wir müssen auch im Klassenkampf auf die Seite der Arbeiter treten, dann werden sie auch wieder Vertrauen finden zu dem Christenglauben, den wir ihnen bringen, das ist der Gedanke. Diese Bewegung, die von einer heiligen Liebe zu den Müheligen und Beladenen getrieben wird, ist sehr anerkennenswert. Aber muß nicht ein Pfarrer über den Parteien, jenseits der wirtschaftlichen Kämpfe stehen? Verliert er nicht das Vertrauen vieler Gemeindemitglieder, indem er das der anderen zu gewinnen sucht?

Erfreulich war

die soziale Kundgebung der evangelischen Kirche auf dem Kirchentag in Bethel im Jahre 1924. Diese Kundgebung erkennt nicht nur die Not des Proletariats, sondern auch die wirtschaftliche Ungleichheit und Ungerechtigkeit an. Sie redet von der Wohnungsnot, von der Sorge ums tägliche Brot, von der Unzufriedenheit der Arbeitsverhältnisse. „Die Arbeiter sind nicht eine Masse, die nur abgelohnt zu werden braucht, sondern gleichzuachtende Volksgenossen, die um ihre soziale Gleichberechtigung ringen und ein Recht auf Anerkennung, Verständnis und Würdigung ihrer Lage und auch Berücksichtigung ihrer materiellen und seelischen Bedürfnisse haben, und denen auch die Freiheit zu gewerkschaftlichem Zusammenhang nicht unterbunden werden darf.“

Dass die evangelische Kirche in der Praxis innerhalb der einzelnen Gemeinden keine große Liebestätigkeit entfalten kann, erklärt sich aus der schwierigen finanziellen Lage der evangelischen Kirche. Die reichen Armenlegate früherer Zeiten sind durch die Inflation ganz zusammengedrückt. Aber es geschieht doch mancherlei. Kirchliche Frauenvereine richten Speisungen ein, Kohlen und Lebensmittel werden für bedürftige Familien besorgt.

Der wichtigste Teil aller Liebesarbeit in der evangelischen Kirche fügt sich in der

Tätigkeit der inneren Mission

zusammen. Der Zentralverband der inneren Mission ist die umfangreichste freie Wohlfahrtsbetätigung Deutschlands. Der Verband umfasst 12 710 Anstalten mit 193 916 Betten und 43 568 Pflegkräften. Gegenüber den bloß humanitären Wohlfahrtsbestrebungen des Staates oder der Städte besitzt die

innere Mission ihre Eigenart in ihrem christlich-evangelischen Geist.

Die soziale Frage wird sich nie vollkommen lösen lassen. Alles, was getan wird, ist trotz aller Treue nur gering gegenüber der ungeheuren Not. Auch die evangelische Kirche kann nicht ohne weiteres die wirtschaftlichen Verhältnisse ändern, die Klassengegensätze beseitigen oder die sozialen Mißstände aus der Welt schaffen. Das muß vor allem betont werden, wenn von dem Versagen der Kirche auf sozialem Gebiet geredet wird. Die Kirche hat den ernsten Willen, bei vollkommener politischer Neutralität der Not der Massen abzuholzen. Sie muß nach Böhmers Wort immer mehr aus der Kirche des Glaubens zur Kirche der Liebe werden.

Aber so sehr die Spannung, die weite Kreise der Arbeiterschaft von der Kirche fernhält, zu beklagen ist, so ist die Lage der Kirche doch keine verzweifelte.

Wir stehen durchaus in einer Übergangszeit.

Manchmal will es einem bange werden, wenn man den großen Verfall kirchlichen Lebens auf weiten Gebieten beobachtet. Aber es wäre verkehrt, nur Schatten, nur einen Abgrund zu sehen, in dem wir unaufhaltsam versinken. Wir leben vielmehr in einer Entscheidungsstunde, die aufwärts und abwärts führen kann.

Neben aller Kritik an der Kirche,

wie sie weithin in schärfster Weise geübt wird, lebt im heutigen Volksleben doch auch die Empfindung, wie bedeutsam das kirchliche Leben ist. Ein feinsinniger Beobachter sagt: „Die Stunde ist ernst, und doch ist sie zugleich so reich an Hoffnungen für die Kirche des Evangeliums, wie seit Jahrzehnten keine. Denn die Augen unseres Volkes schauen wieder, noch

weithin zweifelnd, fragend, aber doch eben fragend und hoffend auf die Kirche.“

Die Jugend klopft an die Tür

und sucht in einer neuen Kirche Erfüllung ihres Sehnsuchts nach Heimat, Gemeinschaft und Dienst. Die Gebildeten hoffen wieder auf die Theologen, wie seit langem nicht. Wer jetzt von dem lebendigen Gott und seinem Christus, von der Not der Menschheit und der seligen Herrschaft Gottes klar, tief, hoch, in Worten von heute, nicht von gestern, zu zeugen weiß, wie wird er gehört werden? Aus dem Chaos, von dem Trümmerhaufen des sozialen Kampfes, schaut man nach der Kirche aus, ob nicht aus ihr noch einmal der heilige Strom der Liebe brechen könnte, der die Klassen zu neuer Volksgemeinschaft zusammenführt, ob nicht in ihren Gemeinden etwas wirklich wird von der brüderlichen Solidarität der Starken und der Schwachen, von dem Liebeskommunismus, da keiner von seinen Gütern sagt, sie wären sein eigen, sondern alles den Brüdern gehört. Es ist eine große Stunde für die Kirche.“

Mit diesen Worten ist die Signatur der heutigen Zeit klar gezeichnet. Wir stehen in einer Übergangszeit, in einem neuen Werden. Das spiegelt sich auch im kirchlichen Leben der Einzelgemeinde. Es ist viel Kampf im ganzen Protestantismus, aber auch mancher Kampf in unserer eigenen Mitte. Da greifen uns die Freidenker an, und dort suchen die Sektanten Boden zu gewinnen und treue Mitglieder der Kirche zu sich hinüberzuziehen.

Aber wir wollen und brauchen deshalb nicht zu verzagen.

Wo Kampf ist, da ist Leben.

Leben ist in der heutigen evangelischen Kirche, und Leben ist auch in unserer Buchholzer evangelischen Gemeinde. Darum ist es eine Freude, an ihr und in ihr zu arbeiten.

Es gibt ein altes Wort verilla regis prodeunt, d. h. die Fahnen des Königs gehen voran. Wir tragen sie voran auch in unserer Mitte, auch im Jahre 1929 mit freudigem Glauben, Hoffen und Lieben. Das Reich muß uns doch bleiben!

## Aus der Geschichte des Postamtes Buchholz

Von der Reichspost.

Bei den lebhaftesten Beziehungen zwischen Tagespresse und Post dürfte es für viele Leser der D. Z. von Interesse sein, am Tage der Feier des 75jährigen Bestehens der „Obererzgebirgischen Zeitung“ auch über die Einrichtung und Entwicklung des Buchholzer Postamtes Näheres zu hören.

Bis 1859 gehörte Buchholz zum Landzustellbezirk des Postamts Annaberg (Erzgeb.).

wo auch die abzuhenden Gegenstände aufgeliest werden mußten. Die für Buchholz eingegangenen Postsendungen wurden von einem Annaberger Landbriefträger, der gewöhnlich von vielen Einwohnern schon an der Schmiede erwartet wurde, den Empfängern einmal werktäglich zugestellt. Die aufgeliesten Sendungen wurden von Annaberg aus bis gegen das Jahr 1830 durch wöchentlich zweimal verkehrende Fahrsäulen nach Chemnitz und wöchentlich einmal verkehrende Posten nach Schneeberg weitergeleitet. Nach Fertigstellung einer unmittelbaren Straße nach Chemnitz wurden täglich Posten dahin, sowie später auch nach Schneeberg, abgesetzt.

Am 15. Januar 1859 erhielt Buchholz eine eigene Postanstalt,

die zur Unterscheidung von vielen anderen gleichnamigen Orten die Benennung Buchholz (Sachsen) erhielt. Schon am 1. August desselben Jahres wurde die neue Postanstalt zum Postamt II. Klasse und am 1. September 1870 zum Postamt I. Klasse erhoben. Zu ihrem Landzustellbezirk gehörten bis zu den Jahren 1871 und 1872 auch die Orte Bärenstein und Cranzahl. Am 16. März 1868 wurde mit dem Postamt eine Telegrafenstation vereinigt. Als Zuführungs- und Absendungsgegenheiten dienten drei täglich zwischen Annaberg und Schwarzenberg verkehrende Personenposten, vom 16. März 1866 ab auch ein Privatpersonenfuhrwerk von Annaberg nach Trottendorf, ferner vom 1. Juni 1866 ab eine zwischen Annaberg und Elterlein verkehrende Fahrsäule sowie endlich die am 15. Mai 1866 eingerichteten Sommerreiseposten zwischen Annaberg und Karlsbad.

Mit der Gründung des Betriebs auf der Eisenbahnlinie Annaberg-Chemnitz im Mai 1866

trat auch das Postamt Buchholz in den Genuss einer unmittelbaren Eisenbahnverbindung. Die Postsendungen wurden zum unmittelbaren Austausch mit den Bahnposten durch Botenposten und Güterposten nach dem Bahnhof Annaberg gebracht oder daselbst abgeholt. Als dann im September 1872 auch auf der Linie Annaberg-Weipert der Betrieb aufgenommen wurde, wurden die Posten nach Karlsbad aufgehoben. Das zur Postbeförderung mitbenutzte Privatpersonenfuhrwerk nach Trottendorf war schon früher eingezogen worden. Mit der

am 1. Dezember 1889 erfolgten Aufnahme des Betriebs auf der Eisenbahnlinie Annaberg-Schwarzenberg verloren auch die von Annaberg über Buchholz nach Schwarzenberg verkehrenden Personenposten ihre Bedeutung und wurden aufgehoben. Der Postaustausch erfolgt seitdem bis zum heutigen Tage ausschließlich durch die auf den Eisenbahnlinien Chemnitz-Weipert und Annaberg-Aue-Werdau verkehrenden Bahnposten.

Das Absatzgebiet für die Erzeugnisse der in Buchholz vorherrschenden Posamenten- und Prägeindustrie umfaßt fast alle Länder des Erdballs; neben Deutschlandnamlich das nördliche Europa, England, Frankreich, Russland, Spanien, Portugal, Türkei, Griechenland, Italien, Ägypten, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Südamerika. Dementsprechend nimmt auch

der Auslandsverkehr bei dem Postamt in Buchholz eine hervorragende Rolle ein.

Am 15. Dezember 1888 wurde bei dem Postamt in Buchholz

eine Stadtsprechstelle eingerichtet

mit 23 Fernsprechnehmern und einer Verbindungsanlage mit der gleichen Einrichtung in Annaberg in Betrieb genommen. Im Oktober 1893 wurde der Verkehr durch Aufnahme des Fernverkehrs mit Chemnitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Ebenstock, Meerane, Freiberg und Weipert wesentlich erweitert und verbessert. Bei der allgemeinen Zentralisierung des Fernsprechverkehrs wurde am 1. Januar 1904 das Buchholzer Fernsprechvermittlungssamt aufgehoben und mit dem Annaberger zu einem gemeinsamen Ortsnetz mit der Bezeichnung „Annaberg-Buchholz“ vereinigt.

Die Postdiensträume

waren bis zum März 1872 in einem Nachbargebäude der Apotheke, bis Ende März 1880 im Erdgeschoss eines 1849 erbauten Hauses, Karlshader Straße Nr. 287, und bis Ende September 1900 in dem den Roserschen Erben gehörenden Hause, Karlshader Straße Nr. 11, jetzt Eisenhandlung von Emil Möckel, untergebracht. Mit dem schnell ansteigenden Verkehr wurden auch diese Diensträume bald unzureichend, und die Notwendigkeit der Erweiterung wurde immer dringender. Die hohen Kosten eines Um- und Erweiterungsbauens, sowie die Schwierigkeiten der Erlangung des hierzu notwendigen Baugeländes ließen endlich den Plan zur Errichtung eines Neubaues reifen. Die Beschaffung eines günstig gelegenen Bauplatzes stieß aber wegen der bestehenden Geländeschwierigkeiten erneut auf große Hindernisse. Nach langwierigen Verhandlungen erklärte sich dann die Stadtgemeinde Buchholz bereit, auf den Grundstücken Karlshader Straße 26/28 nach Plänen der Deutschen Reichspost ein Posthaus aus städtischen Mitteln errichten zu lassen und der Reichspost mietweise zu überlassen. Der Bau wurde so gefördert, daß die neuen Diensträume am 1. Oktober 1900 bezogen werden konnten. Das schmucke Posthaus gereicht dem Städtebild zur Ehre und bildet den Stolz und die Freude der Einwohnerschaft.

Über den Verkehrsumfang

geben folgende Zahlen Aufschluß. Im abgelaufenen Kalenderjahr wurden bei dem Postamt Buchholz aufgeliest: 18 940 Postanweisungen und Zahlkarten, 211 455 gewöhnliche Pakete, 13 947 Einschreibbriefe, 3083 Telegramme; im gleichen Zeitraum gingen ein 64 373 Postanweisungen und Zahlkarten, 79 119 gewöhnliche Pakete, 15 588 Einschreibbriefe, 34 623 Nachnahmesendungen und 4119 Telegramme. Zum Vergleich hiermit sei noch erwähnt, daß im ersten Jahre des Bestehens einer eigenen Postanstalt 19 440 Pakete aufgeliest wurden und 9360 eingingen.



Die Geschäftshäuser der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz i. Sa.

Buchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 • 10. Beilage

# Wie sich Buchholz seit 1854 baulich entwickelte

Wenn die „Obererzgebirgische Zeitung“ in diesem Jahre den Tag ihres 75jährigen Bestehens feiert, so erscheint es angebracht, einen Rückblick bis zu jener Zeit zu halten, in der sie ihren Weg in die Öffentlichkeit begann. Die folgenden Zeilen sollen eine kurze allgemeine Darstellung über Buchholz um das Jahr 1854 geben und darüber erzählen, wie sich unsere Stadt seitdem baulich entwickelt hat.

Nach einem aus jener Zeit vorhandenen „Grundplan“ befanden sich damals in Buchholz 325 bebauten Grundstücke, davon waren knapp 300 mit Wohnhäusern bebaut. Die Einwohnerzahl betrug ca. 4000. Im Osten reichte die Flur von Kleinräderswalde bis an die Sehma heran, ebenso war damals der ganze jetzige Emilienberg Kleinräderswalder Gebiet. Im Norden befand sich die Grenze mit Frohnau unweit oberhalb der heutigen Buchenstraße, damals als „Schlettauer Straße“ bezeichnet. Diese Straße führte mitten durch Feld. An ihr befanden sich nur vier vereinzelt stehende Häuser. Auch die „Silbergasse“ war nur in ihrem unteren Teile bebaut. Der obere Teil führte gleichfalls durch Feld. Nicht viel anders sah damals die „Berggasse“ aus. An ihr befanden sich höchstens 20 bebauten Grundstücke. Der mittlere Teil war ebenfalls noch Feld, und dieses reichte bis an die bebauten Grundstücke der „Frauengasse“ heran.

Als Straßen wurden j. Zt. die eben erwähnte „Schlettauer Straße“ und die „Carlsbader Straße“ bezeichnet, alle anderen Wege waren Gassen genannt. Unter anderen wurden mit „Brückengasse“ die heutige Mühlstraße, mit „Marktgasse“ die heutige Annaberger Straße und mit „Rathausgasse“ die jetzige Marktstraße bezeichnet. Die heutige Brauhausstraße hieß j. Zt. „Große Brauhausgasse“, während die Kreuzstraße „Kleine Brauhausgasse“ genannt wurde. „Feldgasse“ hieß die heutige Fischerstraße, „Untere Berggasse“ die heutige Obere Meisterstraße und „Obere Berggasse“ die derzeitige Bergstraße. Die seit 1848 bestehende „Schlettauer Chaussee“ ist die heutige Schneeberger Straße.

Um Zusammenschliff der „Carlsbader Straße“ mit der „Schlettauer Chaussee“ befand sich das Chausseehaus. Auf dem heutigen Schießhausplatz (damals ohne Bezeichnung) stand etwa an der Stelle, wo heute der „Deutsche Kaiser“ steht, das Chausseehaus. Hier herrschte des öfteren reges Leben und Treiben. Da, wo heute der Waldschlößchensteich angelegt ist, war Wiesenfläche, das von einem Bewässerungsgraben durchzogen wurde. Das Waldschlößchen selbst stand unmittelbar an der „Waldschlößchenstraße“.

Die Wasserversorgung der Stadt geschah durch zahlreiche Wasserbottiche und -ständer, die sich an den verschiedensten Stellen der Stadt befanden.

Schon damals hatte man Sinn für die Gestaltung des Waldes zu einer Erholungsstätte für die Buchholzer Einwohner. U. a. wurde im Jahre 1859 zu Ehren des großen Dichters Friedrich von Schiller der Schillerplatz angelegt.

Seit dem 15. Januar dssb. Jz. besitzt Buchholz ein Post- und Telegraphenamt. Zunächst war dasselbe in verschiedenen Privathäusern untergebracht.

Am 1. September 1861 richtete J. Oskar Brauer in Buchholz die erste Prägerei

ein. Damit hatte die Stadt neben der durch Georg Adler eingeführten Kartonagen-Fabrikation, die dieser seit 1846 in der von ihm erbauten ersten Fabrik dieser Art betrieb, und der schon viel früher durch Georg Einenkel eingeführten Posamenten-Industrie einen neuen Industriezweig erhalten. Die Zahl der Wohnhäuser war mittlerweile auf 320, diejenige der Einwohner auf gegen 4200 gestiegen. 1864 erfuhr die Schule eine Vergrößerung durch Um- und Umbau. Vom 1. Oktober 1868 ab versorgte die „Neue Gas-A.-G., Berlin,“ die Stadt Buchholz mit Gas. Die Einwohnerzahl bezeichnete sich im Jahre 1870 auf 4845.

Die Zeit nach dem Kriege von 1870/71 brachte für die Stadt Buchholz einen gewaltigen Aufstieg. Sie wurde immer mehr zu einer weithin bekannten Industriestadt. Es entstanden neue Erwerbszweige und damit auch neue Industrie- und Wohngebäude. 1872 wurde Buchholz durch die Fortführung der seit 1866 bestehenden Chemnitz-Annaberger Eisenbahn bis Weipert an das Eisenbahnnetz angeschlossen. 1873 wurde das Stadtgebiet durch Einbeziehung von Kleinräderswalder Flurstücken östlich der Sehma erweitert. In der Zeit von 1875-77 erfuhr die Kirche nach den Plänen des Geheimen Baurats Möckel-Zwickau einen größeren Umbau durch Herstellung der Pfeiler nebst Gewölbe und Emporen, sowie den Umbau des Turmes. 1880 waren in Buchholz 486 Häuser vorhanden. In diesem Jahre erstand auch das „Deutsche Haus“. 1883 erhielt Buchholz neben der bis dahin bestehenden Schule an der Schulgasse (heutige Fröbelschule) seine zweite Schule an der heutigen Schlettauer Straße (die derzeitige Pestalozzi-Schule). Drei Jahre später begann man mit der Erweiterung der Wasserfassung und mit dem Umbau der Leitungen. Damit war der Anfang zur allmählichen Befestigung der bis dahin bestandenen Wasserbottiche und -ständer gemacht. Schon 1888 wurde der Wasserbehälter an der Bergstraße nebst Rohrleitung im oberen Stadtteil hergestellt. In diesem Jahre erfolgte auch die Wiedererrichtung des 1538 gegründeten, später aber wieder eingegangenen Dianonats. Am 1. Dezember 1889 wurde die vom Bahnhof Buchholz nach Schwarzenberg abzweigende Bahnlinie dem Verkehr übergeben. Der Marktplatz, der bis zum

## Der Bürgerbund Buchholz an die O. Z.

**S**um 75jährigen Bestehen bringt auch der Bürgerbund Buchholz der „Obererzgebirgischen Zeitung“ seinen Glückwunsch dar! Ist auch der Interessenkreis der Zeitung, wie der Name „O. Z.“ sagt, ein größerer als der der Stadt Buchholz, so bleibt doch die Heimat der „O. Z.“, mag sie sich noch so weit ausdehnen, immer Buchholz. Und hier berühren sich die Arbeitsziele der O. Z. und des Bürgerbundes. Zuerst der Heimatstadt zu dienen und zwar allen ihren Kreisen, ist beider Grundzah. Darüber hinaus aber gilt es für die Interessen der engeren Heimat des Obererzgebirges und des sächsischen Vaterlandes zu arbeiten. Vor allem aber bleibt in einer Notzeit, wie wir sie durchleben, die erste Sorge die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes.

In diesem Sinne immer läßig gewesen zu sein, soll unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ heute nicht nur der Bürgerbund danken, sondern alle, die den großen Werf fester nationaler Gesinnung und die Verbreitung derselben in weite Volkskreise zu schähen wissen.

Und wenn man sonst bei einem Jubiläum Wünsche für weitere Jahre des Erfolges und des Glückes ausspricht, bei dem Jubiläum einer Zeitung wie der „O. Z.“ darf man wohl über die persönlichen Wünsche hinaus es aussprechen:

Möchte der Arbeit der nationalen Presse es gelingen, unser in Parteien und Gegen-sähe zerrissenes Volk zurückzuführen zur Einigkeit, möchte es ihr gelingen, dem deutschen Volk den Weg zu Pflicht und Ehre zu weisen, damit bei dem nächsten Jubiläum die O. Z. sich nicht nur des 100jährigen Bestehens, sondern auch des wiedererstarkten, von Sklavereien und Tributseßeln befreiten deutschen Vaterlandes erfreuen kann.

Wir wissen, daß wir mit diesem Wunsche der Gesinnung der O. Z. entsprechen und wir wissen, daß die O. Z. an ihrem Teile mitarbeiten wird wie bisher. Der Bürgerbund aber verspricht ihr dabei freue Unterstützung.

Buchholz i. Sa.

Georg Hennig.

Jahre 1889 ziemlich tief lag, wurde nun durch Aufführen der Stützmauern an der Ost- und Nordostseite wesentlich erhöht und erhielt so seine heutige Gestalt. Im demselben Jahre stellte man auch den Wasserbehälter an dem im Stadtwald gelegenen Schillerplatz mit Rohrleitungen und Anschlüssen in dem unteren Stadtteil her. Im Stadtwald erstand aus Anlaß des 800jährigen Jubiläums des sächsischen Herrscherhauses der Wettinhain mit dem Wettinbrunnen. Im Jahre 1890 wurde das Kriegerdenkmal für 1870/71 an der ehemaligen Karlbadstraße und Waldschlößchenstraße errichtet. In diesem Jahre zählte Buchholz 7812 Einwohner. Zwei Jahre später fand eine Erweiterung des unteren Friedhofs statt. Am 14. Dezember 1892 wurde das alte Waldschlößchen durch Feuer zerstört. Das an seine Stelle getretene neue Gebäude sollte aber, wie weiter unten

erwähnt, nur einen kurzen Bestand haben. Im nächsten Jahre ging dieses Grundstück von Paul Bach in den Besitz der Stadt über. Im gleichen Jahre wurde an der Stelle, wo sich bis zum 24. Juli 1893 das „Schießhaus“ befand, der „Deutsche Kaiser“ errichtet. Im Stadtteil Dorothea erstand das Wasserwerk und der neben ihm befindliche Wasserbehälter mit Leitung aus dem Dorothea-Stollen.

Am 4. Mai 1893 begann der Bau der Talstraße. Dieselbe wurde am 13. Mai 1894 dem Verkehr übergeben. Durch diese Straßenanlegung erhielt auch die sogenannte Holzbrücke (erstmalig 1528 errichtet) bei der heutigen Stießelmühle ihre jetzige Gestalt. 1895 waren in Buchholz 7989 Einwohner vorhanden. In diesem Jahre entstand die Halle des Turnvereins „Frisch-Frei“ und 1897 diejenige des „Männerturnvereins“. Am 14. September 1896 wurde das Waldschlößchen abermals durch Feuer vernichtet. Sein Wiederaufbau wurde im gleichen Jahre in Angriff genommen. 1898 wurde die Schule an der Schlettauer Straße bedeutend erweitert und das heutige Krankenhaus an Stelle des von 1849 ab an der „Großen Brauhausstraße“ bestehenden Krankenhauses errichtet, ebenso auch das evangelische Vereinshaus an der Pfarrgasse gebaut, sowie eine übermalige Erweiterung der Wasserleitung durch Hinzunahme des Hunger- und Roscher-Wassers auf der Westseite der Stadt ausgeführt. Die aus dem Jahre 1841 stammende große Talsperrebrücke im Zuge der vorderen Karlbadstraße wurde mit Fußweg versehen. Von 1899-1900 errichtete man das heutige Postamt. Dadurch wurden gleichzeitig die Straßenverhältnisse an jener Stelle durch Verbreiterung bedeutend verbessert. Am 1. Oktober 1900 wurde das Gebäude in Benutzung genommen. In den Jahren 1900-1901 erfolgte der Umbau des 1841 auf den Ruinen des früheren Münzhauses erbauten Rathauses. 1901 beging die Stadt Buchholz die Feier ihres 400jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß wurde auf dem Marktplatz das Denkmal des Begründers der Stadt, Friedrichs des Weisen, enthüllt. Um die Jahrhundertwende befanden sich in Buchholz ca. 520 Wohnhäuser mit 8402 Einwohnern.

Am 1. August 1902 ging die bis dahin im Privat-eigentum gewesene Gasanstalt in städtischen Besitz über. Sie wurde in den folgenden Jahren mehrfach umgebaut und erweitert. 1902 erbaute die Stadt auch den Schlachthof, für eine Stadt von der Größe Buchholz' war dies ohne Zweifel eine besondere Leistung, und man wird stolz darauf gewesen sein. Heute besteht er als solcher leider nicht mehr. Die Kriegsverhältnisse von 1914-1918 brachten es anders.

Es entstand 1902 auch der Haltepunkt Königstraße. Damit wurde einem dringenden Verkehrsbedürfnis entsprochen. Ebenso dringend erforderlich war j. Zt. um die bauliche Ent-



wicklung nicht zu hemmen, eine Gebietserweiterung der Stadt. Dieselbe erfolgte 1902 durch Einbeziehung des sogenannten Kleinräterswalder Berges und am 1. November 1903 durch Eingemeindung eines Teiles von Frohnau. Im gleichen Jahre wurde auch der obere Teil des Friedhofes angelegt. Durch diese Erweiterung und nicht minder bei der Gestaltung der Waldanlagen wie schließlich auch des Waldschlößchen-Parkes hat sich ohne Zweifel der nicht mehr unter den Lebenden weilenende Stadtrat Gustav Siegling ein unvergängliches Verdienst erworben. 1905 war in Buchholz eine Einwohnerzahl von 9307 zu verzeichnen. Das folgende Jahr brachte den Pfarrhaus-

Neubau.

Das Wachsen der Stadt machte es erforderlich, sich nach weiterem Wasser für die Versorgung der Bevölkerung und vornehmlich der Industrie umzusehen. Es wurde daraufhin in den Jahren 1906/07 im Neudorfer Staatsforst eine ansehnliche Wassermenge gefasst und nach der Stadt Buchholz geleitet, sowie daselbst zunächst den beiden bestehenden, vorher erwähnten Behältern an der Bergstraße und am Schillerplatz zugeschürt. In dem gleichen Zeitraum erfolgte der Umbau und eine

#### bedeutende Erweiterung des Buchholzer Bahnhofes.

Er wurde am 1. Oktober 1907 in Betrieb genommen. Die bestehenden überaus mühslichen Betriebsverhältnisse und der fortgesetzte steigende Verkehr hatten diesen Bau schon längst angezeigt erscheinen lassen. Um das Zustandekommen desselben, sowie auch um die vorher erwähnte Erweiterung der Stadt für Buchholz und die Ausdehnung des Wassernutzungsrechtes haben sich der damalige Bürgermeister Schmiedel wie auch der 1918 verstorbenen Stadtrat Kommerzienrat Kunze mit ihren Getreuen außerordentlich verdient gemacht. 1906 wurde übrigens auch ein Teil des drei Jahre vorher von Frohnau zur Stadt Buchholz gekommenen Gebietes mit Gas und Wasser versorgt, ebenso 1907 der oberhalb des Bahnhofes bahnfeitig errichtete Wasserbehälter seitens der Stadt an das Wasserleitungsnetz angeschlossen. 1908 erstand durch die Städte Buchholz und Annaberg auf Buchholzer Seite der Bismarckstraße die Fachschule für Posamentenindustrie. Im gleichen Jahre erfolgte der Wiederaufbau des durch Feuer zerstörten "Sächsischen Hofs" und 1909 derjenige der gleichfalls abgebrannten "Schuhenthal". In diesem Jahre wurde stadtseitig auch das elektrische Leitungsnetz hergestellt — das seitdem ganz bedeutend erweitert worden ist — und auch der fast auf dem höchsten Punkte des Buchholzer Stadtgebietes marktähnliche Wasserbehälter errichtet. Der höchste Punkt von Buchholz liegt 711 Meter über N. N., der tiefste 532 Meter. 1909/10 hessen der Bezirksverband an der Waldschlößchenstraße an Stelle vier kleiner Wohnhäuser einen Anstaltsbau her, racht auch die Überleitung des Neudorfer Wassers in erwähnten Behälter. Anfang des Jahres 1910 war die Einwohnerzahl der Stadt auf 9465 gestiegen. Im Sommer dieses Jahres wurde der Bau der Schulturnhalle mit Feuerwehr-Gerätehaus in Angriff genommen. Die Weihe dieses Gebäudes fand am 1. September 1911 statt. In dem gleichen Jahre erstand auch die Freibadeanstalt am Schlachthof. Mit Beginn des nächsten Jahres kamen gegebenenfalls der Eingemeindung von Kleinräterswalde in das Stadtgebiet Annaberg eine Anzahl Kleinräterswalder Flurstücke an der Bärensteiner Straße zu Buchholz. 1912 erfuhr die Stadtbauerei eine bedeutende Erweiterung. In unmittelbarer Nähe des mittleren in unserem herrlichen Stadtwald gelegenen, von dem früheren Ratsforstler Schwarzbauer und später in städtischen Besitz übergegangenen Forsthauses errichtete 1913 Gastwirt Naumann den Fremdenhof "Forsthaus".

Anfang 1914 betrug die Einwohnerzahl 9741, und sie war im Laufe des Jahres sogar auf über 10000 gestiegen. Dann kam der Weltkrieg. Damit trat in dem Bauwesen fast ein Stillstand ein. Auch nach dem über vier Jahre währenden Kriege war infolge des für Deutschland so ungünstlichen Kriegsausgangs nicht an ein Bauen zu denken, wie wir es zuvor gewohnt waren. Nur allmählich konnte man, wie anderwärts so auch in Buchholz, versuchen, die Bautätigkeit wieder zu beleben, bzw. in Gang zu bringen. Da war es trotz der durch die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse auf etwas über 8000 zurückgegangenen Einwohnerzahl besonders die Wohnungsnachfrage, die es durch Errichtung von Wohnungen abzuholzen galt. Eine ganze Reihe schmucker Wohnhäuser und Häuschen, sowie Um- und Erweiterungsbauten sind in den letzten Jahren ausgeführt worden. Auch Bauten für Fabrik- und Gewerbebetriebe von teils sehr erheblichen Ausmaßen haben erstehen. Im Waldschlößchen ließ der Verband der Regelklubs von Buchholz und Umgegend, der die Waldschlößchen-Gastwirtschaft mittlerweise in Pacht genommen hatte, ein Regelbau-Gebäude mit sechs Bahnern errichten.

Mit all den im Laufe der Jahrzehnte ausgeführten Hochbauten wurden naturgemäß auch Straßen und Wege mit ihren Schleusen und sonstigen Leitungseinbauten erforderlich. Hier und da waren auch schon in der Vorkriegszeit Verbesserungen an Straßen durch Verbreiterungen nötig geworden. In weit stärkerem Maße hat sich dies aber nach dem Kriege infolge der völlig veränderten Verkehrsverhältnisse bzw. des fortgesetzten steigenden Verkehrs mit Kraftfahrzeugen erforderlich gemacht.

#### Auf dem Gebiete des Straßenbaues

haben durch die neuerdings weit stärkere Inanspruchnahme der Straßen andere Wege beschritten werden müssen, als dies vor dem Krieg der Fall war. Besonders waren es die Durchgangsstraßen, denen, wie anderwärts, so auch in Buchholz, das besondere Augenmerk zuzuwenden war. Von diesen kamen in erster Linie die Karlsbader Straße, Brauhaus-, Tal- und Bismarckstraße in Frage. Diese Straßen sind allmählich mit Pflasterung versehen worden. An anderer Stelle wurde die Straßenbefestigung unter Mitverwendung von Teer, wie sie vor dem Kriege noch nicht bekannt war, ausgeführt.

Ein besonderes Kapitel im Bauwesen der Nachkriegszeit war und ist immer noch die infolge der anhaltenden Arbeits-

losigkeit bei vielen Berufsgruppen notwendige Durchführung von Notstandsarbeiten.

Besonders sind es die Tiefbauarbeiten der verschiedensten Art gewesen, bei denen im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Erwerbslose außerhalb ihres eigentlichen Berufs beschäftigt worden sind. Auch gegenwärtig werden städtischerseits Notstandsarbeiten (Schleusen- und Wegebau, sowie Erweiterung der im Neudorfer Staatsforst befindlichen Wasserfassungsanlage) neben anderen Straßenbauten und Erneuerung von Wasserleitungen ausgeführt. Durch die Stadt, wie auch seitens Privater

sind eine Anzahl Hochbauten im Gange. Einschließlich der letzteren bestehen in Buchholz 3. St. 725 bebaute Grundstücke, davon 674 Wohnhäuser. Die Einwohnerzahl ist allmählich wieder auf rund 9000 gestiegen (vor 75 Jahren waren es 325 bebaute Grundstücke, davon ca. 300 Wohnhäuser und etwa 4000 Einwohner). Die Straßen- und Weglänge, die 1854 etwa 11,3 Kilometer betrug, beifert sich heute auf ca. 23,5 Kilometer. Hoffen wir, daß der Stadt Buchholz eine gesunde bauliche Weiterentwicklung in langen Friedensjahren beschieden sein möge.

P.

## Der Obererzgebirgische Bezirks-Feuerwehr-Verband



Der Obererzgebirgischen Zeitung bringen wir zum 75jährigen Bestehen die allerbesten Wünsche für die Zukunft und hoffen, daß die Obererzgebirgische Zeitung auch fernerhin ihre guten Dienste für das Feuerlösch- und Rettungswesen einsetzt und somit, wie bisher, an deren weiterem Auf- und Ausbau mithilft.

Der Obererzgebirgische Bezirksfeuerwehr-Verband Stempel.

## Vom Buchholzer Stadtwald

In der ältesten Zeit, als sich das Eigentum an Grund und Boden noch nicht entwickelt hatte, war der Wald den Göttern heilig. Das Brennholz war frei, nur über das Bauholz führte der Priester die Mahlart und sicherte den Götterfrieden. Zur fahrenden Habe gehörte das Holzhaus; es wurde mitgenommen, neu aufgestellt dort, wo der durch Abbrennen des Waldes geschaffene Acker mehr zu tragen versprach, als der alte. Auch später, als sich das Eigentum an Haus und Hof und an Grundstücken im Dorfe bildete, blieben Wald und Heide Gemeingut. Noch immer

wurde der Wald als Kulturhindernis angesehen, nur die Jagdliebe der Landesfürsten schützte ihn. Bei diesen Bannfürsten handelte es sich weniger um das Grundeigentum, als um die Hoheitsrechte der Jagd und Fischerei. Der Untertan hatte das Recht, seine Holzbedürfnisse daraus zu befriedigen als Servitut, und noch gegen Ende des Mittelalters bestand die Pflicht für den Landesherren, für das Holzbedürfnis seiner Untertanen zu sorgen.

So war es auch, als vor reichlich 400 Jahren Bergleute, angelockt durch reiche Erzfund, sich

#### im Buchholz,

das sich vom Schottenberge zur Sehma erstreckt haben mag, ansiedelten. Über ihr Bannschild, so erzählen die neueren Forschungen in der Geschichte der Stadt Buchholz, konnte seinen Pflichten nicht nachkommen; er konnte das so überaus nötige Bauholz zum Wohnungsbau nicht liefern. Der Landesherr hatte hier keinen Waldbesitz. Jedoch brauchte man dringend Bau-, Schindel- und Grubenholtz. Aus den Wäldern des heutigen Stadtwaldgebiets wurde ja auf der Sehma Holz herabgeflößt, aber es war für die Bergleute unerreichbar. Man griff zur Selbsthilfe, holte sich aus den der Abtei Grünhain gehörigen Waldungen, die in unmittelbarer Nähe lagen, Holz, wenn es sich der Abt auch nicht gefallen lassen wollte. Als dann der Abt auch für teures Geld kein Holz mehr hergeben wollte, haben sich die

Buchholzer Richter und Schöppen an ihren Landesherrn gewandt, und dieser veranlaßte dann den Grünhainer Abt zur Hergabe von mit Wald bestandenen Grundstücken im "Raume gegen Comersdorf" an die Stadt Buchholz. Das waren vor 400 Jahren die ersten Anfänge zum heutigen Buchholzer Stadtwald. Wie groß er war, was er gefloßt hat, und vor allen Dingen wie er aussah, das steht nicht fest. Sicher anzunehmen ist, daß es nicht mehr Urwald, so wie wir den Begriff heute verstehen, war, sondern, daß es sich um einen durch Raubbau vollständig veränderten Wald gehandelt haben mag.

Aufzurauf wurde weiter von Bastian Thiel ein Waldteil um 300 Hufen erworben, aber erst 1590 kam dieser Teil, nachdem er durch Verständigung und Wiederverkauf mehrmals den Besitzer gewechselt hatte,

#### endgültig in den Besitz der Stadt Buchholz.

Von da an seien Unterlagen, welche Schicksale der Waldbesitz erleben mußte. Von 1853 an aber sind sie lückenlos vorhanden.

Im Jahre 1853 kamen Forstingenieure der damaligen königl. sächs. Forstlehranstalt Dresden nach Buchholz und richteten den Waldbesitz der Stadt Buchholz nach den Lehren Cottas, nachdem er vermessen, berechnet und geschätzt worden war, ein, legten alles in einem auf einen Zeitraum von zehn Jahren gültigen Wirtschaftsplan nieder und verhälften so der Stadt Buchholz zu einem geregelten Forstwirtschaftsbetrieb. Die dabei festgestellte Flächengröße betrug rund 113 Hektar und lag nur in der Flur Buchholz. Diese Fläche blieb bis 1884 gleich, erst von 1885 an kaufte die Stadt Buchholz, wohl in Würdigung der finanziellen Erfolge ihres Waldbesitzes, stets kleinere und größere Grundstücke hinzu, so daß der Stadtwald heute rund 174 Hektar groß ist. Diese Fläche verteilt sich auf die Fluren von Buchholz, Schleitau und Sehma.

Als im Jahre 1854 der erstmalig aufgestellte Wirtschaftsplan — der Stadtwald kann also das 75jährige Jubiläum seiner Betriebsregelung feiern — in Kraft trat, war die durch Berechnung und Schätzung festgestellte Bestandsgüte = 3,75, die schlechtesten Bestände nahmen 57 Proz. der Gesamtfläche ein, heute betragen die Zahlen 8,07 und 9 Proz. Fast ähnlich

verhält es sich mit dem Holzvorrat auf einem Hektar. Während er 1854 112 Festmeter betrug, stehen heute 163 Festmeter auf dem Hektar; dabei ist zu berücksichtigen, daß infolge Anbau der großen Anläufe seit 1885 ein ungünstiges Altersklassenverhältnis — es sind zu viel unter 40jährigen Bestände vorhanden — besteht, das auf den Holzvorrat erniedrigend wirkt.

Die Hauptholzart des Stadtwaldes ist die Fichte,

die vorwiegend in reinen Beständen, aber auch in Mischung mit Kiefer, Lärche und Buche vorkommt. Bis zu 140jährige über 40 Meter hohe Bestände bildet sie. Aber auch andere Holzarten leisten auf dem nährstoffreichen Verwitterungsboden des Kreis und Alluviums, den Grundgesteinen des Stadtwaldes, ganz hervorragendes, so daß man mit einem jährlichen Zuwachs von 1000 Festmeter Holzmasse wohl zufrieden sein kann.

Durch die seit 1854 alle zehn Jahre neu aufgestellten Wirtschaftspläne ist die Nachhaltigkeit und die Ordnung vollkommen auch für die Zukunft sichergestellt. Die 1854 vorgenommene Einteilung ist mit geringfügigen Ausnahmen bis heute beibehalten worden. Das über den Stadtwald gelegte Schneisestück, welches gleichzeitig gegen Feuer- und Sturmgefahr schützen soll, zerlegt den Waldbesitz in 16 fast gleichgroße Abteilungen.

#### Größere Beschädigungen des Waldes durch Feuer, Wind und Schnebruch

sind zwar vorgekommen, haben aber nie einen so katastrophalen Charakter angenommen, daß er dauernd darunter zu leiden hätte.

Leider hat der Ausbau des Buchholzer Bahnhofs seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts durch sein Maschinenhaus eine Schadenquelle für den Wald geschaffen, deren Folgen die damalige Stadtvertretung jedenfalls nicht geahnt hat. Das sind die Schäden durch Abgase der Kohlenfeuerung, die die empfindliche Fichte langsam aber tödlicher zum Absterben bringen. Am bedauerlichsten ist dabei, daß diese Schäden in letzter Zeit immer größere Flächen erfassen, ohne daß Abhilfe rechtzeitig geschaffen werden kann. Es wird in großen Teilen des Stadtwaldes die Fichte verschwinden müssen, um den rauchärteren Laubholzern Platz zu machen.

Aber nicht nur forstwirtschaftlich bietet der Waldbesitz der Stadt Buchholz Vorteile. Durch seinen Grund und Boden ziehen sich lange Rohrstränge, die die Einwohnerchaft aus den Quellen und Stollen mit Wasser versorgen, das so nötig überall gebräucht wird. Hat uns doch der Sommer 1928 erst wieder gelehrt, welch großer Vorteil ein mit Wald bestandenes Niederslags- und Quellengebiet ist.

Als im Jahre 1880 der Verschönerungsverein Buchholz gegründet wurde, hat man neben der Verschönerung der Stadt selbst auch die des Waldes mit ins Auge gefaßt. Durch gute und schön angelegte Fußwege wurde das Waldgebiet aufgeschlossen, an passenden Stellen Unterkunftshütten und Ruhebänke aufgestellt und Fernsichten und Durchlässe geschaffen, die das Auge immer wieder von der Schönheit unserer engeren Heimat überzeugen. Berühmt waren — und werden es hoffentlich wieder — die Waldfeste, bei denen sich alle ohne Standesunterschied auf Stunden und Tage vereinen konnten, um die täglichen Sorgen im schönen Stadtwald zu vergessen. Und das soll ja der Wald auch sein, eine Erholungsstätte für alle, aber kein Rummelsplatz für Leute, die da glauben, die Natur mit Gekröhle, Papier und Speisestücken und sonstigen Unrat verzieren helfen zu müssen.

Suchst du aber, lieber Leser, unseren Stadtwald auf, um dort in Gottes freier Natur deine Lungen und Nerven zu stärken, dann denke daran, daß es deine Heimat ist, die dir die Väter vererbt, damit du sie erwirbst, um sie zu besitzen, und du wirst J. B. von Scheffel verstehen, wenn er singt:

Denn das ist deutschen Waldes Kraft  
Doch er kein Siechtum leidet,  
Und alles, was gebrechenhaft,  
Aus Leib und Seele scheidet.  
Wer einmal diesen Jungbrunn fand,  
Der schöpft aus keinem andern —

G. R.

Buchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 • 11. Beilage

# Buchholz vor und seit 75 Jahren

Von weiland Dr. Richard Maute.

Im Jahre 1854 war für das gesamte Erzgebirge eine fiktive und trübe Zeit. Selbst in Annaberg, der größten Stadt des oberen Erzgebirges, waren die Verhältnisse gar bescheiden. Unsere Nachbar- und Schwesternstadt zählte noch nicht 9000 Bewohner, ja die Anzahl der letzteren war von 9294 im Jahre 1852 auf 8842 im Jahre 1855 zurückgegangen.

## Die Posamentenindustrie

fristete bis 1862 jämmerlich ihr Dasein und schien dem Erlöschen nahe. Das Spießkloppeln nährte nur spärlich, da es an Absatz fehlte. Handel und Wandel lagen darnieder. Tödliche Krankheiten hatten sich seitgezehrt. Um eine Notstandskasse ins Leben zu rufen, war eine Anleihe aufgenommen worden, von der in kurzer Frist über 5300 Tlr. verausgabt werden mußten. Seit 1853 war zwischen Russland und der Türkei ein neuer Krieg ausgetragen, aus welchem, als sich der Pforte Frankreich und England annahmen, der erst 1856 beendigte Krimkrieg entstand. So manche wohlältige und gemeldehafte Einrichtung Annabergs, die sich später zu ungeahnter Bedeutung und Kraft erhob, war noch nicht vorhanden. Drei Jahre später erst wurde die städtische Sparkasse errichtet; damals betrugen die Einlagen 7641 Tlr. in 434 Posten. Die Pöhlbergwasserleitung war noch nicht geplant. Sie wurde 1865 und die neuen Leben spendende

## Eisenbahnlinie Annaberg-Chemnitz

im darauffolgenden Jahre eröffnet. Ob man von Westen oder von Osten kam, die ersten Gebäude der Stadt waren Scheunen oder Defonniegehöfe mit Stallung und Wirtschaftsräumen. Vor dem Buchholzer Tor standen nur ein paar unscheinbare Häuschen, das sogenannte Harnischgut war mit Stroh gedeckt. Ein Blitschlag hat es am 5. August 1879 mittags 1 Uhr eingezeichnet. Wo jetzt das Kriegerdenkmal am Wollensteiner Tor steht, zeigte sich ebenfalls eine Scheune. An den städtischen Häusern zwischen Annaberg und Buchholz war damals nicht entfernt zu denken, und die verkehrsreichste Straße, die Buchholzer, hatte bloß Häuser mit Erdgeschoss und einem Stock darauf. Mehrstöckige Gebäude standen nur vier oder fünf dazwischen.

Wie war es vor 75 Jahren in Buchholz? Unser Städtchen mag gegen 3500 Bewohner gehabt haben, denn 1834 zählte es 2478 Einwohner in 214 Wohnhäusern; 1855 zählte es 3883 und 1860 auch noch nicht mehr als 4116 Einwohner. In den meisten der 280 Häuser war Verdienstlosigkeit und Mangel an Nahrung eingeföhrt. Zwar bemühte sich seit 1836 ein Frauenverein um die Pflege der Armen; auch eine Gesindekrankenkasse war 1850 gegründet worden, aber

## das seit 1849 angekaufte Krankenhaus

in der Brauhausstraße lag noch in den ersten unvollkommenen Anfängen und konnte in seinen drei niedrigen Krankenstuben nur sechs Personen aufnehmen. Infolge schlechten Trinkwassers trat der Typhus epidemisch auf und forderte seine Opfer nicht allein in den nach der Schma zu gelegenen Häusern und in den Familien der Armut. Hölzerne Zuleitungsröhren des an und für sich reinen Wassers waren nach und nach durchlässig geworden, lagen nicht tief genug und führten an gar nicht oder dürrig ausgemauerten Dünnergruben vorbei. Hölzerne Bottiche boten der Allgemeinheit ein Überlaufwasser zum Trinken dar, das vor der heutigen Hygiene nicht bestehen würde. Einige Schleusen für die Abwasser waren vorhanden, standen aber mit der Lust auf den Gassen in ungehinderter Verbindung. In dieser verdienstlosen, teuren und durch ansteckende Krankheit

## doppelt drückenden Zeit

suchte man das Elend durch Darbietung nahrhafter Speisen zu lindern, die von Frauen der wohlhabenderen Bürger im Rathaus gekocht und unentgeltlich oder unter den Selbstkosten abgegeben wurden. — Straßen und Wege waren seicht beschottert und entbehrten gepflasterter Liebergänge sowie seitlicher Plattensteige. Bei Staub und bei Regen und bei dunkler Nacht ein mühseliges Fortkommen! Mit Stock und Handlaternen tappte sich der Bürger vom Bier nach Hause, wenn der Mond nicht leuchtete, denn das halbe Dutzend öffentlicher Laternen das übrigens nicht immer angezündet wurde, spendete ein ungenügendes Licht. Das im Jahre 1845 erbaute Brauhaus erzeugte genossenschaftliches Bier, das im Reiheschank für die Gäste und über die Gasse verkauft wurde. Geseuert wurde meist noch mit Fichtenholz, denn Braunkohlen wurden erst 1847 Stein Kohlen 1861 als Heizmaterial eingeführt. Man hatte keine Sparkasse, weder eine Postanstalt, noch eine Eisenbahn, noch eine telegraphische Verbindung. Die Schule war noch nicht gegliedert und zählte, ihren Leiter inbegriffen, im ganzen fünf Lehrer.

Das Vereinsleben war noch wenig entwickelt; Seit 1842 suchte die "Lantane" Volksbildung zu verbreiten; Musik und Geselligkeit pflegte das "Odeon" seit 1845 und die "Euterpe" seit 1847, den Männergefang der "Biederkranz" seit 1839 und die "Lantane" seit 1846. In Buchholz bestand kein Turnverein, während die Nachbarstadt einen solchen seit 1845 besaß. An Stelle politischer Regsamkeit, die in den vierzig Jahren sich mehrmals in bedenklicher Weise geäußert hatte, war, wie allerorten, Aenglichkeit und Mußlosigkeit getreten.

Die von dem großen Brande am 18. Mai 1852 betroffenen 32 Hausbesitzer hatten ihre Neubauten bezogen, und den vier in den folgenden zwei Jahren abgebrannten Einzelgebäuden stand das Bezugserwerben oder der Aufbau bevor. Es mangelte an Baustoff und Baumaterial anderer bürgerlicher Kreise. Die wenigen kapitalkräftigen Leute hielten mehr zurück, als daß sie

## Der Obererzgebirgstuungau an die O. Z.

„Die Jubilarin hat stets mit in erster Reihe gestanden“

**N**er glaubt, daß die reine Luft unserer Berge, das frische Wasser unserer Quellen und der strenge Winter unserer Höhen die Gesundheit und Schönheit unseres Geschlechtes voll gewährleiste, der versteht unser alltägliches Leben und die menschliche Natur nicht. Diese verlangt nach mehr, verlangt auch hier nach durchgeistigter Körperpflege und nach allseitiger ausgleichender Übung, wie sie das deutsche Turnen in vielen Zweigen der Leibesübungen bietet.

Ihre Pflegestätten, die deutschen Turnvereine und Turngäte des oberen Erzgebirges, gleichen vielfach den erzgebirgischen Bächen und Flüssen; in ihnen vereinen sich die turnerischen Kräfte des Gebietes, die aus der Tiefe ans Licht drängen, und die fruchtbaren Niederschläge aus der Zeit, und werden zu Segensbächen für Körper, Geist und Seele unserer Knaben und Mädchen, unserer Jungfrauen und Junglinge, unserer Männer und Frauen.

Darüber aber wölbt es sich wie ein südlicher Himmel, der die Erscheinungen der Erde aufnimmt und verlockend weitergibt; darüber breitet es sich wie ein sinnreicher Spiegel aus, der die wertvollen Strahlen von der turnerischen Tätigkeit in unserem Gebirge sammelt und als lebensvolle Bilder der breiten Öffentlichkeit werbend zeigt: Das ist die Presse, auf die das deutsche Turnen als freie und völlig freiwillige Einrichtung in hohem Maße angewiesen ist.

Die Jubilarin hat stets mit in erster Reihe gestanden, wenn es galt, die Bevölkerung für das Turnen begeisternd mit Schrift und Wort zu gewinnen. Sie hat diesem jederzeit ihre Spalten verständnisvoll geöffnet, sei es, um die Erzgebirger zum Turnen zu rufen, sei es, um von turnerischen Veranstaltungen und Festen bei ihnen zu läuten, sei es, um neuem Segen Bahn zu brechen.

Das danken die Turner dem Verlag und der Schriftleitung der O. Z. auf das wärmste und sie verbinden damit den Wunsch und die Hoffnung, daß das liebe Heimatblatt auch weiterhin kraftvoll bestehen und zum Segen unseres Geschlechtes wirken und daß es dabei das Frisch-Frohm-Fröhlich-Freie Turnerleben und -streben im oberen Erzgebirge fröhlich widerspiegeln und tatkräftig unterstützen möge.

A. Reinhardt, Pressewart des Obererzgebirgstuungaus.

zu Unternehmungen anfeuerten. So blieb denn dieses beim alten, was verjährt, verfallen, dem Verkehr hinderlich und der allgemeinen Wohlfahrt zuwider war. An zwei Stellen läßt die Karlsbader Straße, die Hauptstraße der Stadt, auf welcher der Schwarm der Kurgäste nach Karlsbad jährlich vom Mai bis August und die vierjährige Schwarzenberger Post zweimal täglich fuhr, an einer so drückenden Engsteligkeit, daß sie ein Grauen für Rossen und Wagenlenker war. So blieb einmal zwischen dem Wuhlingischen und Görlichischen Hause, an dessen Stelle nun das Postamt steht, der für die im früheren Berggebäude "Himmlich Heer" errichtete Brauerei bestimmte Braukessel beim Transport eingeklemmt stecken. Ein andermal mußten die Fenster zur Aula der Neuen Schule, welche auf einem Rosswagen quer geladen waren, an dieser Stelle umgeladen werden. — Man hat hören können, an jenem verhängnisvollen 18. Mai 1852 wäre es kein Schaden gewesen, wenn Kirche und Pfarrer, die in den nächsten Jahrzehnten doch hätten umgebaut werden müssen und gut versichert waren, zugleich mit abgebrannt wären. Aber wer will der entsefsten

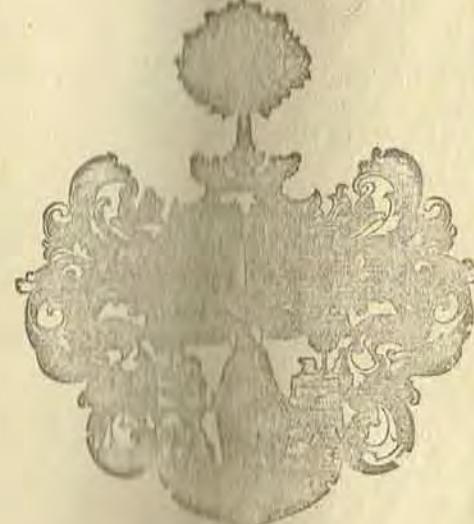
einrichtungen ohne eigentliche Feuerwehr! Man hat auch hören können, sofort nach jenem größten Buchholzer Brande hätte man an die Verbreiterung der Karlsbader Straße gehen müssen: damals wären die Unfosten für Anlauf und Entschädigung noch mäßig gewesen. Aber 1853 und 1854 war, wie gesagt,

Geld überhaupt schwer aufzutreiben; die Stadtväter waren an äußerste Sparsamkeit gewöhnt und



Kurfürst Friedrich der Weise, der Gründer der Stadt Buchholz.

dachten mit Unbehagen an die Summe, welche die Umwandlung der sumpfigen Ochsenwiese in eine Kunstufer (das heutige Bahnhofsterrain) dem Stadtfück gekostet und die in nahrloser Zeit 1846 und 1847 vielen Bewohnern Arbeit und Verdienst verschafft hat! Dazu hatte die Stadt den Grund und Boden ihres Waldes für die neue Schleifauer Straße ohne eine Entschädigung abgetreten, um in dem nächstfolgenden Jahre 1848 viele brotlose Personen bei dem Thausseebau beschäftigen zu lassen. Außerdem war der Platz bei dem Schleifhaus zum ersten Male und mit erheblichen Unkosten geplant worden. — Am nordöstlichen Eingang nach Buchholz, wo kahle und bewaldete Bergabfälle waren, stieg das Stadtbild gerade an, sich etwas freundlicher zu gestalten. Vom Brande 1852 war auch das junge Georg Adlersche Geschäft, das (in dem Martin Leibelt'schen Hause) eingemietet hatte, betroffen worden und sah sich nun zum Bauen gedrängt. Es kaufte das zweistöckige Lanzenberger'sche Fachwerhaus auf Abbruch und errichtete an



Das Stadtwappen von Buchholz.

Flammen Schritt flug und holt ermessen bei der Glut jenes Tages, bei den vielen Holzabwänden, welche der Kirche und Pfarrer nahe waren, bei den noch unvollkommenen Lösch-

## Moderne Musikerziehung

Von Kirchenmusikdirektor Richard Wagner-Buchholz.

dessen Stelle Wohnhaus und Werkstätten, an die sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte ein großer Komplex von Gebäuden dieser Firma anschloß. Schräg gegenüber mußte eine Scheune und das Fabrikhaus von Heinrich Bach und Karl Grund sein, dem imposanten Aufbau der alten Firma G. F. Bach sel. Sohn weichen, und an der Waldschlößchengasse reihen sich lieblich gelegene Häuser und Borgiaarten nach Norden gegen das Bachsche Waldschlößchengrundstück mit seiner Villa und zeitgemäß gestalteten Garten-Restoration hin.

Doch noch frisstet

### Hütten und Holzbaracken aus grauer Vergangenheit

Am mittleren der Stadt ihr unschönes Dasein und wollten zu den Neubauten der letzten Jahre durchaus nicht mehr passen. Nur einige besonders auffällige seien genannt! Eine unfreundliche Nachbarschaft des Almaliensitzen und der Naumannmühle waren das alte hehze Haus und das Spital. Das letztere kaufte Anton Vogel auf Abbruch und erbaute dafür ein stattliches Wohngebäude. Das erstere hat noch zweimal den Besitzer gewechselt; als es — ein willkommenes Objekt für eine Feuerwehrübung — niedergeissen war, wurde es mit den Pragerischen Gerbereibaulichkeiten dem Adlerischen Fabrikkomplex zugeleitet.

An der Karlsbader Straße erregten noch mehrere alte Holz- oder Steinfässen das Missfallen der Passanten. Am vorderen Eingang derselben mußten, von der Straße durch einen tiefen Graben getrennt, die alte schwarze Markus-Schmiede und die Christian-Wolfsche Holzhütte Platz machen. Zwischen dem Buschbeckhause und dem Roserhause (Emil Möckel) lugte aus dem Garten auch noch ein altes Holzhäuschen hervor, das nach dem 52er Brande abgerissen wurde. Es stand an einem Winkelgäßchen. Hinter dem ersten Engpaß war noch ein altes Bechenhaus (von Geyern und Konrad); über die Straße ließen noch die Eisengleise nach der Sturzhalde und daneben stand links die schwarze Mauersbergerische Scheune, rechts davon das alte Huthaus, damals dem Bäcker Wagner gehörend. Gleich daneben erschreckte das uralte Schmidel-Blochhaus durch seine nach der Straße drohende Ausbauchung. Es mußte auf Polizeiverordnung abgerissen werden. Der lezte Mieter (Hunger) konnte sich nicht davon trennen und wurde mit Gewalt zum Ausziehen gezwungen. Den Platz kaufte Uhlig aus Lengsfeld und schaffte für zwei Wohnhäuser Platz, die seine Söhne bezogen. Hoch lag das langgedehnte Klemperer Ungerische Haus mit sehr alter malerischer Holzkonstruktion. Karl Grüwell erkaufte es und ließ es für seinen Wohnhaus- und Reitbahnbau niederreißen. An der hinteren Karlsbader Straße befand sich ebenfalls eines der allerältesten Häuser, das Hilligsche, von starken Blöcken errichtet mit einer Veranda davor, an dessen Stelle C. G. Flor ein massives Haus mit Erdgeschoss und zwei Stockwerken stellte. Der alte Bauersche Steinlasten, Drechslerhäusel genannt, an dessen Stelle Wenzl Kunz sein Gebäude mit Klinkerfassaden setzte, ist dem jetzigen Geschlechte noch gut in Erinnerung.

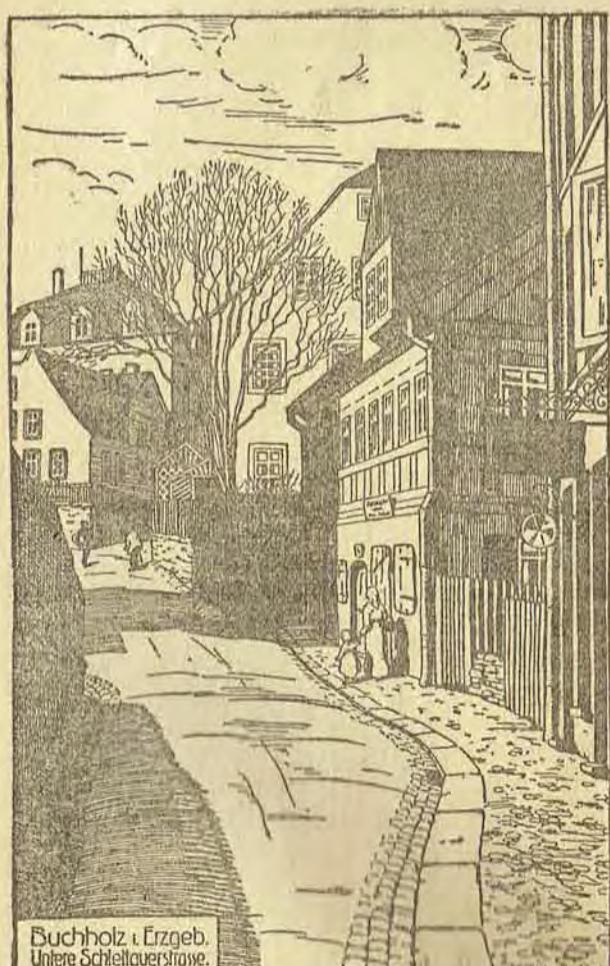
Vielle Beispiele sind aufgeführt, die insgesamt die bedrängte Lage der meisten kommunalen und privaten Verhältnisse vor 75 Jahren nachweisen, und denen als letztes ein hoher Lebensmittelpreis angefügt sei: ein Pfund Brot kostete 19 Pfennige.

So standen die Dinge in Buchholz, als der Buchdrucker Karl Lindner die „Obererzgebirgische Zeitung“ gründete.

\* \* \*

So weit Dr. Richard Mautz, der unvergessene, geschätzte Chronist der Stadt Buchholz, dessen die „O. Z.“ gerade auch an ihrem 75-Jahr-Dublüm in Verehrung und Dankbarkeit gedenkt, gehörte doch auch er zu den langjährigen, treuen Mitarbeitern an unserem Blatt.

Wie nun die Geschichte unserer Heimatzeitung sich von ihrer Gründung durch Karl Lindner an entwickelten, ist in einem eingehenden Artikel in dieser Nummer aus der Feder unseres Herrn Siegfried Seidel, in fesselnder Weise dargelegt worden, der sicher ebenfalls lebhaftes Interesse auslösen wird.



Buchholz i. Erzgeb.  
Untere Schleifauerstraße.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“, die in diesen Tagen ihre Dreiviertel-Jahrhundert-Feier begeht, hat bei der Tätigkeit ihrer Schriftleitung sehr erfreulichen Wert darauf gelegt, das Verständnis für gediegene musikalische Veranstaltungen kirchlicher und weltlicher Art ihrem Leserkreise näher zu bringen. Wir Chorleiter begrüßen solches Wirken sehr, da daselbe unsere Arbeit nur fördern kann. Andererseits habe ich oft genug gehört, welchen Nutzen das Publikum aus den Besprechungen der Konzerte im wachsenden Maße zieht.

Im Gedenken an all diese gemeinsame Arbeit benutze ich die Gelegenheit des 75jährigen Jubiläums unserer Heimatzeitung gern dazu, auch meinerseits wieder einmal durch die Spalten des Jubelblattes zur Offenheit musikpädagogisch zu sprechen. Ich will dies unter dem Thema tun: „Moderne Musikerziehung“.

Wie leicht ist es doch dem Gegenwartsmenschen gemacht, Musik zu hören! Im bequemen Lehnsessel vermag er in seinem Heim die schönsten Konzerte großer Kapellen und bedeutender Chöre, die Vorträge berühmter Solisten, ja, ganze Opern, kurzum Musik aller Art, und zwar aus allen Musikzentren Europas zu hören. Durch diese bequeme Art, Musik zu hören, ist er allerdings gewissen Gefahren ausgesetzt. Die eine besteht in der Möglichkeit einer Überfüllung an Eindrücken, zum andern gerät er in Gefahr, die eigene musikalische Betätigung zu vernachlässigen, selbst nicht mehr denkend in das Reich der Töne einzudringen und Einheiten der Musik überhaupt nicht mehr zu erfassen.

### Das musikalische Denken

ist aber nicht nur durch das Radio, sondern auch schon vor Einführung dieser wunderbaren Erfindung auf andere Weise mechanisiert worden, durch die musikalischen Gepflogenheiten der letzten Jahrhunderte. Die Gehörbildung wurde seit der Vorherrschaft der Instrumentalmusik vom Instrument abhängig gemacht. Viele unserer gebildeten Sänger und Sängerinnen üben sich ihren Liedstoff am Klavier ein. Ein Lesen von Musik mit deutscher Klangvorstellung fällt ihnen schwer oder ist ihnen unmöglich.

### Diesem Uebelstande will die moderne Musikerziehung abhelfen.

Sie will den Menschen zum inneren Hören, zum selbständigen Hineindenken in die musikalischen Vorgänge erziehen und so auch das Notenlesen beim Musizieren erleichtern. Die Erfüllung dieser Aufgabe hat sich eine ganz neuartige Gehörbildungsmethode zum Ziele gesetzt, die seit einer Reihe von Jahren an Konservatorien, Akademien, Musiklehrer-Seminaren, an Volks- und höheren Schulen Deutschlands, der Schweiz, Englands und Amerikas Einführung gefunden hat:

### Tonika-Do.

Was will dieser Ausdruck besagen? Die Tonika ist der Grundton irgendeiner Tonart und wird stets mit der Silbe Do bezeichnet. Die Lehre geht von der Erkenntnis aus, daß sich die musikalischen Bewegungen einer Melodie innerhalb einer einzigen Tonreihe, der Dur-Tonleiter (der Normal- oder Urtonleiter), vollziehen. Ob ein Lied in Es-Dur von einem Männerchor oder in C-Dur von einem gemischten Chor vorgetragen wird, bleibt sich insofern gleich, als es als dasselbe Lied erkannt wird. Die Tonverhältnisse innerhalb der Melodie und auch Harmonie (nur mit dem Unterschied enger bzw. weiter Akkordlage) sind dieselben geblieben. Die Normaltonleiter ist also an seine bestimmte Tonhöhe gebunden, sie kann hoch oder tief stehen, ihre Höhe ist nicht absolut, sondern relativ. Tonika-Do geht demnach vom relativen Tonbewußtsein aus. Diese Urtonleiter wird nun vom Grundton aus, dem Fundament alles musikalischen Geschehens, entwickelt, aber nicht in der Stufenreihe von 1—8, sondern nach der Bedeutung, dem Wesen der einzelnen Töne und ihrer Funktionen. Tonika-Do macht die Schüler zunächst mit den 3 Tönen des tonischen Dreiklangs, der den Grundcharakter einer Tonart bezeichnet, bekannt. Dann folgen die Töne des Dominant-Dreiklangs (des Dreiklangs der 5. Tonleiterstufe) und endlich die Töne des Subdominant-Dreiklangs (4. Tonleiterstufe). Das sind im ganzen 7 verschiedene Tonstufen. Alle leitereigenen Töne haben in ihrer Abhängigkeit vom Grundton ihr besonderes Charakteristikum. Dieses wird in treffender Weise durch besondere Handzeichen veranschaulicht. So wird der Grundton als das Sinnbild der Festigkeit durch die geballte Faust, die aufsteigende lustige Dominante durch eine senkrecht gestellte Hand mit hochgehobenem Daumen, die mit schwelende Terz durch die waghäufige vorgehaltene Hand, die 7. Stufe als aufwärts strebender Leiteton durch den erhobenen Zeigefinger, die 4. Stufe als abwärts strebender Leiteton durch den abwärts weisenden Zeigefinger, die 6. Stufe in ihrem Charakter der Trauer durch loses Herabhängen aller 5 Finger (Trauerweide) und die 2. Stufe der Tonleiter mit ihrem Streben nach oben durch die aufwärts gerichtete Handfläche dargestellt, charakterisiert. Diese 7 Tonleiterstufen werden anfangs nicht durch Buchstaben (Notennamen), sondern durch Silben bezeichnet (Tonsilben). Es sind mit geringer Aenderung dieselben, die schon vor 900 Jahren der kluge Mönch Guido von Arezzo erfand:

### Do, Re, Mi, Fa, So, La, Ti.

Durch ihre Zusammensetzung aus Konsonant und Vokal bewähren sie sich auch sprachtechnisch gut. Der Ton bekommt also einen Silbennamen und ein Handzeichen. Besondere Anschauungstafeln zeigen die Töne auch in ihren räumlichen Abständen, so daß man daran Ganz- und Halbstufen deutlich erkennen kann. Nach Gewinnung der Normaltonleiter wird die Modulation, d. h. Aenderung der funktionellen Verhältnisse, höchst anschaulich entwickelt.

Der Ton, der den Übergang von der alten zur neuen Tonart (Funktion) bezeichnet, bekommt eine doppelte Darstellung. Er wird zunächst mit der Tonsilbe und dem Handzeichen der alten Funktion durch die eine Hand und sofort

darnach mit der Tonsilbe und dem Handzeichen der neuen Funktion durch die andere Hand bezeichnet. Mit Hilfe dieses sogenannten Brückentones lernt der Schüler in die entferntesten Tonarten modulieren. An die Modulation schließt sich die Behandlung der chromatischen Skala, der alten Kirchentonarten und des Mollgeschlechts an.

### Hand in Hand

mit der melodischen Erziehung geht die rhythmische.

Auch hier geht die neue Lehre eigene Wege. Tonika-Do unterscheidet nur Zwei-, Drei- und Vierschlag, alle anderen Taktarten sind Abzweigungen davon. Die Notendauer wird, als Schlagdauer bezeichnet; so unterscheidet man Ein-, Zwei-, Drei-, Vierschlagsnoten, halb-, Drittelschlags- usw. -noten. Der Rhythmus wird geschlagen, geschritten, geslatscht, geklopft, also körperlich erlebt, ehe er zur schriftlichen Darstellung gelangt. Tonika-Do hat auch eine eigene Talsprache; es werden beim Sprechen des Rhythmus besondere Talsilben verwendet, beim Einschlagton ta, Zweischlagton ta-a, bei zwei Halbschlagtonen ta-te, bei drei Drittelschlagtonen ta-te-te, bei vier Viertelschlagtonen ta-ta-te. Der Vorteil der Talsprache besteht darin, daß der Schüler ohne besondere Erklärung den gegebenen Rhythmus rasch wiedergeben kann; die Verständlichkeit wird möglichst in den Hintergrund gedrängt.

Tonika-Do hat endlich auch eine besondere Tonschrift. Das bekannte Lied „Kommt ein Vogel“ wird schriftlich so dargestellt: m f s m m | m r r m | f r r | s — m f s m m | m r r m | f t t | d — | Die Buchstaben sind die Anfangsbuchstaben der Tonsilben. Der bloße Buchstabe bezeichnet einen Einschlagton, der Buchstabe mit dem Strich dahinter einen Zweischlagton, die Buchstaben unter einem Strich sind Töne vom Werte eines Schlagtes; die tiefschlagende Eins bei t bedeutet die tiefere Oktave.

Nachdem der Schüler in dieser Form rhythmisch-metrisch singen und treffen gelernt hat,

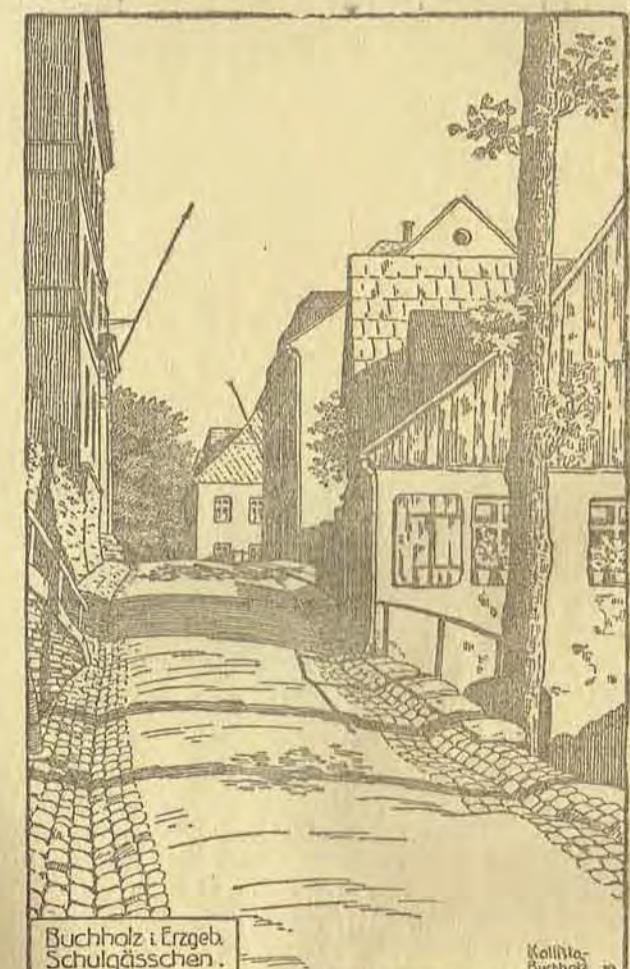
erfolgt der Übergang zur Notenschrift.

Da handelt sich's zunächst darum, den Grundton im Liniensystem festzulegen. Ein besonderer Schlüssel, Do-Schlüssel genannt, gibt seine Stellung an. Darauf wird der tonische Dreiklang errichtet; er gibt das Gerüst für das Erfassen des Notenbildes. Die Noten werden erst mit Tonsilben, dann mit Notennamen gefügt. Später erscheint der Violinschlüssel und die Anordnung der Versetzungssymbole. Der ganze Lehrgang ist folgerichtig und lückenlos aufgebaut und führt sicher zu dem Ziele, eine Melodie auch ohne Instrument richtig vom Blatte zu singen. Mag er manchem Fernstehenden als Urmweg erscheinen, in Wirklichkeit ist er's nicht, sondern er ist ein Torweg, dessen Grundprinzip lautet: immer erst die Sache erkennen, dann das Zeichen dafür zu lehren.

Noch ein kurzes Wort über Einführung und Verbreitung der Lehre. Daß Tonika-Do in Deutschland Wurzel schlägt, ist einer Frau zu danken, der Gesangslehrerin Agnes Hundegger in Hannover. Das Reis, das sie auf deutschem Boden pflanzte, ist jetzt bereits zu einem ansehnlichen Baume herangewachsen. Ihren Bemühungen ist es gelungen, daß in Deutschland ein To-Do-Bund gegründet wurde, der seinen Sitz in Berlin und Hannover hat und dessen Vorsitzender Kantor Skier in Dresden ist. Der Bund besitzt eine zahlreiche Anhängerschaft in allen Teilen Deutschlands.

Damit will ich meine Betrachtungen über die moderne Musikerziehung an dieser Stelle schließen.

Ich tue dies nicht, ohne der Jubiläum und ihrer bewährten Führung, die der „O. Z.“ den Platz in vorderster Front der Provinzprese in einem glänzenden Aufstieg besonders nach der Inflation auch gesichert hat, meine Wünsche in herzlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Ich weiß, daß diese Empfindungen und Feststellungen die gesamte Sängerschaft mit mir teilt.



Buchholz i. Erzgeb.  
Schulgässchen.

Kollegiat  
Buchholz.

FESTNUMMER

# Obererzgebirgische Zeitung / Tageblatt

75

1854-1929

Buchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 • 12. Teilage

## Schule und Presse

Von Studienrat Dr. Nicolai-Buchholz.

Ein Vorwurf, der häufig der Schule gemacht wurde, war der, daß sie den Blick zu stark auf die Vergangenheit statt auf die Gegenwart richtete. So ganz unrecht hatten die Tadel nicht, denn tatsächlich hat die rein geschichtliche Einstellung des deutschen Bildungswesens oft zur Folge gehabt, daß wichtige Geschehnisse der Gegenwart in der Schule nicht voll ausgewertet wurden. Es ist noch nicht zu lange her, daß die deutsche Literaturgeschichte mit Schiller und Goethe aufhörte, und daß mit den Freiheitskriegen die geschichtlichen Darstellungen ihr Ende fanden. So war es denn selbstverständlich, daß die Schule keine Zeit fand, sich mit Fragen der auf die neueste Gegenwart eingestellten Presse zu beschäftigen. Und Zeitunglesen galt wohl noch vor 20 Jahren als eine Beschäftigung, die für einen Schüler als Zeitverschwendug bezeichnet wurde.

Erst die großen geschichtlichen Ereignisse der Gegenwart waren Zeugen und Mitbereiter wir sind, haben die Schulen stärker auf Gegenwartsfragen eingestellt. Und so hat auch

die Presse, als Vermittlerin des Wissens

über gegenwärtiges Weltgeschehen Einzug in die Schule gehalten.

In der Darstellung der Kulturgeschichte wird hingewiesen, wie jederzeit das Bedürfnis, Neues zu erfahren, sehr stark war. Der Lehrer zeigt, wie im alten Athen alltäglich vormittags auf dem Markt die Nachrichten, die angekommene Reisende mitbrachten, verbreitet wurden. Im alten Rom gab es regelmäßige Anschläge, acta diurna, die wichtige Meldungen enthielten. Im Mittelalter halfen die Spielleute und fahrenden Gesellen, Nachrichten zu verbreiten. Und als die Kunst des Drucks erfunden war, begann der Siegeszug der Presse, anfangs in vereinzelten Flugblättern, dann in regelmäßigen Berichten der großen Kaufhäuser auf den Messen, dann in den Gazetten, denen Friedrich der Große zusicherte, daß sie „nicht geniert werden“ durften. Das neunzehnte Jahrhundert brachte dann nach manchen Kämpfen mit den Behörden, die die Presselfreiheit nicht zugestehen wollten, die volle Entfaltung der Presse. Und heute gilt die Zeitung als ein wesentlicher Bestandteil des geistigen Lebens eines Volkes, an dem eine lebensnahe Schule unmöglich vorübergehen kann.

In erster Linie ist es der Geschichtsunterricht, der Wert darauf legen muß, daß die Zeitungsnachrichten verbreitet und verstanden werden. Ich lasse seit vielen Jahren im Geschichtsunterricht der oberen Klassen des Annaberger Staatsrealgymnasiums allwöchentlich kurze Berichte über das Wichtigste aus der Zeitung geben. Aufgabe des Lehrers ist es, die Ereignisse in Verbindung mit der Vergangenheit zu bringen und den Blick für die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens zu fördern. So lassen sich leicht von den meisten Ereignissen Verbindungslinien zu der Zeit herstellen, die gerade im Geschichtsunterricht zu besprechen ist. Gelegentlich kaufe ich auf dem Bahnhof Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen und lasse dann die Schüler herausuchen, inwiefern jede politische Richtung sich anders zu einem bestimmten Ereignis einstellt. So wird der heranwachsende Mensch erzogen, die Zeitung kritisch zu lesen.

Und in der gemeinsamen Aussprache wird das Verständnis dafür geweckt, welche große Gewalt die Presse besitzt. Der Schüler sieht, wie in der einen Gruppe von Zeitungen bestimmte Nachrichten hervorgehoben werden, die in einer anderen Gruppe ganz weggelassen sind. Er lernt nachdenken, welche Beweggründe zugrunde liegen. Und so erkennt er, daß großkraftige am Werk sind, durch die Presse Einfluß zu gewinnen. Er versteht, daß

die Presse eine ungeheure Bedeutung für unser gesamtes öffentliches Leben

hat. Eine Bedeutung im guten Sinne, denn eine nach edlen Gesichtspunkten geleitete Presse kann Priesterdienste am Volke leisten. Aber auch eine Bedeutung im übeln Sinne, denn es können hinter den Zeitungen Kräfte stehen, die zerstörend wirken, oder Kräfte, die die Deutlichkeit zum Vorwand für selbstförmige wirtschaftliche oder politische Zwecke missbrauchen wollen.

Auch andere Beobachtungen lernen die Schüler anstellen; sie bekommen einen Blick dafür, ob die Zeitung Eigenart besitzt, ob sie Wert darauf legt, geistig Wertvolles zu bringen. Sie urteilen darüber, ob der bildende Teil im richtigen Verhältnis zum wirtschaftlichen und sportlichen Teile steht usw. Aus den Anzeigen lassen sich Schlüsse auf das Verbreitungsgebiet der Zeitung ziehen. Die Eigenart des „Zeitungsstils“ wird zum Bewußtsein gebracht. Und schließlich ist es für die Schule immer ein Gewinn, wenn die Besitzer der Zeitungen die Erlaubnis geben, den technischen Betrieb der Druckerei durch Klassen besichtigen zu lassen.

So hat also die Presse Einzug in die Schule gehalten. Da die Fülle des Wissensstoffes in unserer Zeit unaufhörlich anwächst, ist die Presse der Schule eine Mithelferin im Übermitteln dieses Wissens geworden. Sehr oft erhält der Lehrer auf seine Frage, woher das Kind eine bestimmte Sache wisse, die Antwort: „Das stand in der Zeitung“. Es ist sicher von großem Werte, wenn zwischen Schule und Presse ein gutes Einvernehmen besteht. Und da beide dasselbe Ziel haben, am Wiederaufbau unseres Volkes mitzuwirken, ist zu hoffen, daß das gemeinsame Wirken beider unserem Vaterlande von Nutzen ist.

## Erzgebirgler grüßen aus Amerika

Grüße aus Amerika.

Brooklyn, im August 1929.

Als Erzgebirgler erfreuen wir uns auch im Ausland jahrzehnt, Jahrein unserer prächtigen Heimatzeitung „O. Z.“ mit ihrem reichen und glänzend aufgebauten Inhalt aus aller Welt, mit ihren ausführlichen heimatlichen Nachrichten und der Feingefügtheit, mit der das ganze Blatt aufgebaut ist. Jetzt nun hören wir, daß unsere „Obererzgebirgische Zeitung“ im September ihr 75jähriges Bestehen begeht. Mit Freude ergreifen wir deshalb die Gelegenheit, dem lieben Heimatblatt zu seinem Jubelstag die herzlichsten Glückwünsche über das Weltmeer hin, verbunden mit treudeutschem Gruß zu senden.

„Glück auf!“

Gerhard Herrmann - Harry Schreiber.

Rockville (U.S.A.), im August 1929.

Ich freue mich herzlich zu vernehmen, daß unsere liebe „Obererzgebirgische Zeitung“ im September ihr 75jähriges

Jubiläum feiern kann. Es ist ein bedeutungsvoller Abschnitt, an dem die „O. Z.“ angelangt ist. Wieviel Geduld mit den Unzufriedenen mußte sie haben, wie mußte sie mitarbeiten an der Läuterung der Zeit, an der Entwicklung zerschreiter politischer Verhältnisse und jetzt wieder ohne Rast und Ruhe am Aufbau des Vaterlandes.

Nie hat die Zeitung die Flinte ins Korn geworfen, sie hat standgehalten in guten und bösen Tagen, als steter Schildhalter des Deutschstums, als Förderer von Kunst und Wissenschaft, als Hüter der Seele und des Gemütslebens, des Glaubens und der Heimatliebe.

Möge sie so noch vielen Generationen Führer, Lehrer, Ratgeber und Helfer sein.

Hoch soll die „O. Z.“ leben, hoch unser liebes Heimatblatt!

Ich selbst erblickte 1851 die Welt und grüße, drei Jahre älter, die 75jährige!

Ein herzliches „Glück auf!“ der lieben Jubilarin und dem gesamten Heimatland!

Ferdinand Kreiser.

## Die Entwicklung der Eisenbahnanlagen in Buchholz

Am 3. August dts. Jrs. jährt sich zum 57. Male der Tag, an dem die industriell so regelmäßige Stadt Buchholz unmittelbar an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde durch die am 3. August 1872 erfolgte Inbetriebnahme der 19 Kilometer langen „Sächsisch-böhmischem Verbindungsbahn Annaberg-Weipert“, deren Bau im Spätherbst 1869 von einer Privatbahngesellschaft in Angriff genommen worden war, deren Betrieb aber von Anfang an von der Sächsischen Staatsseisenbahnverwaltung mit ihren eigenen Betriebsmitteln gegen einen Anteil von 50 Proz. der Brutto-Einnahmen geführt wurde. In Weipert wurde die Bahnlinie Annaberg-Weipert nach einem zwischen Österreich und Sachsen am 29. Sept. 1869 abgeschlossenen Staatsvertrag an die damalige Bischlebader Privatbahn, die jetzt in die tschechoslowakischen Staatsbahnen aufgegangen ist, angeschlossen.

Die Privatbahn-Gesellschaft, welche die Linie gebaut hatte, geriet später durch den Wettbewerb der am 12. Juli 1875 in Betrieb genommenen Chemnitz-Komotauer Bahnlinie in finanzielle Schwierigkeiten und bot daher ihre Bahnlinie Annaberg-Weipert dem Sächsischen Staat zum Kauf an, der sie am 1. 7. 1878 zu Eigentum übernahm. Die Linie wurde nunmehr vom Sächsischen Staat als Fortsetzung der am 3. September 1862 begonnenen und

am 1. Februar 1866 eröffneten

Chemnitz-Annaberger Staatsbahnlinie

betrieben, für deren Führung durch das Zschopautal sich Regierung und Landstände unter verschiedenen schon seit 1854 erwogenen Projekten, die sich mit der Einbeziehung des oberen Erzgebirges in das Staatsbahnnetz befaßten, entschieden hatten.

Die 2,7 Kilometer vom Bahnhof Annaberg entfernt und südlich der einstigen Bahnkreuzung mit der „Chaussee nach Wiesenthal“ im Jahre 1872 angelegte Station Buchholz zeigte eine bescheidene Gleisanlage mit einem Hauptgleis, vier Nebengleisen und 10 Weichen, war etwa 300 Meter lang und bis zu 50 Meter breit. Im Jahre 1874 wurde ein zweiter Personenzugsperron hergestellt.

Die erste namhafte Erweiterung erfuhr der

Bahnhof Buchholz im Jahre 1889,

als die „Buchholz-Schwarzenberger Staatsseisenbahnlinie“ dort eingeführt wurde. Die Wahl des Anschlußpunktes dieser neuen Bahnlinie fiel auf Buchholz, nachdem sich die Staatsregierung

schon seit 1882 eingehend mit der Frage beschäftigt hatte, auf welche Weise die zwischen Annaberg und Schwarzenberg gelegene Gegend für den Eisenbahnverkehr am zweckmäßigsten erschlossen werden könne.

Durch die Inbetriebnahme dieser neuen 24 Kilometer langen Bahn am 1. 12. 1889, sowie ferner durch die Eröffnung der Schmalspurbahn Cranzahl-Oberwiesenthal am 20. 7. 1897 wurden die Verkehrsbeziehungen des Bahnhofs Buchholz immer mannigfältiger, und der Nah- und Durchgangsverkehr entwickelte sich in einem immer stärker werdenden Ausmaße. Der Industrie von Buchholz und Umgebung wurden durch die Einführung der neuen Linien in das Bahnnetz die Wege gegeben zum vorteilhaftesten Bezug von Rohstoffen und Kohlen, zu billigerem Versand ihrer Erzeugnisse und somit zum erfolgreichen Wettbewerb auf dem Markt.

Am 1. Oktober 1902 erhielt die Stadt Buchholz im Haltepunkt „Königstraße“

eine zweite Eisenbahnverkehrsstelle in besonders günstiger Lage mitten zwischen den Bahnhöfen Annaberg und Buchholz. Der Haltepunkt Königstraße wurde schon in den ersten Jahren nach der Eröffnung stark benutzt. Im Jahre 1905 reisten dort 45 500 Personen ab, gegen 43 700 auf Buchholz Bahnhof selbst. Die Zahlen sind im Jahre 1928 auf 120 088 bzw. 140 107 gestiegen.

Um die Jahrhundertwende wurden infolge der weiteren Zunahme des Personen- und Güterverkehrs auf den Linien Weipert-Annaberg-Flöha und Buchholz-Schwarzenberg die Betriebsverhältnisse schwieriger und die Bahnanslagen unzulänglich. Die Staatsseisenbahnverwaltung mußte sich daher zu größeren Erweiterungen und zu neuen betrieblichen Maßnahmen entschließen. Nach eingehenden Untersuchungen wurde die zweckmäßigste Lösung darin erkannt, daß der Beginn und das Ende der Zugsläufe nach dem Anschlußbahnhof Buchholz zu legen seien, und daß

dieser Bahnhof in größerem Umfang erweitert

werden müsse, weil der Bahnhof Annaberg wegen der überaus ungünstigen Lage zwischen engen Talwänden selbst bei Aufwendung sehr bedeutender Mittel sich nur als in beschränktem Maße erweiterungsfähig erwies. Im Frühjahr 1904 genehmigte der Landtag die Regierungsvorlage über die Erweiterung des Bahnhofs Buchholz mit einem veranschlagten

Kostenbetrag von 1 600 000 Mark.

Der Bau wurde in den Jahren 1905 bis 1908 durchgeführt. Im Zusammenhang mit dem Bahnhofsumbau wurde die Staatsstratenunterführung am Nordende des Bahnhofs hergestellt, auch mußte der Schmabach auf 750 Meter Länge verlegt werden, um Raum für die Erweiterung des Bahnhofes zu schaffen. 1912 wurde der Stückgut-Umladeverkehr vom Bahnhof Annaberg nach Bahnhof Buchholz verlegt. Im Frühjahr 1929 ist der Bahnhof Buchholz außerdem Hilfszugstation geworden.

Zum Vergleich des jetzigen Umfangs

des Bahnhofs Buchholz

mit der eingangs beschriebenen einfachen Anfangsanlage vom Jahre 1872 werden folgende Angaben interessanter:

Die Länge des Bahnhofs zwischen den Einfahrweichen beträgt über 900 Meter, seine größte Breite etwa 150 Meter, die Gesamtlänge der Gleise nahezu 6 Kilometer, die Zahl der Weichen 79. Der Bahnhof hat ferner ein Bahntriebwerk, dem 38 Lokomotiven zur täglichen Behandlung zugewiesen sind. Im Verwaltungs- und Betriebsdienst werden 150 Bedienstete, im Bahntriebwerk und im Zugförderungsdienst werden die gleiche Anzahl von Bediensteten beschäftigt. Zurzeit werden auf dem Bahnhof Buchholz täglich durchschnittlich 47 Personenzüge und 37 Güterzüge abgefertigt.

Mit diesen Darlegungen gestatten wir uns, anlässlich des 75. Jahrs zu bestehens Ihrer geschätzten Zeitung unsere besten Glückwünsche auch für die Zukunft zum Ausdruck zu bringen.

Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft,  
Reichsbahndirektion Dresden.

Pressestelle: i. V. Dr. Wiegand.



Richard Schmidt  
Dresden-Al. Webergasse 21

Klischées  
Zeichnungen  
Entwürfe  
Gegründet  
1902

## Entwicklung und Pflege der Leibesübungen in Buchholz

Von Studienrat Rudolf Olschay.

Das Wort Leibesübungen ist heute zum allgemeinen Schlagwort geworden. Das Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft ist ohne sie kaum noch zu denken. So scheint es ein höchst überflüssiges Beginnen zu sein, auch nur ein Wort zur rechten Einschätzung der Leibesübungen zu sagen. Und doch gibt es schon Menschen, die von allgemeiner, starker Überzeugung sprechen. Sicherlich urteilen diese nach der Oberflächlichkeit und Veräufzerlichkeit, die allerdings bisweilen in recht bedenklichem Maße zu beobachten ist. Nicht zu leugnen ist, daß wir das Wort Leibesübungen zu sehr in der Bedeutung von Körpererziehung gebrauchen. Diese Auffassung scheint mir recht einseitig. Abgesehen davon, daß die meisten, bewußt oder unbewußt, durch Körpererziehung Charakterbildung, Persönlichkeitsbildung erstreben, ist es doch ein Unding, den Menschen in ein körperliches, geistiges und seelisches Gebilde zu trennen. Der Mensch ist eine Einheit, die nie und nimmer willkürlich zerlegt werden kann. Und darum müssen Leibesübungen, wenn sie Sinn haben sollen, aufgefaßt und betrieben werden, soweit sie zur Erziehung des gesamten Menschen dienen. Erst dann werden sie fruchtbringend und aufbauend sein. So geht man denn auch heute von vielen Seiten mit starkem Ernst und betonter Innerlichkeit an die Leibesübungen heran und kämpft für eine vertiefte Auffassung der körperlichen Erziehung als wertvollen, unentbehrlichen Bestandteil der Gesamterziehung des Menschen.

Leibesübungen pflegen wir aus gesundheitlichen, sittlichen oder anderen verstandesmäßigen zu erfassenden Gründen. Auf eines sei indessen besonders hingewiesen. Aller Nutzen und alle Vorteile der Leibesübungen in Ehren, aber

wir dürfen nicht zu weit gehen,

sie zur Pflicht, zur Arbeit, zur Lust zu machen. Sie müssen Erholung und Lebensbereicherung sein. Sie müssen zu einem inneren Erlebnis werden, in uns Freude auslösen. Erst dann führen sie zu einer Steigerung des Lebensgefühls in uns und werden, wie schon Guts Muths so treffend gesagt hat, "Arbeit im Gewande jugendlicher Freude" sein. Freude am Spiel der Kräfte, an der Schönheit der wohlgebildeten Körper, an der Gewandtheit ihrer Bewegungen, das sei uns vor allem der Inhalt aller Körpererziehung.

Seit wann treibt man eigentlich Leibesübungen?

Seitdem es Menschen gibt, gibt es Leibesübungen. Sie sind nicht erst künstlich erfunden worden, sie sind da, vom Beginn des Lebens, sie sind eine Ausprägung des Lebens überhaupt. Stets haben wir Leibesübungen bei allen Völkern der Erde, des Stadtmenschen, bei den alten Germanen und mehr oder weniger häufig in den Menschen des Mittelalters und der Neuzeit. Eine eigene Übung und Pflege der Leibesübungen beginnt in land allerdings erst mit dem Turnvater Ludwig Jahn einen Vorläufern. Die Gründung des ersten Turnplatzes der Hasenheide bei Berlin im Jahre 1811 und Heranbildung von tüchtigen Turnerführern waren verheizungsvolle Anfänge in der Körpererziehung der deutschen Jugend. Turnsperrre und Gefangenenschaft Jahns machten diesen Bestrebungen ein jähes Ende. Erst nach der Aufhebung der Turnsperrre 1842 regte sich allenthalben neues Leben. In Sachsen war Jahns Einfluß zunächst sehr gering. Erst durch den Turnvater Otto Häubner in Plauen wurde das Turnen vom Vogtland aus planmäßig über größere Teile Sachsen verbreitet, so auch in unserem Erzgebirge. Aus dieser Zeit lassen sich

die ersten Spuren turnerischen Lebens in Buchholz nachweisen. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß schon am 30. Mai 1847 die Turnerei in Buchholz durch die Gründung eines Turnvereins Eingang fand. Nach einem erfreulichen Aufschwung trat jedoch bald infolge der politischen Wirren der Jahre 1848–50 eine allmähliche Erschlaffung ein, die schließlich die Auflösung des Turnvereins zur Folge hatte. Erst das Jahr 1861 gab den Dingen eine neue, entscheidende Wendung. Im ganzen deutschen Vaterland hatte die Turnfahrt inzwischen weitere Verbreitung gefunden. Man erkannte ihre segensreichen Wirkungen immer mehr an, und auch die Regierungskreise, die ehedem der Turnfahrt ziemlich abhold gewesen waren, kamen zur Erkenntnis ihres hohen Wertes.

Veranlaßt durch eine Aufforderung des Herrn Emil Haag ist in der Buchholzer "Obererzgebirgischen Zeitung", die 7 Jahre vorher gegründet worden war,

fand am 12. Juni 1861 im alten Schießhaus eine Versammlung statt, in der die Neugründung eines Turnvereins mit dem Namen "Männerturnverein" einstimmig beschlossen wurde. Geturnt wurde zunächst im alten Schießhausaal und später in der neuerrichteten Halle am Schießhausplatz, der heutigen Turnhalle des Turnvereins "Vorwärts", in die man am 10. November 1862 einzog. In jahrelanger, gewissenhafter Arbeit wurde hier wertvolle Erziehungsarbeit am deutschen Volke geleistet. Ende des Jahres 1891 zweigten sich einige Mitglieder vom "Männerturnverein" ab und gründeten im Jahre 1892 den Turnverein "Frisch Frei", der gleichfalls in raschem Aufblühen ein reges Vereinsleben entwickelte und nach zäher Arbeit in eine eigene Turnhalle am Schießhausplatz einziehen konnte. Auch der "Männerturnverein", dessen Turnbetrieb sich außerordentlich gehoben hatte, entschloß sich zu einem Turnhallenneubau. Im Jahre 1897 erfolgte die Einweihung der neuen geräumigen Turnhalle an der Talstraße, die dem Verein noch jetzt als Übungsstätte dient.

Die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzende Bewegung für Spiel und Sport fand ihren Niederschlag in der

Gründung verschiedener sportlicher Vereinigungen.

Auch in Buchholz wurden um die Wende des 20. Jahrhunderts neue Vereine gegründet, die sich die Pflege besonderer Teile der Leibesübungen zum Ziele setzten. So entstanden folgende Vereine: Wintersportverein 1910, Skiflub Manien 1910, Arbeiter-

turnverein "Vorwärts" 1911, Tennisclub 1911, Schwimmverein 1913, Fußballclub "Rasensport" 1921, Fußballclub "Pfeil" 1922, Verband der Regelflubs von Buchholz und Umgegend 1923, Kraftsportverein "Frisch auf". Auch für das Schulturnen wurde kurz vor dem Kriege noch eine neuzeitliche Übungsstätte geschaffen. Da die alte Schulturnhalle schon längst nicht mehr den Ansprüchen des Turnens genügte, entschloß sich die Stadt zu einem Neubau. So entstand der stolze, stattliche Bau zwischen den neuen Schule und Kirche.

Der Weltkrieg

brachte eine jähre Unterbrechung in diesem erfreulichen Aufschwung der Leibesübungen. Gewaltige Opfer hatte das Völkerkrieg gefordert. Gebrochen an Leib und Geist, seelisch zerstört und in inneren Kämpfen sich zerstreichend, lag das deutsche Volk am Boden. Viel war zerstört. Gewaltige Lücken waren auch in den Turn- und Sportvereinen entstanden. Ein großer Teil hoffnungsvoller Jugend war nicht wieder heimgekehrt. Raffloser Arbeit bedurfte es, die klaflenden Lücken auszufüllen, neuen Nachwuchs heranzubilden. Langsam aber stetig setzte die Aufwärtsentwicklung auf dem Gebiete der Leibesübungen ein. Treibt Turnen, Sport und Spiel, schallte es überall. Eine große Reichszentrale, die alle Gebiete der Leibesübungen zusammenfaßte, wurde im deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen geschaffen, vom Reich wurden Mittel für die Erziehung der deutschen Jugend bereitgestellt. Überall neues Leben! Und nicht nur das Reich, auch die Länder und Gemeinden leisteten Erstaunliches in der Bereitstellung größerer Mittel für die Leibesübungen. Vor allem galt es, Übungsstätten,

Spieleplätze zu schaffen.

Herrliche Kampfbahnen, große Schwimmbäder entstanden, und doch bleibt noch viel zu tun. Vielfach macht sich die wirtschaftliche Notlage hemmend bemerkbar, so daß gar viele Gemeinden ihre Pflicht der deutschen Jugend gegenüber noch nicht erfüllen können. So gibt es auch in Buchholz immer noch keinen städtischen, allen Ansprüchen genügenden Spielplatz. Der terrassenförmige Aufbau der Stadt und das unebene Gelände in der Umgebung der Stadt ist wohl der Hauptgrund dafür, daß man noch keine befriedigende Lösung dieser Frage findet. Wie viel glücklicher ist da unsere Nachbarstadt Annaberg, die in dem Schillerplatz eine ausgezeichnete, vorbildliche Anlage besitzt. Sicherlich übt auch die wirtschaftliche Not der heutigen Zeit ihren ungünstigen Einfluß auf die Unterstützung der sportlichen Entwicklung aus. Doch bedenken wir, daß gerade in Buchholz, wie im ganzen Erzgebirge, die Lebensbedingungen der Bevölkerung z. T. schlecht sind. Es ist eine Ehrenpflicht jeder Gemeinde, die sie fördern, wie und wo es nur geht. So besser der Gesundheitszustand eines Volkes, desto größer die Leistungsfähigkeit. Wo ein Wille, da ein Weg. Und darum wollen wir hoffen, daß in nicht allzu ferner Zukunft diese brennende Frage glücklich gelöst wird. Ebenso ist die

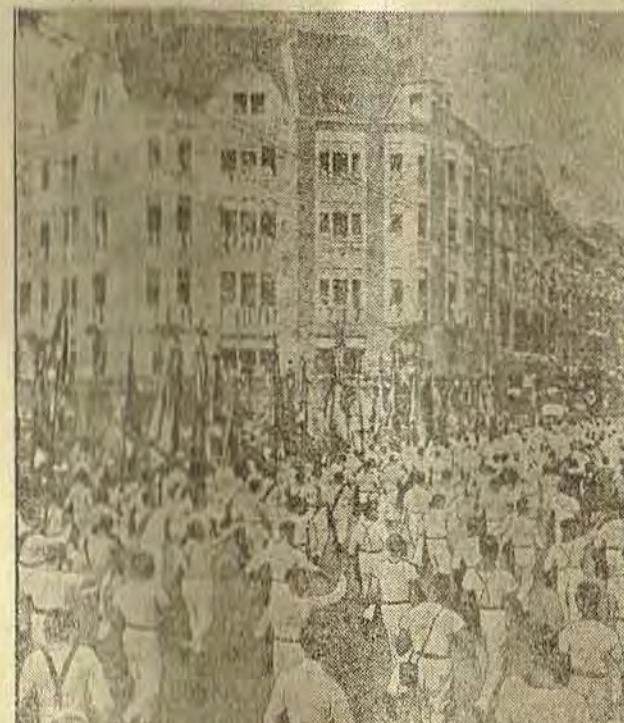
Anlage eines größeren Schwimmbades eine unabdingliche Notwendigkeit.

Haben doch die heissen Tage der letzten Sommer bewiesen, daß das jetzige Schwimmbad bei weitem nicht mehr den heutigen Anforderungen genügt.

Mit der wachsenden Erkenntnis der großen Bedeutung der Leibesübungen geht Hand in Hand ihre Förderung in Wort und Schrift, vor allem durch die Presse. Nicht nur unzählige Fachzeitschriften versuchen, dieses wichtige Gebiet der menschlichen Erziehung immer tiefer zu ergründen und zu erforschen, auch die Tagespresse widmet den Leibesübungen einen immer größeren Raum. Welch eine Fülle von einschlägigen Fragen wird hier eingehendst behandelt. Wieviel Vorurteile sind durch Belehrung durch die Presse schon gebrochen worden. Aufrichtiger Dank gebührt ganz besonders unserem Heimatblatt, der "Obererzgebirgischen Zeitung", daß es alle Leibesübungen treibenden Verbände und Vereine in jeder Hinsicht tatkräftig unterstützt.

Die „O. Z.“

Stellt sich auch so in den Dienst des Vaterlandes und nimmt tätig Anteil an der Volkererziehung, und wir verknüpfen damit den Wunsch, daß sie sich weiterhin mit allen ihren Kräften für diese gute Sache einsetzt. Denn noch gibt es viele Kreise des deutschen Volkes, die leider diesen Bestrebungen fremd



Der Festzug der 200 000 Turner beim Kölner Turnfest 1928.

oder gar feindselig gegenüberstehen. Gewisse Erscheinungen im heutigen Sportsleben sind allerdings in hohem Grade geeignet, die Gegner auf den Plan zu rufen. Es sei nur an das Kanonenamt,

die Rekordsucht,

und die übermäßige Einschätzung und Bewertung dieser modernen Helden erinnert. Was da bisweilen geboten wird, hat mit Leibesübungen wahrhaftig nichts mehr zu tun. Sensationsgier, Streben nach Höchstleistungen um wirtschaftlicher Vorteile willen kennzeichnen diese Entartungen, die der guten Sache der Leibesübungen großen Schaden auflösen. Wiederum eine sohnende Aufgabe für die Presse, mit mahnenden Worten auf derartige Irrwege hinzuweisen und für die Abstellung von Übelständen mit rücksichtsloser Offenheit einzutreten. Wird so Gutes gefördert und Schlechtes beseitigt, dann werden sich die Leibesübungen durchsetzen zum Wohl unseres deutschen Volkes, dem all unsere Arbeit gilt.

## Heimat und See

Von Dr. med. Breitschneider, Buchholz.

Motto: Sausewind, Brausewind,

Dort und hier!

Deine Heimat sage mir!

Eduard Mörike.

Ideen sind Mächte. Auch die Idee der Heimat ist eine Macht, und zwar eine Lebensmacht im tiefsten und höchsten Sinne des Wortes. Alles irdische Streben empfängt seine Antriebe aus dem Heimatgedanken. Die Sorge und Fürsorge um Heim und Haus, Welt und Vaterland, Volk und Menschheit können Ausgangspunkte höchsten Glücks sein, aber auch höchsten Leidens. Wehe dem, der keine Heimat hat! Wehe dem, der die Heimat verliert oder verleugnet.

So hat man mich gefragt: "Was quält Dich sehr?"

Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr.

A. Lang.

Heimweh und Heimatonne vermögen Unheil, weil die Idee der Heimat eine Lebensmacht auch noch in höherem Sinne ist, umfaßt sie doch auch den Gedanken an die ewige Heimat, die jenseits unserer Erdenheimat ist.

Diese Liebe zur Heimat und Vaterland hat uns Deutsche vier schwere Jahre des Weltkriegs durchhalten lassen, der Gedanke an Haus, Weib und Kind hat immer wieder die verbrauchten Kräfte neuengespannt und immer neuen Lebensmut eingesetzt. Wer längere Zeit zur See gefahren ist, wird es bestätigen können, wie sehr gerade der gemütvolle Deutsche an seiner Heimat hängt, wie er aufsebt beim Erlingen heimatlicher Weisen; welche Freude, plötzlich einen Landsmann in irgend einem Hafen zu treffen und mit ihm in seiner Mundart zu "können". Ganz besonders aber ist mir dies aufgefallen, wenn der Deutsche zufällig seine heimatliche Zeitung vorfindet, und sie dann förmlich verschlingt, mag sie noch so alt sein! Mehrfach habe ich es beobachtet, wie Leute trotz größter Hungers, wenn sie plötzlich in einem Umschlag ihre Heimatzeitung entdeckten, diese so gründlich durchlasen, daß sie dabei das Essen vergaßen. So manche freudige Notiz von irgendeinem Bekannten usw. verscheute dann die böse Laune, sodoch das vielfachmähte "Wurziblatt" viel dazu beigetragen hat, die Stimmung wieder zu heben. Wenn das Depeschenboot die heimatliche Post brachte, vielleicht nach wochenlanger Sperre, so griffen alle, natürlich die Bräutigams ausgenommen, zuerst nach dem kleinen "Käseblättchen" im Kreuzband, möchten die Nachrichten auch noch so überholst sein! Wohl die meisten weinen mit Herz und Gedanken in ihrem Heimatort und erwarten mit Sehnsucht Nachrichten über heimatliche Geschehnisse. Leider ist dann später diese Leidenschaft in höchst gefährlicher Weise ausgenutzt worden durch Einschmuggeln von Zeitungspaketen, die als harmlose "Liebesgaben" paketiert deklariert waren, und so manchen arglosen Mann durch ihren verhehlenden Inhalt vergiftet haben. Das waren diejenigen, die leidenschaftlich in Abrede stellten, eine Heimat oder auch ein irdisches Vaterland zu kennen, oder gar eine Pflicht anzuerkennen, der eigenen Volksgemeinschaft in bevorzugter Weise und in höchster Opferbereitschaft dienen zu müssen.

Und weiter: Wie sehr hat man oft die Kameraden bedauert, die auf Urlaub, für die meisten doch das höchste der Gefühle, freiwillig verzichteten, weil sie nicht wußten, wen sie aufsuchen sollten! Diese armen Menschenkinder konnten nicht mit Reinhold von Stern sagen:

"Aus weiter, verworrender Ferne  
Leiteten mich meine Sterne  
Heim in die alte Stadt."

Kein anderer als H. Ibsen schildert das tiefe Leid der Heimatlosen so erschütternd:

"D' tiefe Leid, unendliches Klagen,  
Die ganze weite Welt durchjagen  
Und sterbend den Fuß nach Hause tragen."

Dieses Heimatgefühl zu pflegen, ist eine edle Aufgabe der heimatlichen Presse, im Sinne eines Clemens Brentano:

"Wie klinget die Welle,  
Wie wehet der Wind;  
O selige Schwelle,  
Wo wir geboren sind.  
(Heimatgefühl.)

Waren es auch nicht Möven, so haben doch unsere heimatlichen Schwalben einst den jetzigen Pfarrer von Geithain, Gerhard Pfeiffer, im Frühjahr 1916 als Kommandeur beim R. I. R. 102 zu einem Gedicht begeistert, das uns zeigen soll, wie auch die Kameraden von der Armee von Heimatgefühl beseelt waren:

"O Heimat, geliebte, wir bleiben dir treu!"  
(Die Schwalben von Aubérite.)

## Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

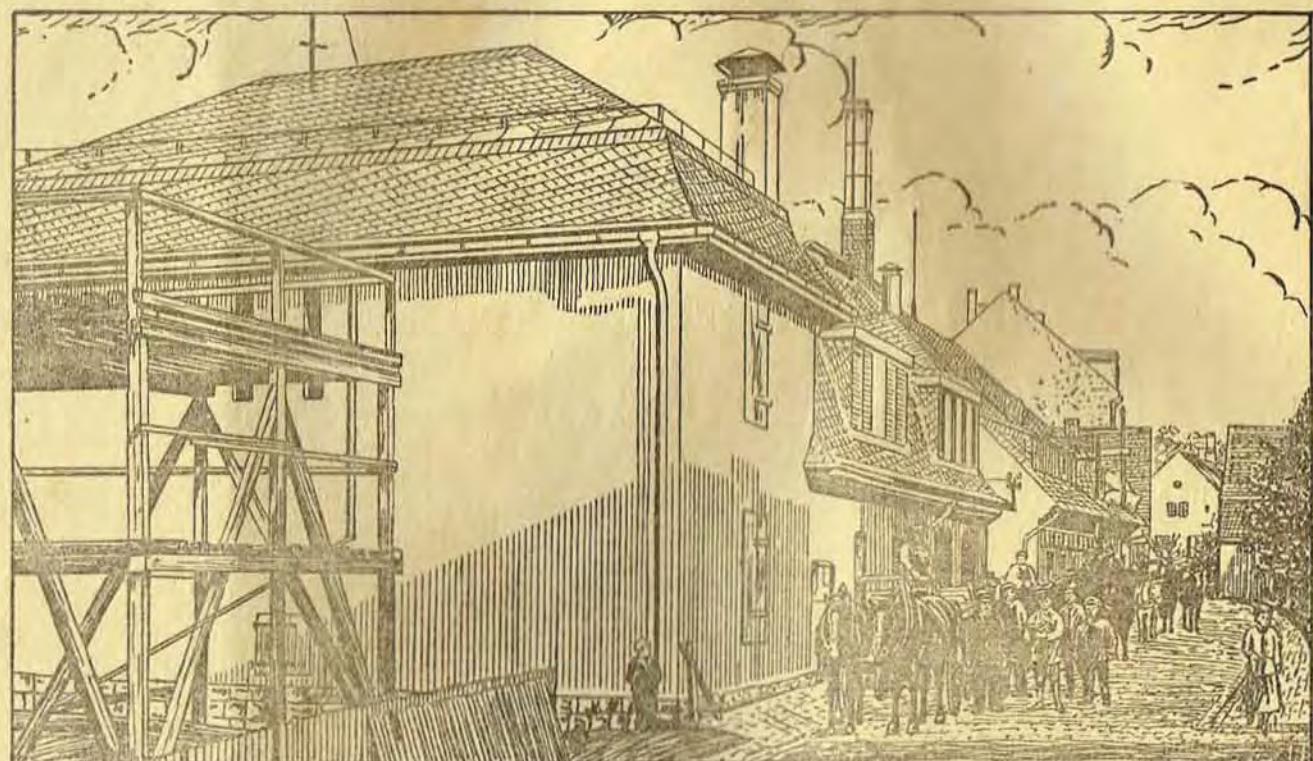
### Die Stadtbrauerei Buchholz

#### Brauhaus und Braurecht zu Buchholz

Das vierhundertjährige Jubiläum des Bestehens des Buchholzer Brauhauses im Jahre 1928 gab Anlaß, nachzuschauen, was der Buchholzer Chronist Mag. Christian Melzer in seiner "Historischen Beschreibung des Sct. Catharinenberg im Buchholz" über das Brauhaus und Braurecht zu erzählen weiß.

Unter den Begnadigungen, die dem 1496 gegründeten Bergstädtischen Buchholz als Zeichen hoher Huld und Gnade von ihren Landesfürsten zuteil wurden, „ist wohl als die erste und älteste zu erachten die ertheilte Berg-Freiheit, welche alsbald die ersten Ausbeutern mit sich und zu Erhebung des neuen Berg- und Stadt-Wesens hiesiges Dörts viel bezogenen. Und halle ich darfür, daß dazumahl Buchholz als eine Colonie des Schneebergs, eben dergleichen Freiheits-Brief erhalten, als der Schneeburg zuvor erhalten gehabt.“ „Nehmlich, daß damahls und zu erst ein gewöhnlich Berg- und Stadt Gericht ist geordnet und fren bauen, schlachten, brauen und schenken, darzu handlieren und handeln nach eines jeden Nutz und Ehre nachgelassen.“

An anderer Stelle berichtet Melzer weiter: „Unter anderer bürgerlicher Nahrung ist auch hauptsächlich und ins gemein von Anfang her mit gewesen das Bier-brauen und schenken, welches weiland bey volkstreicher Mann- und Bergknappshaft in einer starken Consumption muß bestanden seyn, sonderlich, da das Bier aus gefunden Quellwähren bereitet, allezeit sehr gut und vor alters auch sehr wohlseit gewesen ist. Mit solcher Nahrung ist ein jedwedes Haß, das einen Keller hat, berechtigt gewesen, daß es, wie ehemals zu Schneeberg üblich gewesen, drey Commothauer Malze brauen dürfen, obwohl solches Recht nicht männiglich exerciren mögen, sondern vornehmlich solche, die das Bier verkauffen können und darzu ihrem Anhang gehabt haben. Denn da hats geheißen: „wer reit, der reit; wer leydt, der leydt.“ Dieses alte Recht ist auch immer im Weg gestanden, daß ein ordentliches Löß (-Reichenschron) nicht wohl eingeführet werden mögen... Wie aber die bürgerliche Brau-Nahrung mit der vorigen in alten Zeiten vergleiche, läßt sich daran abnehmen, daß weiland unterschiedene Brühäuser umgegangen. Denn da hat sich allhier beenden das Untere so genante Brühäuser, weil unten am Bach gelegen gewesen. Und davon hat an 1520 Johann Schreiner den halben Theil dem Nicol Forchheim verkauft, wie hernach im folgenden 1529 Jahr doß Pöhlner den andern halben Theil dem Cunz Renger läufig überlassen, und da dieser jene Hellsite auch erlanget, hat er darauff an 1532 solches ganze Brühäuser als sein Eigentumb besessen. Darneben ist auch angerichtet gewesen das obige benannte Obere Brühäuser, welches Montags nach Lucia (14. 12.) im vorgedachten 1528sten Jahr Richter und Schöppen dem Gabriel Habermehl abgekauft, und zwar vor 325 fl im Rahmen der gesambten Gemeinde, daran sie alsbald 200 fl bahr bezahlet, die übrigen 125 fl aber nachkommende Ostern zu be-



Das Brauhaus.

zahlen versprochen. Und dieses ist noch das aniso gangbare Brühäuser. Und wenn auch nach alter Tradition und Sage noch ein Brühäuser hinten im Städtlein in der Gegend derer großen Halden gestanden seyn soll, seynd nach diminuirt- und destruirten Bergwerk, abgenommener Mannschaft und vielen eingegangenen Häusern, davon so viele schöne Keller bey denen Hößtädten noch zu befinden, auch das untere im dhintere Brühäuser mit eingegangen, nachdem das Gemeinde-Brühäuser blich den Vorzug behalten und gemeinen Nutzen befördern müssen. Gleich wie aber das berechtigte brauen Niemand verwehret gewesen, auch vor der Zeit jedermann Bier aussühn mögen, wie es ihm gefallen; also haben wohl manches mahl, wie ich solches selbst observiret, 10, 12 bis 15 und 16 Bier geschendet, welches aber bei vielen mehr zu einem bürgerlichen Verderb, als einer bürgerlichen Nahrung ausschlagen mühen. Doch da die Posamentirer-Manufaktur in Flöha war, ließ sich solches auch noch eher thun, als seithero, das das stekken derselben eine gewisse Schenk-Ordnung zu wege gebracht. Denn da weiß ichs und habe aus voriger Zeit die Begehnheit erfahren, daß ein Posamentirer in einer Woche bey dem Arbeit-Herrn ein Bier kannenweiss nacher Haufe abholen lassen und bey sich Gäste gesetzt, sofort aber derer Gäste Bier-Geld für seine Einnahme gehalten, da er hingegen das Bier nach und nach hinwiederumb an der Arbeit, so er und seine Söhne verfertigt, sich abrechnen lassen, welches aber heut zu Tage nicht mehr angehen und zu practiciren seyn mag. Und wenn in voriger Zeit einer, der des Bier-Zechens

gewohnet gewesen, eine Trauer bekommen, selber Bier aussühn und Gäste sezen können, muß er solches auch aniso unter- und bleiben lassen.“

Berücksichtigt man weiter, daß in alten Zeiten neben Wasser das Bier fast das einzige Getränk des Volkes war, das zugleich auch, im Gegensatz zur Zeit, ein Nahrungsmittel darstellte, und daß das Bier durch das Privilegium der Bergfreiheit für damalige Verhältnisse den Konsumenten nicht unwesentlich verbilligt wurde, so wird man den Wert der Bergfreiheit auch hinsichtlich des Brauens und Schenrens erst richtig bewerten können.

Freilich mit dem Niedergang des Bergmerkes und den Katastoden des 30jährigen Krieges ging das Brauen wieder gewaltig zurück und kam vorübergehend ganz zum Stillstand. 1641 ist nur ein einziger Bräu gegeben.

Im Wandel der Zeiten war die Existenz unseres Brauhauses oft schwer gefährdet. Auch die neue Gesellschaft weiß von manch hartem Existenzkampf zu erzählen. So hat in weiser Vorsehung der Stadtrat vor 5 Jahren das Unternehmen an die Brauerei zum Felsenkeller in Dresden verpachtet. Verpachtet wird die Stadtbrauerei Buchholz heute durch die Erzgebirgische Brauerei A.-G. in Geyersdorf, welches Unternehmen dem Felsenkeller-Konzern Dresden angehört. Die guten Erzeugnisse unserer Stadtbrauerei Buchholz und der Erzgeb. Brauerei A.-G. in Geyersdorf sind hinreichend bekannt und wünschen und hoffen wir, daß beiden Unternehmungen fernereres Blühen und Gedeihen beschieden sein möge.“

### F. Oscar Brauer

#### Buchholz i. Sa.

Telegramm-Adresse: Brauer, Buchholz Sachsen  
Fernsprecher: 2166 Amt Annaberg-Buchholz

Aelteste Fabrik geprägter Papier- und Pappe-Waren

Gegründet 1861



Reklame- und  
Zugabe-Artikel  
Fröbel-Spiele  
Fenstervorsetzer  
Sargverzierungen  
Sargfüße usw.

Filiale

#### Brauer & Gutberlet

Weipert

(Tschecho-Slowakei)

Gegründet 1905

Gegründet 1905

### August Swoboda & Co.

Inhaber August Swoboda und Robert Lippoldt

#### Buchholz i. Sa.

Posamentenfabrik  
mit Dampfbetrieb

Gegründet 1816

Fabrikation von  
Franzen und Schnuren  
für Möbel-  
Dekorations- und  
Tapisseriezwecke

Roleaußkordeln  
Gardinenhalter  
Quasten und  
Kinderwagen-Garnierungen

zulässiger Weise verallgemeinert worden waren, darüber kann ein Richter ein maßgebliches Urteil nicht abgeben, weil er als Beteiligter besangen ist. Wie dem aber auch sei: Der Richter wird auch in Zukunft den geraden Weg gehen, den ihm Recht und Gewissen vorzeichnen. Möge auch die „O. Z.“ diesen geraden Weg weiter beschreiten, wie schon eine so stattliche Reihe von Jahren bisher. Dann wird sie zu den vielen alten Freunden auch manchen neuen erwerben.

## Reichsfinanzverwaltung

### Das Finanzamt Annaberg

Am 10. September 1919 verabschiedete die verfassunggebende Deutsche Nationalversammlung in Weimar das Gesetz über die Reichsfinanzverwaltung, das mit dem 1. 10. 1919 in Kraft trat. Nach § 1 dieses Gesetzes werden die Reichssteuern von den Reichsbehörden (Finanzbehörden) verwaltet. Als Reichssteuern gelten alle Abgaben, die ganz oder zum Teil zugunsten des Reiches erhoben werden. Im Anschluß an diese gesetzliche Bestimmung

wurden die Finanzämter geschaffen.

Nachdem das Reich die für seine Rechnung zu erhebenden Steuern und Abgaben bis zum Jahre 1919 durch die Landessteuerbehörden hatte veranlagen und einzehlen lassen, konnte die Einrichtung der Finanzämter naturgemäß nur allmählich durchgeführt werden. Im Freistaate Sachsen nahmen sie ihre Tätigkeit mit dem 1. 10. 1920 auf. Das Finanzamt Annaberg ist aus der vormaligen Bezirkssteuereinnahme hervorgegangen, die anfangs mit dem Rentamt Annaberg im Bergmagazin untergebracht und später in das Bezirksgericht, das sich im hinteren Teile des Rathauses befand, verlegt worden war. Da infolge Wachstums der Dienstgeschäfte der Bezirkssteuereinnahme die Räume in diesem Gebäude nicht mehr ausreichten, beschloß das sächsische Finanzministerium am 8. 5. 1886 den Bau eines eigenen Dienstgebäudes, des heutigen Finanzamtes. Der zur Verfügung gestellte Bauplatz gehörte der Justizverwaltung. Der Neubau, der im Juni 1888 fertiggestellt war und rund 60 000 Mark kostete, wurde am 1. Juli 1888 bezogen. Vorstand der Bezirkssteuereinnahme war damals Bezirkssteuerinspektor Maulisch. In den Neubau siedelte auch der Vermessungsingenieur — nachmalige Bezirkslandmesser Erler — mit über.

Die Bezirkssteuereinnahme verwaltete die sächsische Einkommensteuer, die Grundsteuer, die Wandergewerbesteuer und später noch die Ergänzungsteuer. Außerdem hatte sie die Geschäfte der Landeskurrentenbank, der Altersrentenbank, der Realgymnasialkasse, der Intradienverwaltung, des Forstrentamtes und der Bauverwaltung zu erledigen. Hatte die Bezirkssteuereinnahme bis zum Jahre 1913 nur Steuern und Abgaben für das vormalige Königreich Sachsen erhoben, so wurde ihr von diesem Zeitpunkt ab auch die Veranlagung und Erhebung von Steuern für Rechnung des Deutschen Reiches übertragen, so durch das Gesetz über einen einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag und das Besitzsteuergesetz vom 3. Juli 1913 die Veranlagung und Erhebung dieser Steuern und später die Erhebung der Kriegsabgabe vom Mehrgewinn und vom Vermögenszuwachs. Zur Gewinnung weiterer Geschäftsräume wurden im Jahre 1916 die Diensträume des Bezirkstammsmessers in das 1. Obergeschoss des sogenannten Wahlschen Hauses am Marktplatz verlegt. Der damals geplante Auf- und Ausbau wurde infolge der Not der Zeit wieder fallen gelassen. Der Amtsbezirk der vormaligen Bezirkssteuereinnahme deckte sich mit dem Bezirk der Amtshauptmannschaft Annaberg.

Bei Errichtung des Finanzamtes, die s. 3. unter der örtlichen Leitung des Regierungsrates Eiseler erfolgte, wurde diesem die Veranlagung und Erhebung der Erbschaftsteuer, der Grunderwerbsteuer, der Reichsstempelabgabe (teilweise), des Wechselstamps und des Landestamps sowie der Umsatzsteuer, die bis dahin von den Hauptzöllämtern und teilweise den Gemeindebehörden verwaltet worden waren, mit übertragen. Bei der Vielseitigkeit der zu erledigenden Arbeiten mußte auf eine erhebliche Verkleinerung des bisherigen Bezirkes zugekommen werden.

Er umfaßt 3. 3. die Bezirke

der Amtsgerichte Annaberg, Söhstadt ohne die Landgemeinde Söhding, Oberwiesenthal, Scheibenberg. Abgegeben hat das Finanzamt die Geschäfte der nicht mit der Reichssteuerverwaltung zusammenhängenden Arbeiten der Landeskurrentenbank usw. Die Gesetzgebung auf dem Gebiete der Reichssteuern hat die Finanzämter besonders im Laufe der letzten Jahre vor eine Fülle neuer Aufgaben gestellt, die eine pflichtbewußte Beamtenchaft unter Leitung des derzeitigen Amtsvorsteher, des Regierungsrates Dr. Geigenmüller, mit Hingabe und Verständnis für die jetzigen schweren Wirtschaftsverhältnisse zu erfüllen bestrebt ist.

\* \* \*

## Der Zollgrenzbezirk

Wenn der Wanderer durch die Dörfer des Obererzgebirges streift, sieht er am Eingange zahlreicher Ortschaften auf den dort angebrachten Ortstafeln das Wort „Zollgrenzbezirk“. Vielen, die aus dem Niederlande kommen, um die Schönheit des Gebirges zu genießen, vielen aber auch, die in einer so bezeichneten Ortschaft wohnen, wird es nicht bekannt sein, was dieser Hinweis zu bedeuten hat. Einige Worte darüber dürfen daher an dieser Stelle am Platze sein, da die „Obererzgebirgische Zeitung“ im Grenzbezirk weit verbreitet ist und von den Grenzbezirksbewohnern und ihren Wundergästen viel gelesen wird.

Die Zollgrenze, die jetzt das Deutsche Reich und die Tschechoslowakei scheidet, besteht, soweit sie im Erzgebirge verläuft, seit alters, wenn sie auch früher andere Staatsgebiete

trennte. Infolgedessen sind alle, die in ihrer Nähe wohnen, an sie gewöhnt und beachten sie häufig zu wenig;

auch dem Niederländer kommt es vielfach nicht zum Bewußtsein, daß hier die Scheidewand zwischen zwei Wirtschaftsgebieten verläuft, zwischen denen ein freier Warenverkehr nicht stattfinden darf.

Daß das Obererzgebirge Grenzland ist, wird umso leichter übersehen, als zu beiden Seiten der Grenze

Den Verkehrsschwierissen, die diese Bestimmungen für die Grenzbewohner mit sich bringen,

stehen eine Anzahl Vorteile gegenüber,

die ihnen z. T. auf Grund von Staatsverträgen der angrenzenden Staaten im Gegensatz zu den Bewohnern des Zollbinnenlandes gewährt werden. So ist z. B. den Grenzbewohnern die Einfuhr von frischem Fleisch in geringen Mengen ohne Vornahme der sonst nötigen Fleischbeschau gestattet. Eine Verzollung hat in der Regel freilich stattzufinden. Ferner bestehen

## Vom Annaberger Stadtverordnetenkollegium

„Die O. Z. das öffentliche Sprachrohr eines wirtschaftlich bedeutenden Gebietes“

**G**ein Dreißigjähriges Jahrhundert steht die Obererzgebirgische Zeitung in diesen Tagen im Dienste der öffentlichen Meinung. Auf der Höhe modernster Berichterstattung stehend darf sie für sich in Anspruch nehmen, als unentbehrliche Mittlerin alles öffentlichen Geschehens insbesondere unserer obererzgebirgischen Heimat zu gelten. Der Zeit vorausleidend hat sie es früh verstanden, den Charakter des Lokalblattes abzustreifen und kühn die Schranken der lokalen Grenzähnle zu durchbrechen und sich zum öffentlichen Sprachrohr eines wirtschaftlich bedeutungsvollen Gebietes zu machen. Deswegen erkennt auch das Stadtverordnetenkollegium der Stadt Annaberg bei der Feier des 75-jährigen Bestehens der O. Z. dankbar ihre allzeit schnelle und objektive Berichterstattung über die Verhandlungen im Annaberger Stadtparlament und sonstigen lokalen Geschehnisse an und nimmt Veranlassung, dem Verlag und der Schriftleitung der O. Z. anlässlich des Jubiläums die herzlichsten Glück- und Segenswünsche für ein weiteres erprobliches Wirken zum Ausdruck zu bringen. — Die Presse ist ganz besonders dazu berufen, die mannigfaltigen Fragen der kommunalen Verwaltung in Verbindung mit der sogenannten Verwaltungsreform angesichts der nicht zu bannenden Finanznot der Gemeinden in den Kreis der brennenden Tagesfragen zu stellen. Diese bescheidenen Wünsche, glaube ich, werden bei der Jubilarin zu gegebener Zeit auch Beachtung finden. Im übrigen wünsche ich noch, daß die O. Z. wie in der Vergangenheit so auch in Zukunft der Heimat treu der Eigenart alten erzgebirgischen Wesens ihre besondere Pflege angedeihen läßt, damit die Zufriedenheit, die das Merkzeichen unserer Väter war, wieder Einkehr hält in unserem Volle, das, innerlich zerissen, nichts mehr als die Rückkehr zu den Anschauungen unserer Väter auch auf dem Boden der neueren Verhältnisse dringend nötig hat.

Mit diesen Jubiläumswünschen bin ich

Ihr sehr ergebener

Dr. Weigel, Stadtverordnetenvorsteher.

die deutsche Sprache klingt, das Überschreiten der Grenze also äußerlich kaum erkennbar ist. Jeder der angrenzenden beiden Staaten schlägt seine Wirtschaft, — sowohl die Landwirtschaft als auch das Gewerbe — durch Zölle, mit denen die die Grenze überschreitenden Waren belegt werden. Damit dem Staate diese Zölle auch wirklich zufallen, hat er eine Reihe von Maßnahmen getroffen, die ihr Aufkommen sichern. Die Einrichtung des Zollgrenzbezirkes ist ein wichtiges Glied in dieser Kette. Längs der gesamten deutschen Grenze ist ein Gebiet geschaffen worden, das sich etwa 10 Kilometer tief in das Innere des Zollgebietes erstreckt und dort durch die Binnlinie begrenzt wird. In diesem Gebiet, dem Zollgrenzbezirk, unterliegt der im übrigen Deutschland uneingeschränkte, freie Warenverkehr einer Reihe von Einschränkungen, die zu kennen für den Bewohner dieses Gebietes und den, der es durchwandert, vorteilhaft ist.

Die Verkehrsbeschränkungen in diesem Gebiet beziehen sich niemals auf die Menschen selbst, sondern immer nur auf die von ihnen mitgeführten Waren.

Der jetzt noch bestehende Personalausweiszwang beim Grenzüberschreiten hat mit der Sicherung der deutschen Zölle nichts zu tun. Zollfreie Waren, die offen und als solche jederzeit erkennbar mitgeführt werden, unterliegen keinen besonderen Bedingungen. Verpackte und zollpflichtige Waren dagegen sind, wenn sie aus dem Auslande nach Deutschland gebracht werden, auf dem kürzesten Wege dem nächstgelegenen Zollamt vorzuführen. Die Strafen, auf denen allein dies geschehen darf, heißen Zollstrafen, die als solche durch Schilder bezeichnet sind. Die Warenförderung auf Nebenwegen, worunter man alle Straßen und Wege zu verstehen hat, die nicht unmittelbar von der Grenze zum Zollamt führen, ist ebenso verboten, wie der Warenübergang über die sogen. grüne Grenze. Eine solche Tat wird mit empfindlichen

### Zollstrafen als Zollhinterziehung

geahndet. Die Beförderung von Waren bei den Zollämtern darf, wenn sie im gewerblichen Verkehr erfolgt, nur zu bestimmten gesetzlich festgelegten Zeiten geschehen, während der Wanderer und der Reisende, — besonders auch der Kraftwagenreisende —, der zollpflichtige Gut einbringt, in Deutschland jederzeit auf Abfertigung rechnen kann. Für gewisse Waren, die zwar inländischen Ursprungs, aber nicht leicht als solche erkennbar sind, besteht, wenn sie im Grenzbezirk befördert werden, eine besondere Ausweispflicht. Solche Waren sind z. B. im Obererzgebirge: lebendes Vieh, Butter, Geleistwaren, neue Kleider u. a. m. Bei den Legitimationscheinausfertigungsstellen, die sich in den meisten Grenzorten befinden, ist Zeit und Weg des Transportes vorher anzumelden; der Anmeldeende erhält einen Schein, der ihn als dazu ermächtigt ausweist, die Warenbeförderung, wie angemeldet, auszuführen.

Erleichterungen an der hiesigen Grenze für den Fall, daß Grenzbewohner eine handwerksmäßige Reparatur oder Bearbeitung an Gegenständen ihres eigenen Bedarfs jenseits der Grenze vornehmen lassen wollen. In diesem Falle können sie den wiederhergestellten Gegenstand ohne Zollentrichtung wieder einführen, während jeder andere in solchem Falle Zoll zahlen müßte. Selbstverständlich ist erforderlich, daß der betr. Gegenstand, bevor er ins Ausland gelangt, dem Zollamt vorgeführt wird, damit er bei seiner Wiedereinfuhr von diesem wiedererkannt werden kann.

Zur Überwachung der grünen Grenze, der grenzüberschreitenden Nebenwegen und des Warenverkehrs zum Zollgrenzbezirk sind die Grenzaufsichtsbeamten berufen, deren schmucke grüne Dienstkleidung jedem bekannt ist, der das Grenzgebiet durchstreift. Diese Beamten haben ähnliche Befugnisse, wie sie sonst die Polizeibeamten haben. Verdächtige Personen können sie anhalten und durchsuchen. Beim Schmuggeln Betroffene können sie vorläufig festnehmen und dem Zollamt oder dem Gericht zuführen. Als Hilfsbeamte der Staatsanwaltschaft haben sie die Befugnis zur Haussuchung und vorläufigen Festnahme auch in den Fällen, wo es sich nicht um eine Entdeckung auf frischer Tat, sondern um ein Einschreiten auf Verdacht hin handelt. Als letztes, äußerstes Mittel zur Durchführung ihrer Aufgaben, haben sie die Möglichkeit, von ihrer Schußwaffe Gebrauch zu machen. Dies ist nur in ganz bestimmten, gesetzlich genau umschriebenen Fällen zulässig. Vor allem haben sie sich vor dem Waffengebrauch durch Aufruf als Zollbeamte zu erkennen zu geben und den Waffengebrauch anzudrohen. Dem von einem Zollbeamten Angeklagten ist daher zu raten, stets dem Aufruf sofort Folge zu teilen, auch dann, wenn er keine zollpflichtige Ware mit sich führt und daher glaubt, mit dem Zollbeamten nichts zu tun zu haben. Die Grenzaufsichtsbeamten leisten ihren Überwachungsdienst Tag und Nacht zu allen Jahreszeiten. Da sie auch berechtigt sind, ihn in bürgerlicher Kleidung auszuführen, wird es in Zweifelsfällen gut sein, die Vorlage des Personalausweises zu verlangen, den jeder Grenzbeamte mit sich führt.

Die Zollbeamten sind häufig genötigt, dem einzelnen, wenn er die hier dargelegten Vorschriften nicht beachtet, hindernd entgegenzutreten. Sie tun das nur auf Grund ihrer Vorschriften so vorwiegend und höflich, als es der verfolgte Zweck zuläßt, und nur, um die Sicherheit und das Gebeine der gesamten deutschen Wirtschaft zu schützen. Wenn dies allgemein beachtet und anerkannt wird, so wird sich das schon jetzt gute Verhältnis zwischen Zöllner und Bevölkerung nützlich verbessern. Der deutsche Zöllner wird sich, wenn er fühlt, daß seine Tätigkeit vom Verständnis aller Grenzbewohner und aller Reisenden getragen wird, immer mehr bemühen, zu sein, die die zahlreichen Zollgrenzen in Europa bewachen.

## Die Glückwünsche der Schulen

Das Staatsrealgymnasium  
zu Annaberg

Von Oberstudiendirektor Prof. Dr. Frider.

Unter den öffentlichen Einrichtungen im Verbreitungsbezirk der „Obererzgebirgischen Zeitung“ dürfte wohl seiner Entstehungsgeschichte nach das Staatsrealgymnasium eine der ältesten sein, und gern kommt deshalb der gegenwärtige Leiter der Schule dem Wunsch nach, für die Festnummer zur Feier des 75jährigen Bestehens der Zeitung einen Beitrag zu liefern, umso mehr, als unter den gegenwärtig 405 Schülern der Anstalt mindestens 160 sind, deren Eltern oder Erzieher ihren Wohnort im engeren Verbreitungsbezirk der „O. Z.“ haben.

Wenn eben gesagt wurde,  
dass das heutige Staatsrealgymnasium zu den ältesten  
öffentlichen Einrichtungen von mehr als örtlicher  
Bedeutung im Bezirk gehöre,

so sieht das vielleicht reichlich wichtiguerisch und übertrieben aus, dürfte es aber doch nicht sein. Denn die Amtshauptmannschaft älteren Stiles ist erst 1860 nach Annaberg verlegt worden, das Amtsgericht hat die Vorstufe der jetzigen Organisation an Stelle des 1503 entstandenen Stadtgerichtes erst 1856 erlangt, und sogar die Superintendentur ist erst 1539 entstanden — der Vorläufer des Staatsrealgymnasiums aber, aus dem sich dieses in ununterbrochener Reihenfolge entwickelt hat, wird schon im Jahre 1498 erwähnt, ist also nur zwei Jahre jünger als das Stadtrecht von Annaberg und sogar 6 Jahre älter als das von Buchholz. So lange schon haben Geschlechter auf Geschlechter des Verbreitungsbezirks unsrer Jubelzeitung ihre höhere Bildung zum guten Teil auf der Annaberger Lateinschule erworben, die namentlich im 16. Jahrhundert einen solchen Ruf genoß, daß von weither aus dem Deutschen Reich Mönche herbeikamen, um an ihr zu „studieren“, und daß ihr der bekannte Chronist Kursachsens, Petrus Albinus, im Jahre 1589 in seiner „Meißnischen Land- und Bergchronika“ den dritten Rang unter den kursächsischen höheren Stadtschulen zuweisen konnte, weit vor denen von Leipzig und Dresden, nur übertroffen von Zwickau und Freiberg und natürlich den drei Fürsten- und Landeschulen. Im Jahre 1552 erhielt die Schule den so ehrenvollen Besuch Melanchthons, der auch verwandtschaftliche Beziehungen zu Annaberg durch die bekannte, u. a. auch wissenschaftlich ausgezeichnete Familie Deder hatte.

Wohl im Laufe des 18. Jahrhunderts bekam die Schule den Namen eines Lyzeums

und hat auch als solches noch weiter gelebt, wenngleich durch das Emporkommen anderer höherer Schulen im Lande nicht mehr mit der gleichen Bedeutung wie im 16. Jahrhundert, wozu auch die vielfachen verheerenden Kriege das ihrige beitrugen. Schon war die Anstalt nahe an 300 Jahre alt geworden, als sie, nach mehrfachem Wechsel ihrer Unterkunft, im Jahre 1795 ein neues stattliches Gebäude erhielt, das noch heute oberhalb der Annenkirche an der Großen Kirchgasse sich erhebt, seit Ende März des Jahres 1872 freilich von unsrer Schule verlassen und jetzt der Gewerbeschule und Landwirtschaftlichen Schule dientbar.

Die Periode nach den Kriegen der Napoleonischen Zeit war besonders schwer und drückend für die städtischen höheren Schulen Sachsen. Die Bevölkerung war verarmt, und das Bedürfnis der Zeit richtete sich mehr auf die Erlangung praktischer Kenntnisse als derer des klassischen Altertums, die ja noch ganz überwiegend den Lehrplan der höheren Schulen beherrschten. So ging denn im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht nur das Marienberger, sondern sogar das Chemnitzer Lyzeum ein, und wenn auch dadurch die Besucherzahl des Annaberger Lyzeums vorübergehend stieg, so konnte es sich doch nur auf Grund einer größeren Unterstützung durch den Staat halten. Außerdem kam dies zum Ausdruck

durch die Erhebung der Schule zum Königlichen

Kreisgymnasium

im Jahr 1835, unter der Leitung des Rektors Dr. Frotscher, der vorher der Universität Leipzig als a. o. Professor angehört hatte. Aber auch dieser Ausweg half nur für kurze Zeit, und im Jahre 1843 wurde darum die Verwandlung der Schule in eine Realanstalt beschlossen, nach dem Vorbild der damals in Sachsen einziger vorhandenen Leipziger Realschule. Ein Lehrer, der Mathematiker Dr. Schubert, und eine aus bisherigen Progymnasiasten bestehende Klasse bildeten den Übergang von der 345 Jahre alten Lateinschule zur neuen Anstalt, deren erster Leiter ein besonders tüchtiger Schulmann war, der aus Halle herberufene Ernst August Bach, geboren 14. April 1801 in Buchholz als ein Glied der alteingesessenen, hervorragenden Familie dieses Namens. Ostern 1844 zählte die Schule 2 Progymnasiasten und 2 Realschulklassen mit insgesamt 6 Lehrern, und nun wuchs die Anstalt von Jahr zu Jahr, sodass sie, die mit 17 Schülern begonnen hatte, nach 10 Jahren schon 132 zählte. Im Jahre 1852 wurde sie ganz vom Staat übernommen

als Königliche Real- und Progymnasialanstalt.

deren Bedeutung auch jetzt noch, wie in früheren Zeiten, nach dem Ausweis der Schülerlisten weit über die Umgebung der Stadt und den Bezirk der jetzigen Amtshauptmannschaft hinaus bis an die Westgrenze des Landes reichte.

## Die Volks- und Berufsschulen des Bezirkes

Die Schule gibt der Neugier wenig Nahrung, darum geht die Welt stillschweigend an ihr vorüber. Das ist im allgemeinen auch gut so, denn zunächst kann nur in umhegter Stille die zarte Pflanze Erziehung gedeihen und die köstliche Frucht hervorbringen, die Goethe als Erfahrung bezeichnet. Nicht Neugier der Außenstehenden wünscht sich die Schule für ihre Arbeit wohl aber warme Anteilnahme der Eltern und der ganzen Gemeinde, damit alle Erzieher in Schule, Haus und Kirche sich die Hände reichen und in harmonischem Zusammenarbeiten an dem schweren und hochwichtigen Werke der Jugenderziehung einander helfen. In diesem Bestreben hat uns die „Obererzgebirgische Zeitung“, soweit ich es überblickte, getreu unterstützt und geholfen. Sie hat die Entwicklung des Volks- und Berufsschulwesens unseres Bezirkes in ihren wichtigsten Schritten begleitet:

Interesse erweckend, unterstützend und fördernd, nicht nur durch Anzeigen und Hinweise, sondern auch durch lebensvolle Berichte über Schulseiten, durch verständnisvolle und anregende Beiträge über Erziehungsfragen. Und wer wollte die stillen Einflüsse zählen oder wägen, die die Zeitung des Elternhauses

als geheimer Mitarbeiter

auf die Schüler ausgeübt hat und täglich ausübt. Wir danken ihr auch, daß sie in Wort und Bild Interesse und Liebe wiede für unsre erzgebirgische Heimat, die doch Ausgangspunkt und

Grundlage unserer Unterrichts- und Erziehungsarbeit ist. Heute zählen die Volkschulen des Bezirkes 12 500, und die Berufsschulen 4500 Schüler, welche Summe von Arbeit und Freude, aber auch von Sorge.

In drei Jahren wird die Volkschülerzahl auf 16 500 steigen und damit den Stand von 1854 um 2000 übertreffen. Die Zahl der Lehrer ist von 150 auf 400 gestiegen; damals kamen verschiedene Lehrer von den Privatseminaren Wiesa, Wildenau und Grumbach, heute sind die ersten von den pädagogischen Hochschulen Dresden und Leipzig eingezogen. Gleich geblieben aber ist in diesen 75 Jahren die Treue, mit der unsere Lehrer an der ihr anvertrauten Jugend arbeiten. Und welcher Wandel sich in diesem Zeitraume an Schulhäusern und deren inneren Ausstattungen vollzogen hat, davon kann sich jeder überzeugen.

Aber auch auf dem schulischen Gebiete darf es keinen Stillstand geben. So wie die Zeit und die Wirtschaftsentwicklung forschreitet, muß die Schule diese Fortschritte begleiten, ja auf vielen Gebieten muß sie bahnbrechend vorangehen.

Darum hofft die Schule, daß die „Obererzgebirgische Zeitung“ auch weiterhin an ihrem Teile mit zur Hebung und Förderung des Schulwesens beitrage, und entbietet der Jubilarin zu ihrer 75jährigen Jubelfeier aufrichtigen Glückwunsch.

Prof. Dr. Arnold, Bezirksoberbürgermeister

Schule abermals eine Umgestaltung, die in der Hauptsache bis heute geblieben ist —

Ostern 1884 wurde sie in ein Realgymnasium

mit 9 Jahreskursen umgestaltet,

und damit trat gleichzeitig der Titel Rektor für den Leiter der Anstalt in Kraft. In den über zehn Jahren seines Rektorats durfte Bruno Berlet die aufsteigende Bedeutung der Realgymnasien wenigstens in ihrem Beginn noch erleben, die stetige Erweiterung der Studienberechtigungen, die sich nicht mehr aufhalten ließ. Er selbst starb am 23. November 1892, nachdem er über 41 Jahre lang der Anstalt angehört hatte. Zu seinem Nachfolger wurde von der Fürstenschule zu Meißen Professor Dr. Meuhner berufen.

Die Leitung durch Rektor Meuhner von Ostern 1893 ab bedeutet wohl die, abgesehen von der Zeit des 16. Jahrhunderts, glänzendste Periode unserer Schule. Im Beginn seiner Tätigkeit zählte die Schule nur noch 142 Realgymnasiasten und 38 Progymnasiasten; als er, nach 20jähriger ausgezeichneter Tätigkeit, schwer herzleidend Ostern 1913 in den Ruhestand trat, aber 301, nachdem im Laufe dieser Jahre, ganz wie bei anderen gleichartigen Anstalten, nach starkem Anstieg die Zahl etwas geschwankt hatte, in den Jahren 1903—1913 ungefähr zwischen 293 und 315, wobei das Progymnasium seit Ostern 1902 ganz aufgehört hatte. Unter Meuhners Rektorat fällt, gleich im ersten Jahre seiner Tätigkeit, die glänzende Feier des 50jährigen Bestehens der Schule als Realanstalt, und er, der von maßgebendem Einfluss auf die Entwicklung und Geltung der Realgymnasien selbst außerhalb Sachsen war, ist auch für das Gedeihen seiner eigenen Schule sehr tätig gewesen. Ihm ist es zu verdanken, daß die Schule endlich eine eigene Turnhalle erhielt (1899), wobei es freilich nicht möglich war, einen ausreichenden Turnplatz zu gewinnen. Die letzte und bedeutendste Förderung seiner Schule aber, die er durchsetzte, war die Errichtung des besonderen Gebäudes für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Schon 1897 war auf sein Betreiben das der Schule benachbarte Gerischer-Haus erworben und für Unterrichtszwecke eingerichtet worden, aber der beabsichtigte Zweck wurde erst wirklich erreicht durch den vollen Neubau, für dessen bauliche Ausgestaltung Rektor Meuhner persönlich eifrig bemüht gewesen ist. Er sollte die Einweihung nicht mehr erleben. Schwer leidend mußte er, durch den Titel eines Geheimen Studienrats ausgezeichnet, vorzeitig zu Ostern 1913 in den Ruhestand treten, und am 21. Februar 1914 schon erlag er seinem schweren Herzleiden.

Als Geh.-Rat Meuhners Nachfolger hatte das Ministerium den bisherigen Lehrer an dem Bützumschen Gymnasium in Dresden, Prof. Dr. Albrecht Neum, ernannt, der am 2. April 1913 sein Amt antrat. Ihm fiel, kurz nach Geh.-Rat Meuhners Tod, die so erfreuliche Aufgabe der Einweihung des neuen Laboratoriums-Gebäudes, kurz „Neubau“ genannt, am 21. April 1914 zu, aber auch die unendlich schwere Aufgabe, die Schule durch die ersten Jahre des ein Vierteljahr später ausbrechenden Weltkrieges zu führen. Es ist gewiß noch im Gedächtnis vieler Leser dieser Zeilen, wie Rektor Dr. Neum während dieser Zeit durch Bataillondienste und so manche anderen Veranstaltungen zur Erhebung der gedrückten Gemeinden wie zur Gewinnung von Geldmitteln für das Rote Kreuz eifrig beigetragen hat. Aber nur kurz war bedauerlicherweise seine Tätigkeit an der Anstalt; schon Oktober 1916 verließ er nach 3½ Jahren Annaberg, um einem ehrenvollen Ruf zum Rektor der Nikolaischule in Leipzig zu folgen. Bis Ostern 1917 führte darauf, unter den schwierigsten Verhältnissen, da ein großer Teil der Lehrer zum Heeresdienst eingezogen war, und selbst schon nicht mehr körperlich voll widerstandsfähig, Rektor Prof. Dr. Wolf die Leitung der Anstalt, um sie am 1. April 1917 an den Nachfolger Neums, Professor

## Seminar, Aufbau- und höhere Mädchenschule Annaberg

Dr. Neumann, vorher am Königl. Realgymnasium zu Bautzen, zu übergeben.

Auch dem neuen Rektor war keine lange Amtszeit vorgesehen. Er, der mit aller Energie die Bestrebungen Neums fortgesetzt und namentlich auch die Hilfsstätigkeit der Jungmänner unter den Schülern, der sogen. „Imo“, organisiert hatte, war durch die Überanstrengung schwer mitgenommen. Am 2. November, eine Woche vor der großen Umwälzung des Deutschen Reiches und dem Zusammenbruch vor dem Feind, konnte unter seiner Leitung die Schule noch ihr 75-jähriges Bestehen als Anstalt realistischer Richtung feiern, und dann kamen die Zeiten nach dem Krieg, die ja jeder Erwachsene noch frisch im Gedächtnis hat. Es kam für die Schule die Zeit der nachträglichen Reiseprüfungen für die vor ihrer Ablegung in den Kriegsdienst einberufenen und jetzt aus dem Schützengraben zurückkehrenden Schüler, die Zeit so mancher inneren Umgestaltung auch sonst. Schon zu Rektor Neums Zeit, Ostern 1914, war die Gabelung der Unterprima in einen sprachlich-geschichtlichen und einen mathematisch-naturwissenschaftlichen Ast eingetreten, und zur selben Zeit war die erste Schülerin in den Verband der Schule aufgenommen worden, die sehr bald in den nächsten Jahren Nachfolgerinnen fand. Unter Rektor Dr. Neumann erfolgte von Ostern 1919 ab die Umgestaltung der Schule in ein Reformrealgymnasium, wobei in Sexta an die Stelle des Lateinunterrichts, der nun erst in Untertertia beginnt, der Unterricht in Französisch trat. Nur bis zur Quinta konnte Rektor Neumann diesen neuen Lehrgang selbst durchführen, denn zu seinem großen Schmerz zwang ihn sein schweres Leiden auf die ihm so ans Herz gewachsene Tätigkeit früh zu verzichten. Von Ostern 1921 bis Ostern 1922 war er zunächst beurlaubt, um dann in den endgültigen Ruhestand zu treten, den er nur vier Jahre noch genießen durfte; am 18. April 1926 erlag er, 68 Jahre alt, seinem Leiden.

Schon mit Rektor Neumanns Beurlaubung war mit der einstweiligen Leitung der Anstalt deren Konrektor, Oberstudienrat Prof. Dr. Olschka, betraut worden und führte sie durch bis zum 30. September 1922. Während dieser seiner Amtstätigkeit wurde im Frühjahr 1922, zum ersten Mal, der neue Leiter der Anstalt von der Lehrerschaft selbst gewählt. Die Wahl war gefallen auf den Verfasser dieser Zeilen, der der ehrenvollen Berufung umso freudiger entsprach, als er schon 1895–96 dem Verband der Schule als Probelehrer angehört und dieselbe ins Herz geschlossen hatte trotz einem mehr als 20-jährigen Fernsein, das ihn an das Königl. Gymnasium zu Chemnitz und das Realgymnasium zu Döbeln geführt hatte. Über seine Tätigkeit zu berichten, erscheint bei der Kürze der allen Lesern bekannten Zeit überflüssig. Erwähnt sein mögen an Umgestaltungen der Schule, daß sie 1925 als Anfangssprache in Sexta das Englische an die Stelle des Französischen getreten ist, und daß der neue Lehrplan für die Realgymnasien entsprechend den Plänen der Denkschrift des Ministeriums jetzt die Klassen Sexta–Obertertia umfaßt. An äußeren Umgestaltungen sind zu verzeichnen die Anbringung des Ehrenmals für die im Weltkrieg Gefallenen der Anstalt, das, ganz besonders das Verdienst der Bemühungen von Konrektor Oberstudienrat Prof. Dr. Räschke, am 18. Mai 1923 im Festsaal eingeweiht wurde. Der Festsaal selbst, für dessen Erneuerung seit 1872 so gut wie nichts geschehen war, wurde im Sommer 1925 völlig umgebaut und verschönert, und in den Jahren seitdem sind auch die anderen Räume des Altbaues durchgängig geschmackvoll erneuert und mit elektrischem Licht ausgestattet worden. Eine ganz außerordentliche Förderung der Schule bildet der 1921 begründete

### Bund der Eltern und Freunde des Annaberger Staatsrealgymnasiums

der es sich zur Aufgabe gemacht hat, in den heutigen schlechten Zeiten das Wohl der Schule und der Schüler tunlichst zu fördern. Ihm ist vor allen Dingen das prächtige Landheim bei Söhstadt zu verdanken, das, im Herbst 1922 erworben, nun schon seit einer Reihe von Jahren dem regelmäßigen „Freiluftunterricht“ für jedes Mal zwei Klassen auf drei Wochen dient, mit dem sehr wertvollen Ergebnis, daß sich neben tüchtiger Arbeit, geistig und körperlich, und bester gesundheitlicher Förderung Lehrer und Schüler wirklich menschlich nahekommen und sich gegenseitig so recht verstehen lernen. Wie der Elternbund tröst auch der Verband der ehemaligen Schüler, kurz „V. A. R.“, eifrigst bei zur Förderung seiner alten Schule, mit der ihn das Band aufrichtiger Pietät verknüpft.

Im Laufe der Jahre sind endlich aus der Schülerschaft heraus eine Anzahl von wirklich wertvollen Vereinigungen erwachsen, z. T. schon seit langer Zeit, wie der literarische Verein, der, z. B. unter der Leitung des Konrektors der Anstalt, Oberstudienrat Dr. Kirsten, durch seine Tätigkeit den ästhetisch-literarischen Unterricht trefflich ergänzt, z. T. erst etwas jünger, wie die Sächsische Jungenschaft (Wandervogel), die Pfadfindergruppe, der vor kurzem wieder neu erstandene Stenographenverein und das kleine, aber recht tüchtige Schulorchester unter Leitung von Prof. Claußnitzer.

Das ist in knappen Zügen das Bild der Entwicklung des Staatsrealgymnasiums durch die Jahrhunderte, der Schule, die ebenso eng mit ihrem Sitz Annaberg wie mit der Schwesterstadt Buchholz und mit dem ganzen oberen Erzgebirge verknüpft ist. Aus kleinen Anfängen ist die Schule herangewachsen, Freud und Leid hat sie mit ihrer Umwelt geteilt, vom mächtigen Aufblühen des Silberbergbaus an über die Stürme der Reformzeit und die großen Kriege hinweg zur Neugründung des Deutschen Reiches und dessen Niederwerfung durch feindliche Massenübermacht. Immer haben die Schüler auch von Buchholz und dem südlichen Teil des Bezirks einen namhaften Anteil der Gesamtzahl ausgemacht. Heute ist unter den z. B. 405 Schülern, darunter 21 Schülerinnen, wie schon eingangs gesagt, eine stattliche Zahl aus dem Bereich der „Oberer östliche Erzgebirgschen“. Und diese selbst ist immer der Schule wohlgesinnt gewesen, hat getreulich über alles, was die Anstalt betraf, ihre Berichte gegeben — dafür sei ihr an dieser Stelle der wärmste Dank der Schule ausgesprochen. Zugleich mit dem Wunsch, daß beide, Zeitung und Schule, allezeit gedeihen und allezeit im guten Einvernehmen sein mögen.

Dem Mangel an ausreichend für den Lehrerberuf vorgebildeten jungen Leuten im Erzgebirge hatten schon vor mehr als 100 Jahren weitblickende Geistliche (Glöckner) und erfahrene Schulmänner (Manitus, Schubert, Ehrhardt; Kantor Dittrich in Mildenau) zu steuern gefucht. Aber alle diese privaten Unternehmungen erwiesen sich als unzulänglich, und darum wurden die Bitten der Annaberger Superintendenten, damals mit der Aussicht über das erzgebirgische Schulwesen befreit, an Regierung und Landstände immer dringlicher, bis es schließlich dem verdienten Ephorus Schumann gelang, dank dem Entgegenkommen der Stadt Annaberg, die Genehmigung zur Errichtung eines Lehrerseminars zu erwirken, dessen Leitung vorerst in seine Hände gelegt wurde. Am 7. Januar 1842 wurde diese Anstalt durch den Kirchen- und Schulrat Dr. Döhrer feierlich eröffnet. Ein eingehendes Regulativ ordnete die äußersten schulischen Verhältnisse, die 1847 nach dem Muster der Lehrerbildungsanstalten des Landes — das Annaberger war das 7. Seminar Sachsen — gestaltet wurden.

Da die Schülerzahl rasch wuchs, reichten die Wohn-, Schlaf- und Lehrzimmer in den Mansarden des alten Lyzeums an der Großen Kirchgasse bei weitem nicht mehr aus, bis endlich im Jahre 1858 das Seminar in der umgebauten, ehemals Röhlingischen Fabrik

am Wölksteiner Tor ein eigenes Heim erhielt. Hier entwickelte sich das Seminar zum größten Sachsen. Lehrplan und Lehrziel wurden mehr und mehr erweitert und erhöht, die vierstufige Anstalt wurde zu einer sechsstufigen (1914 zu einer siebenstufigen) ausgebaut und erhielt eine eigene Übungsschule. Aber auch hier genügten die Räume trotz eines umfangreichen Erweiterungsbau nicht mehr.

Unter dem Direktorat Ernst Schwerdtner erstand in einem Zeitraum von drei Jahren und mit einem Kostenaufwand von rund einer Million Mark

### der Neubau an der Logenstraße,

dessen Einweihung am 21. April 1900 durch den Kultusminister Dr. von Seydelwitz erfolgte. Die Räume des „alten“ Seminars nahmen Parallelklassen auf und dienten zur Heranbildung des Stollberger (1900–1903), des Leipziger (1903–1907) und des Zwickauer Seminars (1907–1912).

Als die Lehrerbildung in Sachsen akademisiert wurde, entschied sich auch das Schicksal des Annaberger Seminars.

Ostern 1928 schlossen sich seine Pforten für immer, nachdem noch die ehemaligen Schüler in treuer Anhänglichkeit ihren 110 im Weltkrieg gefallenen Kameraden zum bleibenden Gedächtnis ein würdiges Ehrenmal geschaffen und in erhabender Feier geweiht hatten, jenen Helden, die durch ihren Tod die Uebereinstimmung von Erziehung und Tat, von Lehre und Leben bezeugt hatten.

### Sieben Direktoren

(Franz 1847–52, Ringler 1852–64, Christ. Friedr. Schmidt 1865 bis 1875, Schuster 1875–1880, Karl Friedr. Schmidt 1880–86, Schwerdtner 1886–1912, Kunze 1912–1928) und gegen 150 Lehrer, unter ihnen so bedeutende wie Constantin Claus, haben in den 86 Jahren an dieser Anstalt gewirkt und

### 2504 Schüler ausgebildet,

von denen ungefähr zwei Drittel ihr Ziel erreichten. 381 Schüler (15,4 %) stammten aus Annaberg, 73 (2,9 %) aus

Buchholz; die übrigen nannten zum größten Teil die engere oder weitere Umgebung der beiden Schwesterstädte ihre Heimat.

Das verpflichtende Erbe des alten Seminars trat die Deutsche Oberschule (Aufbauschule)

an. Sie betont vor allem die Pflege des deutschen Kulturgutes (Deutsch, Geschichte, Erdkunde). Sie baut auf das vollendete siebente Volksschuljahr auf und führt in sechsjährigem Kurs ihre Schüler zur Hochschulreife. Die Aufbauschule, die sich spät entwickelnden Kindern den Übergang in die höhere Schule ermöglicht und die Kinder bis zum 13. Lebensjahr bei den Eltern beläßt, wirkt wie das alte Seminar, von dem sie auch das Schülerheim übernommen hat, in hervorragender Weise sozial und berücksichtigt vor allem die Bedürfnisse der Kleinstädte und Dörfer. Ihr Ziel kann die neue Schule nur mit gutbegabten Schülern und bei beschränkter Klassensstärke (Höchstzahl 20 Schüler) erreichen. Da aber gute Begabungen verhältnismäßig selten sind, ergibt sich, daß ein Land wie Sachsen nur eine beschränkte Anzahl von Aufbauschulen haben kann (4, höchstens 5). Der Ergänzungsbezirk der Annaberger Aufbauschule ist darum auch viel größer als bei dem früheren Seminar und erstreckt sich über das gesamte Erzgebirge.

Ostern 1923 wurden die ersten Schüler aufgenommen, 1929 die ersten Abiturienten mit dem Matur von dem Leiter der Anstalt, Herrn Oberstudienrat Prof. Kunze, entlassen. Seit Ostern 1925 ist mit der Staatl. Aufbauschule die bis her städtische

### höhere Mädchenschule

verbunden, die Herr Oberstudienrat Dr. Wünschmann ins Leben gerufen hatte.

Diese Schule geht von dem Gedanken aus, daß der weiblichen seelischen und körperlichen Eigenart nur in einer ausschließlich von Mädchen besuchten Bildungsanstalt voll Rechnung getragen werden können. Ziel und Lehrplan sind denen entsprechender sechsklassiger höherer Knabenschulen vollkommen gleichwertig, wenn auch nicht gleichartig. Den Mädchen soll eine in sich abgeschlossene, vertieft Allgemeinbildung vermittelt werden, die sie zu unmittelbarem Eintritt ins Leben oder ohne Aufnahmeprüfung zum Übergang in eine dreiklassige Studienanstalt (u. U. auch Realgymnasium, Aufbauschule) oder eine höhere Berufsschule befähigt.

Die höhere Mädchenschule, die anfangs nur von Annaberger Kindern besucht wurde, empfängt ihre Schülerinnen mehr und mehr aus dem gesamten oberen Erzgebirge. So stammen von den 557 Mädchen, die sie bisher besuchten oder noch besuchen, 390 (70 %) aus Annaberg, 44 (8 %) aus Buchholz und die übrigen 123 (22 %) aus der Umgebung Annabergs.

Während die Schulen der Heranbildung des jungen Geschlechtes dienen, seien die Zeitungen neben anderen Faktoren das Erziehungswerk an den Erwachsenen fort.

So schafft Schule und Presse, sich gegenseitig unterstützen und fördernd, am gleichen Werk zum Segen unserer gebirgischen Heimat, zum Wohle unseres deutschen Volkes. In diesem Sinne der Jubilarin und Begünstigten ein Glückauf! für das nächste Vierteljahrhundert! W. R.

## Heimatzeitung und Kirchenmusik

„Es ist etwas ungemein Schwieriges um die Musikkritik“



immer schriller durchziehen die Klänge ungelöster Dissonanzen das Leben der Gegenwart, das öffentliche und dasjenige der Völker. Millionen sehnen sich inmitten alldeßsen nach dem Frieden der Seele und den idealen Gütern des Damens. Gibt es da nächst dem Aufblick zum Meister der Welten Erhebenderes als die Musik, die wie auf Engelsfittichen uns emporträgt zu lichteren Höhen?

Wenn ich an meiner Orgel sitze und der Geist eines Sebastian Bach mich aufwärts frägt aus dem Alltag, oder wenn ich mit meinem lieben Kirchengesangverein in Liedschäden besiegelt schürze, dann spüre ich am Instrument wie inmitten meiner Sängerschar mit ihr immer wieder aufs neue beglückt die Macht der Töne.

Und wer ist es nun, der uns im oberen Erzgebirge auf diesem Wege stets ein treuer Eliehard war? Am 75-Jahresjubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ denke ich und denken mit mir so viele andere dankesfüllt daran, wie unsere jubilierende Heimatzeitung stets freudig bereit war, gerade auch auf dem Gebiet der Kirchenmusik uns ein getreuer Mentor zu sein. Ausgerüstet mit weitgehenden, stets nicht an der Oberfläche bleibenden, immer tiefdrückenden musikalischen Fachkenntnissen, überall wahrhaftig und fördernd in der Kritik, hat die Schriftleitung dieses Blattes die Pflege und das Verständnis der Kirchenmusik unbedingt in anerkennenswerter Weise in Stadt und Land gefördert und hat uns Kantoren dadurch die Mühen unserer Arbeit fruchtlicher und dankenswerter gemacht. Das haben wir im oberen Erzgebirge seit Jahren einmütig empfunden und überall anerkannt. Es ist etwas ungemein Schwieriges, gerade um die Musikkritik. Sie läßt sich kaum lernen. Das musikalische Empfinden muß angeboren, das Verstehen von Musikwerken gründlich studiert sein. Wo gilt es da nicht alles hinzuhören, was gilt es nicht alles zu erfassen, zu durchdenken und zu beurteilen. Die Schriftleitung der O. Z. hat für all dies ein feines und gerechtes Verstehen an den Tag gelegt und gern auch den Verhältnissen überall Rechnung gefragt.

Möge das Jubelblatt auch fürder so ein Herold der musica sacra sein und bleiben.

Elterlein.

Glückauf!

Kantor A. Rehm.

## Kunst und Wissenschaft an die O. 3.

Von des Erzgebirges bestem Erze  
Zeugte Tag für Tag dein Glodenklang;  
Darum siege deine Heimatarbeit  
Weitre fünfundsechzig Jahre lang!  
Ludwig Fulda.

## Premiere-Publikum-Presse

Von Hans Heinrich Kämpf.

Intendant des Stadttheaters Annaberg (Erzgeb.).

Während der äußerst schwierigen Krisis, in der sich jetzt alle auf gemeinnütziger Grundlage betriebenen Theater durch die Finanznot der Länder und der Gemeinden befinden, ist der Erfolg eines jeden neu aufgeführten Werkes von erheblicher Bedeutung für die Einnahmen des Theaters. Ein Fehlschlag bedeutet sofort verminderte Einnahmen, schnelleres Einstudieren eines neuen Werkes, Überlastung des Personals und dadurch Beeinträchtigung der künstlerischen Höhe der Aufführungen. Daher werden immer mehr Experimente mit noch nicht erprobten Stücken ausgeschaltet, letzten Endes aber auch oft dichterisch hochstehende Werke, die dem Geschmack des Publikums nicht entgegenkommen oder dem Verständnis beim ersten Hören Schwierigkeiten bereiten. Und doch haben die gemeinnützigen Theater die Pflicht, nach größter Möglichkeit Kulturtheater zu bleiben und nicht auf das Unterhaltungsniveau rein geschäftlich betriebener Großstadtttheater herabzusteuern. Dass dies nicht ohne beträchtliche Zuschüsse seitens der Länder und Gemeinden möglich ist, ist leider eine seit Jahrzehnten anerkannte bittere Notwendigkeit geworden.

## Die Premiere eines neuen Werkes

ist also oft von ausschlaggebender Bedeutung für den weiteren Spielplan eines Theaters. Daraus ist auch mit die sieberhafte Erregung eines solchen Theaterabends zu erklären. Die wenigsten Zuschauer haben wohl einen Begriff von der vielgestaltigen Arbeit, die bis zur Premiere geleistet werden müssen. Ist nach vielfacher Lektüre durch den Theaterleiter, den Spielerleiter, die künstlerischen Beiräte die Entscheidung über die Annahme eines Werkes getroffen, so beginnen die Vorarbeiten des Spielerleiters: Besprechungen mit dem technischen Bühnenleiter und dem Bühnenbildner über die Gestaltung des Bühnenbildes, Besetzen der Rollen im Einverständnis mit dem Theaterleiter, Durcharbeiten des Werkes auf mögliche und notwendige Kürzungen und Striche, Festlegen der Stellungen in großen Umrissen. So vorbereitet, leitet er die Stellprobe, bei der die Rollen noch gelesen werden. Es folgt die große Anzahl der Proben, auf denen alle Schattierungen im Ausdruck tonlich und mimisch ausprobiert und aufeinander abgestimmt werden, damit die Aufführung ein einheitliches künstlerisches Gesicht erhält. Dekorations- und Beleuchtungsproben laufen nebenher. Endlich kommt die Generalprobe, die vor allem wie eine richtige Aufführung verlaufen muss. Da beim Theater immer noch ziemlich viel Überglauben herrscht, wird es als gute Vorbedeutung für den Erfolg des Werkes aufgefasst, wenn infolge der allgemeinen Nervenüberspannung beredtig oder auch provoziert Differenzen zwischen Spielerleiter und Darsteller in meist etwas lärmender Form eine kurze Unterbrechung der Generalprobe hervorrufen.

## Das Publikum

sieht nun die fertige Arbeit, das „Spiel“. In den großen Städten über Premierenabende einen besonders starken Anreiz zum Theaterbesuch aus, in mittleren und kleinen Städten ist oft eine Zurückhaltung des Publikums festzustellen, die nicht zum geringsten Teile aus einem gewissen Misstrauen dem Neuen gegenüber entspringt. Die aber, die der Premiere bewohnen, werden belohnt durch die bis zum Neuersten gezeigte Hingabe eines jeden einzelnen Mitwirkenden. Unsichtbare Fäden werden vom Darsteller zum Zuhörer gesponnen, die diesen in den Bann ziehen und in die Stimmung bringen sollen, die der Künstler als Mittler des Autors erzielen will und muss. Mit Spannung wird es nun beobachtet, inwieweit es gelingt, das Publikum mitzureißen. Fühlt man auf der Bühne ein Mitgehen des Publikums, so spricht das alle Mitwirkenden zu noch größerer Anspannung bei der Hingabe des eigenen künstlerischen Innenlebens an. Das Publikum, das von vornherein eine kalte, zurückhaltende, ja vielleicht sogar ablehnende Haltung einnimmt, bringt sich selbst um manchen, sonst oft ganz anders wirkenden Theaterabend. Wärme und Beifall braucht der reproduzierende Künstler zu seinem so schnell der Vergessenheit verfallenden Schaffen. Der Grabmesser des Beifalls ist die Entscheidung für den Erfolg einer Premiere. Auch wer sich keine eigene Meinung bilden mag, verschließt sich nicht dem augenblicklichen Empfinden und warte nicht stets erst auf das Urteil der „anderen“.

Denn nun erscheint

am nächsten Tag die Presse,

die zu dem kleinen Teil des Premierenpublikums und zu dem größeren Teil des Publikums spricht, das nicht die Premiere besucht hat. Der Einfluss der Kritik auf den ersten Teil ist

## Franz Lehár beglückwünscht die O. 3.

Franz Lehár, der geniale Operetten-Komponist der Gegenwart, sandte uns zum Jubelstag sein Bild mit folgendem Glückwunsch:



Mein herzlichstes Glückwunsch zum  
75-jährigen Jubiläum der Obererzgebirgischen  
Zeitung! Gelingt,

nur bedingt, auf den zweiten Teil oft von ausschlaggebender Bedeutung. Über das heftumtrittene Gebiet der Theaterkritik hier zu schreiben, hieße, den Rahmen dieses kurzen Artikels zu sprengen. Die der Öffentlichkeit dienende Kritik soll sachlich, tendenziös, verständnisvoll, fördernd sein. Sie soll nicht nur „verreihen“, sondern helfen durch Vorschläge zum „Besser machen“. Sie soll nicht abschrecken, sondern das Interesse am Theater wecken und heben. Die Presse soll kulturerhaltend das Niveau des Theaters unterstützen, so auch unter Umständen durch vorbereitende Besprechungen bei besonderen Anlässen, durch kurze Hinweise auf wichtige neue Werke. Ein Zusammenarbeiten zwischen Presse und Theaterleitung — selbstverständlich unter Ausschluss irgendeines Versuches zur Beeinflussung der freien Kritik — dient meines Erachtens der Allgemeinheit am besten. Die von einem Teil der Presse aufgestellte Forderung, auf dem Theater politische Tendenzen als zeitgemäß zu betreiben, ist abwegig. Wahre Kunst hat nichts mit Politik zu tun, und das wahre Volksempfinden wünscht nicht eine einseitige Einstellung auf der Bühne, sondern eine allgemeine, weitere Stellungnahme, als sie durch das Programm einer politischen Partei einengend bedingt ist.

Dass das Zusammenarbeiten der „O. 3.“, die nunmehr das 75-jährige Jubiläum ihres Bestehens feiert, mit dem Stadttheater Annaberg wie bisher stets erfreulich und erfreulich bleiben möge, ist mein aufrichtiger und herzlicher Wunsch zu diesem Jubelstag!

Dirigentengruß  
vom Stadttheater Annaberg

Am Festtage der „O. 3.“ gedenke ich, parallel mit der Inszenanz des Annaberger Stadt-Theaters, der verantwortungsvollen Kritikarbeit des Jubelblattes, das der Kunst stets ein verständnisvoller Förderer war. Der Kritiker tut seine ernste Pflicht ohne Anspruch auf Lob nach unbeirrtem Ermessen. Darin gerade liegt für uns Künstler der Wert dieser ansforderungsreichen Arbeit. In Ihrer hohen Mission am 75. Geburtstag der „O. 3.“ ein dankbares Glück auf!

Hans Möbke.

Städtischer Musikdirektor u. 1. Kapellmeister am Stadt-Theater.

## Die Zeitung

Von Dr. Walter Bloem, Burg Rieden.

Ich las vor Wochen eine Neuübersetzung eines sehr namhaften Kollegen, der sich rühmte, er lese niemals eine Zeitung. Ich muss offen zugeben, dass mir dabei der Verstand still gestanden hat. Gibt es wirklich heutige Menschen, welche ohne Zeitung leben können? Das ist zwar — ohne der Jubilarin zu nahe treten zu wollen — eigentlich ein idealer Zustand. Adam und Eva im Paradiese bezogen ja nicht einmal jenes erste Blatt,

das ihnen dann später höheren Orts ins Haus geliefert wurde. Auch unsere Vorfahren zu beiden Ufern des Rheins dürften auf ihren Bärenhäuten noch ohne „Geschäfts- und Familienanzeiger“ ausgekommen sein. Für uns, die wir im Zeitalter des Verkehrs leben, gehört das Zeitungslesen zur primitivsten Lebensfunktion wie Essen, Schlafen, Atmen. Es ist nicht immer eine reine Freude, was wir da alles zu schlucken bekommen. Aber besser, alles zu wissen, was in der Welt vorgeht, als gar nichts. Die Erde ist klein geworden. Auf ihr geschieht nichts, das nicht irgendwie auch mich angeht. Die Zusammenghörigkeit der Menschheit, die Gemeinsamkeit ihrer Interessen ist eine Tatsache, ob wir sie anerkennen oder nicht. Es ist richtig, wir bekümmern uns rechtzeitig um die Welt. Sie läuft es sich nicht nehmen, sich um uns zu bekümmern.

## Das Zeitungslesen eine Lebensfunktion.

Ein Dutzend Blätter — zusammengefaltet findet dies dünne Bündel gedruckter Welt Raum in einer Rocktasche.

Auf keinem anderen Gebiete wird solch ungeheuerliche Menge von Arbeit, Wissen, Technik, Organisation weggeschwenkt für ein paar Minuten — nirgends wird ein so riesiges, kunstvolles Produkt verschwendet auf ein paar Stunden. Rund um den Erdball rennen tausend Füße für deine anderthalb Groschen, durch tausend Drähte spritzen elektrischer Funke, schreien Stimmen, tausend Gehirne denken für dich, tausend Hände schreiben, greifen, sichten, ordnen, sezen.

Wenige Minuten über dies Wunder nach, das man dir für anderthalb Groschen auf den Frühstückstisch legt: Das billigste Nischenprodukt des Weltgeistes. Du, Leser, für anderthalb Groschen Herr über zehntausend Gehirne, gebietetest hastig oder behaglich — im Bett, im Bad, beim Essen, beim Weg zur Arbeit — über das farbigste Heer von Rednern, die alle gleichzeitig bereit stehen, dich nach deinem Wunsch zu informieren. Eine Tribüne von unvergleichlichem Ausmaß baut sich vor dir auf. Leitartikel gefällig? Lässig nimmst du drei Sätze — heißtest den Redner schweigen. Die neuesten Telegramme: seitgedruckt schreien die wichtigsten Zeilen dir entgegen. Romanlik gefällig, schöne Leserin? Mord, Mord! Sie können sich, nach Belieben, den Sandäschchen in Muße erzählen lassen oder in Überschriften wählen.

Die Redner treten auf, werden begierig oder flüchtig angehört oder gleichgültig weggeschickt. Und je nach Neigung winken sie den Verebtesten, lassen sich einige Minuten erzählen von Wirtschaft, Sport, fernern Katastrophen. Oder haben Sie Zeit? Wünschen Sie zehn Minuten angenehme Berstreuung? Auch gut, alles ist da! Ein paar Narren warten nur darauf, Ihnen die neuesten Wiße — zu flau? Rätsel her! Oder eine Kurzgeschichte, drei Minuten, hingehakt zwischen Börsenberichten und Verkehrsunfällen; das geistvolle Plaudern eines Feuilletonistin.

Da treten schon die Kaufleute auf die Tribüne, preisen Ihnen in überzeugendem Ton die Waren an: Hemden, Fahnpaß, Autos — dazwischen nähern sich Ihnen dunkle Ehrenmänner und bieten höchste Preise für älteste Kleider. Was Sie befehlen, alles ist da. Junge und ältere Damen flüstern Ihnen auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zarte Wünsche ins Ohr . . .

Sie aber, fleißige Leserin, verfolgen zwischen dem Einkauf und der Tätigkeit Ihrer rühmlich bekannten Kochkünste während fünf Minuten den tragischen Leidens- und Liebesweg der schönen Kunigunde, die von niederträchtigen Schurken wie ein edles Wild gehegt wird. Ach, gerade wenn es am interessantesten wird, müssen Sie Ihr Zittern bis zur morgigen Fortsetzung unterdrücken! (Ich spreche die bestimmte Hoffnung aus, dass Sie und ich einige Wochen später gemeinsam den Sieg der Jugend bejubeln werden.)

Weiter, weiter! Menschen sind gestorben, Menschlein geboren, Pärchen sind zum Lebenskampf in den Chering getreten. Das ruft, flüstert, brüllt von allen Seiten aus der Zeitung — wer es nicht hören will, blättert weiter, läuft sich über die Fortschritte der Verjüngungskuren unterrichten. Dazwischen melden eifige Reporter die neuesten Brände, Einbrüche, Vereinsgründungen. Ein hochtrabend berühmter Name unterhält Sie für anderthalb Groschen, schreit geistige Purzelbäume — ins magische Dunkel ihrer Anfangsbücher gehüllt predigen die großen Redakteure die einzige wahre Politik.

Und dies Farbenspiel von Meinung, Überzeugung, Überredung zuckt und flimmert nur für dich von der Tribüne — bereit, nach einem Willen neu einzuprägen, . . . zu verlöschen.

Die Zeitung, zu welcher Partei sie sich auch bekenne, ist das demokratische Industrieprodukt der Welt. Sie kostet fast nichts, und die kleine Tippmäuse kann sie ebenso leicht kaufen wie der Industriearist. Massen Mensch, das großartig gespenstische Theater der Hunderttausend, wird vor dir zu individuellem Gebrauch aufgebaut — und sofort wieder abgerissen. Die ehernen Worte der Anfangsbuchstaben-Redakteure sind geagt für ein paar Stunden, neue Sensationen hegen die von heute früh zu Tode, die in den Feuilletons erschlagenen Dichter werden wieder lebendig, die Polizei hat den Mörder bereits erwischt, schon rüsst die edle Kunigunde zu einem neuen Fortsetzungstiebesabenteuer Trepp auf und ab hastet die Zeitungsjupe mit der Abendausgabe, und all das riesige Gewirr von Organisation, Unkosten, Geist des vergangenen Abendblattes ist verpufft zu einem Haufen Makulatur . . .



# Karl Beyer, Juwelier und Goldschmied / Annaberg, Buchholzer Straße 12

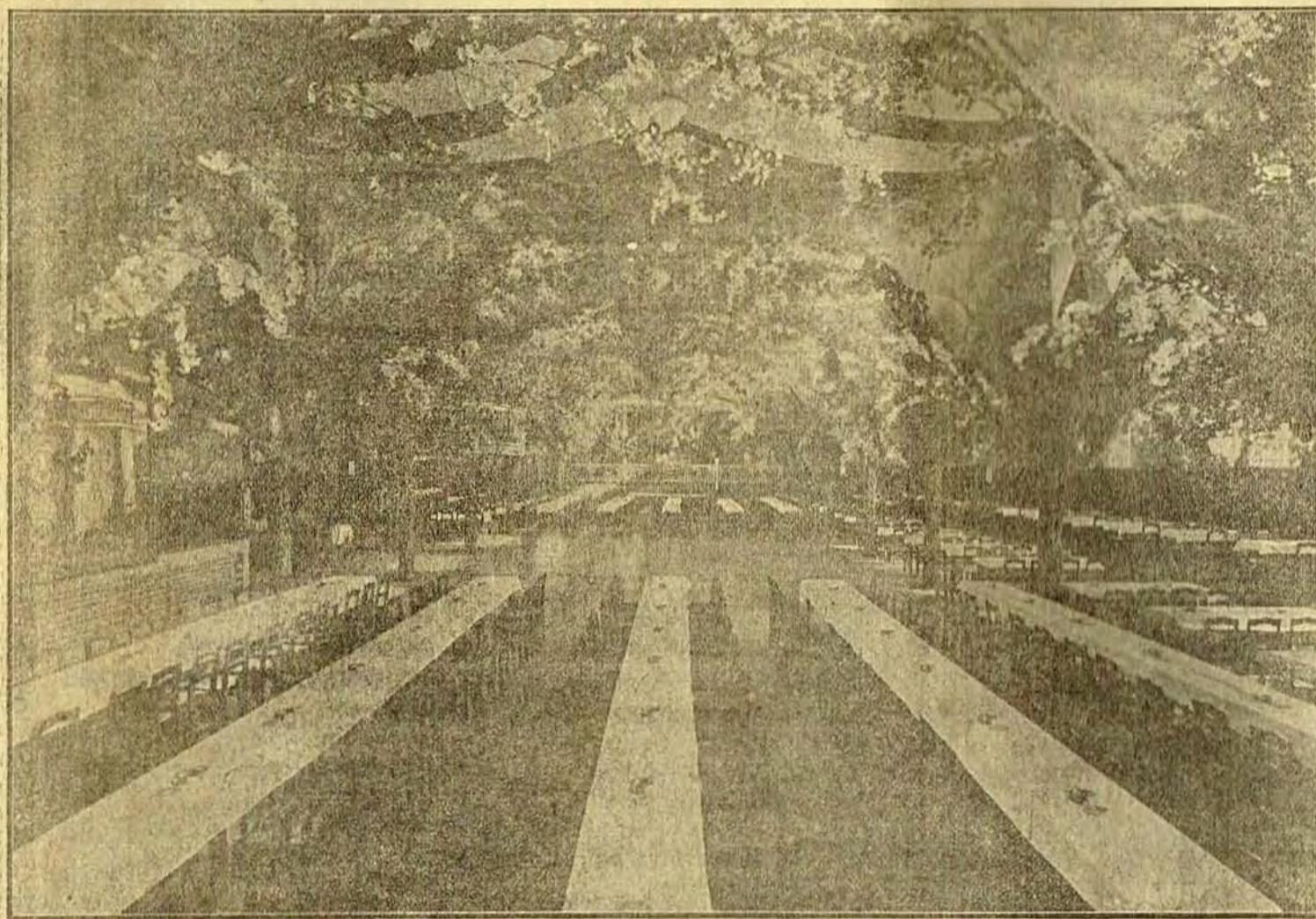
Erstes und größtes Spezialgeschäft des Obererzgebirges

Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren, Tafelgerät und Besteck-Silber, Kunst-Porzellane, ff. Blei-Kristall  
Reiche Auswahl! Niedrigste Preise!

Neuarbeiten, Reparaturen, Gravierungen in eigener Werkstatt.

Gründungsjahr 1844

Telefon Nr. 2125



Festhalle Annaberg i. Erzgeb. Besitzer: Paul Müller Erbaut 1906

## Festhalle und Keglerheim

Besitzer: Paul Müller

Annaberg i. E. — Telefon 2360

### Jeden Mittwoch und Sonntag erstklassiger Ball

bei den Klängen der rühmlichst bekannten  
Festhallen-Jazz- und Tango-Kapelle  
in Gala-Uniform.

Größtes und schöNSTes Vergnügungslokal des  
Obererzgebirges.

Tagungslokal sämlicher bis jetzt in Annaberg  
staltigfundenen größten Kongresse.

6 Bundesvorschriftmäßige Asphalt-  
Kegelbahnen mit allem Komfort.

Zentralheizung! Autogaragen!

Herrliche Dekoration! Feenhafte Beleuchtung!

## Modenschau

Montag, den 16. September 1929  
nachmittags 4 Uhr und abends 8 Uhr

in der Festhalle zu Annaberg  
veranstaltet vom

Modenhaus

### C. A. Langer & Co.

und den Firmen

Valentin Jacobi, Herrenmoden

und

Paul Henschel, Pelzwaren

### PROGRAMM

Personliches Aufreten des beliebten Filmstars

Bruno Kastner  
und Liesl Tirsch

in ihrer Szene

„Hier herrscht Ordnung“

EGON MEWS  
der prominente Modenconferencier

NEER UND DELAR

das Revue-Tanzpaar vom Europa-Pavillon, Berlin

ALFONS FINK

Humorist, Parodist und Mimiker vom Charlott.-Casino, Berlin

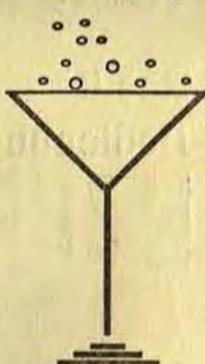
THE CINCINNATI BAND

das vorbildliche Tanzorchester

DIE INTERNATIONALEN MANNEQUINS

Eintritt 1.50 Mk., im Vorverkauf 1.25 Mk. exkl. Steuer  
Vorverkauf bei C. A. Langer & Co.

Die Eintrittskarten werden bis Ende September bei Konfektionseinkäufen  
von RM. 20.— an mit RM. 1.— bei C. A. Langer & Co.  
und Valentin Jacobi in Zahlung genommen



## WEINSTUBEN ADAM-RIES-HAUS

ANNABERG ERZG.

unterhalb Café Central  
empfiehlt seine angenehmen Lokali-  
täten, Bestgepflegte Schoppen- und  
Flaschenweine. Seit 1889 bestehend



Empfiehle mein reichhaltiges Lager  
bei sachmännischer Bedienung in

Stand- Wand- und Wecker-Uhren

## Gold- und Silberwaren

Eigene Reparatur-Werkstatt

### Gustav Wohlrab

Annaberg  
Große Kirchgasse 2

# „Volkshaus“ Annaberg i. Erzgebirge

e. G. m. b. H.

5 Minuten vom Marktplatz

Fernsprecher 3086

Nähe Buchholzer Tor



Wir empfehlen unsere schönen

## Räumlichkeiten

für Sporler, Ausflügler usw.



Ia Schoppen- u.  
Flaschenweine



Angenehme Einkehr bei  
Gesellschaftsausflügen.



Fremdenzimmer mit 10 Betten  
Zentralheizung

Gute preiswerte Küche



Um gütige Unterstützung, bitte  
Die Verwaltung.

# Trinkt

# einheimische Biere



Sie sind ebenso echt,  
rein, wohlschmeckend  
und bekömmlich wie fremde

## Konsumgenossenschaft Obererzgebirge e.G.m.b.H., Annaberg

**Größte Verbraucher-Organisation des oberen Erzgebirges**

6261 Mitglieder / 27 Verteilungsstellen / Jahresumsatz RM. 2 471 990.—

Eigene Dampfbäckerei / Butterformerei / Kaffee-Rösterei

— Anmeldungen werden in unseren sämtlichen Verteilungsstellen gegen 50 Pfg. Eintrittsgeld entgegengenommen. —

### Eigene Sparkasse

Verzinsung bei täglicher Verfügung . . . 6%

Verzinsung bei monatlicher Kündigung . 6½%

Verzinsung bei vierteljährlicher Kündigung 7½%

Ein- und Rückzahlungen werden im Kontor Annaberg, Parkstraße 47, sowie in unseren sämtlichen Verteilungsstellen **streng** vertraulich erledigt.

Buchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 • 17. Beilage

## Aus dem 1000-jährigen Schleitau

Du nimmst es mir nicht übel, gute „Mühme Schleite“, wenn ich dich auch hier nenne, wie wir dich immer schon als Kinder nannten, nicht wahr? Schleitau singt unserem Ohr zu fremd, denn wirklich hast du dich ja an der Zschopau hingehögt wie eine gute Kindertante. Trotz des sumpfigen Bodens, der einst den sorbischen Gründern so viel Störfzerbrechen machte, daß sie sich einfach „Moorboden“ taufsten und so mit dem sorbischen Wort dafür (Steta) dir für alle Zeit ein Schildlein anhingen, das sehr bald nicht mehr die Wahrheit sprach. — Besuch hast du genug bekommen, freundliche „Mühme im Zschopautal“ willkommenen, aber öfter noch unwillkommenen. Deine Burg, deren Dach heute aus grünen Wipfeln grüßt, mag scharfe Wacht gehalten haben an der alten Heerstraße, auf der vielleicht schon deutsche Krieger gegen die Böhmen zogen, als unser deutsches Vaterland seine ersten Könige krönte. Und welch Kommen und Gehen auch von Handelsleuten zu Fuß und mit Wagen, die auf dem Wege von Leipzig nach dem böhmischen Pass bei Weipert deine Gastfreundschaft nutzten. — Dann aber kamen schlimme Gäste, die dich armes Städtel arg heimsuchten! Da hassen Stadtgraben und Mauern nicht; wie ein Bienenschwarm kamen die Hussiten erst und ein paar Jahrhunderte später die Soldaten des dreißigjährigen Krieges zu dir. Sogar Napoleons Heere schickten dir 1813 eine Schar Franzosen zu. Mord und Raub und Brandstiftung gab es da genug, und mich hat es immer seltsam durchschauert, wenn ich als grünemühter, lustiger Schüler am Schwedenkreuz zwischen Schleitau und Scheibenberg vorüberwanderte. Der fröhliche Sang wollte plötzlich nicht mehr recht gelingen, und der immer rege Frohsinn wich erschreckt vor mir davon bei Solbatenlobes. —

Nun ist's still in dir geworden, und nur der Vörm der Fabriken, in denen deine fleißigen Bürger in allerlei Werkstätigkeit sich regen, stört deine Ruhe. Schmuck aber dehnt sich dein Ring immer weiter aus, und wo einst am „Beutengraben“ Blindergeisen stuchend ihre Beute teilten, wächst ein gesäßig anzuschauendes Haus nach dem andern aus dem Boden. Und die einst toll schwämmende und tosende Zschopau legt sich jetzt als silberne Borte ruhig an den Saum deines Kleides. —

Guido Wolf Günther.

## Schleitau, die älteste Stadt im oberen Erzgebirge

Bon Schuldirektor Paul Thomas.

Anlässlich des Heimattages, das Schleitau im Juli 1927 feierte, ist auch die Frage nach dem Alter der Stadt lebhaft erörtert und umstritten worden. Die „alttumstrunkenen“ Heimatforscher konnten die Ansänge der Stadt nicht weit genug in die Vergangenheit zurücklegen, während auf der anderen Seite — wohl mehr aus Neid als aus Überzeugung — der alten Bergstadt nur ein sehr bescheidenes Alter zugestanden wurde. Die Frage ist tatsächlich auch sehr schwer zu lösen. Alte Urkunden, die sonst verlässliche Nachricht geben, fehlen, und Indizienbeweise sind bei derartigen Untersuchungen in der wissenschaftlichen Welt verpönt. Es macht beinahe den Anschein, als würde von den Fanatikern auf diesem Gebiete der Standpunkt vertreten, daß Ortschaften, über deren Gründung keine urkundlichen Belege vorliegen, überhaupt nicht gegründet worden sind, und man hat in diesem Lager für Leute, die einer solchen Streitfrage mit den Gesetzen der Analogie zu Leibe rücken wollen, nur ein verächtliches Lächeln übrig.

Wir Schleitauer haben uns damals über die Leute nicht sonderlich aufgeregt, die unserer alten „Mühme“ ihr schneeweißes Greisenhaar nicht gönnen wollten, die ihr nachsagten, daß sie sich, um die Gegenwart zu täuschen, ihr Haar künstlich gefärbt habe. Wir sind uns darüber einig, daß die Mühme, auch wenn wir ihren Geburtschein nicht mehr vorlegen können, bereits ein sehr hohes Alter auf dem Rücken hat, und daß sie unter den Ortschaften des oberen Erzgebirges sicherlich zu den allerältesten zu zählen ist. Wenn sich der Gebrauch einbürgern sollte, daß die erste urkundliche Erwähnung eines Ortes als Gründungsjahr anzusehen sei, dann würde auch der gewissenhafte Geschichtsforscher manchmal in eine recht heile Lage geraten.

Die erste noch vorhandene Urkunde über Schleitau stammt aus dem Jahre 1351. Damals belehnte Kaiser Karl IV. in seiner Eigenschaft als König von Böhmen die Brüder Friedrich und Bernhard von Schönburg mit der Feste Schleitau, und es heißt ausdrücklich in dem Schriftstück, daß ihnen Schleitau, so wie sie es hergebracht und besessen haben zu einem rechten Mannslehn übergeben werde. Daraus geht doch zweifelsfrei hervor, daß Schleitau schon lange bestand, als es durch die Hulde des Kaisers zu dem Besitztum der Schönburgers geschlagen wurde. Es kann doch unmöglich ein gewissenhafter Historiker hier in diesem Falle die Zeit vor 1351 unterschlagen, wenn er der Gründungszeit Schleitaus nachgehen

wollte. Lediglich aus dem Grunde, weil über die Zeit vor 1351 die vergilbten Pergamente fehlen.

Wer Schleitau vor 30, 40 Jahren gekannt hat und die Stadt in ihrer gegenwärtigen Verfassung dagegen hält, wird für die giediegne Entwicklung einer erzgebirgischen Kleinstadt sein Verwundern haben. Die wirklichste Ansicht bietet die Stadt, wenn man sie vom Schottenberge aus betrachtet, der sich zwischen Schleitau und das benachbarte Buchholz hineinschiebt. Vor uns breitet sich ein weiter Talbessel aus, durch

hald darauf Wolf Tießtetter, Kurfürst Moritz' tapferer Führer des Fußvolkes, seinen Aufmarsch ausschlug. Schon zu seiner Zeit nahm das Schloß allmählich den Charakter eines kurfürstlichen Jagdschlosses an. Am 17. und 18. Jahrhundert sahen auf der Burg als kurfürstliche Obersößt- und Wildmeister Sprossen aus den vornehmsten sächsischen Adelsgeschlechtern, und wiederum spielten sich in dem Schloß und in der Stadt rauschende Festtage ab, wenn der Landesfürst mit glänzendem Gefolge nach hier kam, um dem edlen Weidwerk in den wildreichen

### Der Glückwunsch Schleitau

**W**enn in diesen Tagen die „Obererzgebirgische Zeitung“ auf 75 Jahre ihres Bestehens zurückblickt, so ist dies der Stadt Schleitau Anlaß, der Dienste zu gedenken, die das geschätzte Blatt in der langen Zeitspanne als Amtsblatt und als Veröffentlichungsorgan geleistet hat. Bei diesem Rückblick dürfen die städtischen Kollegien mit Befriedigung feststellen, daß in den langen Jahren des Zusammenarbeitens mit der Obererzgebirgischen Zeitung immer ungefährte Beziehungen bestanden und die Interessen der Stadt Schleitau volle Würdigung erfahren haben. Den Forderungen der Zeit Rechnung tragend hat sich die Obererzgebirgische Zeitung aber auch als Veröffentlichungsorgan und Unterhaltungsblatt vorteilhaft weiterentwickelt und namentlich den Heimatgedanken bei ihren Lesern zu fördern gewußt. Ihre Mitwirkung bei der Vorbereitung und Ausgestaltung des Schleitauer Heimattages ist eine vorbildliche gewesen.

In Anerkennung dieser Tatsachen beglückwünschen die städtischen Kollegien die Obererzgebirgische Zeitung und ihre Herausgeber zum Jubelfeste mit einem herzlichen „Glück auf“ für ein weiteres Vorschreiten auf gewohntem Wege und für eine gedeihliche Weiterentwicklung des Unternehmens.

Schleitau.

Der Rat und die Stadtverordneten

Schmidt, Bürgermeister.

den die Zschopau in vielen Windungen ihr glitzerndes Band legt. Seitens paßt sich ein Städtebild so vorteilhaft in die Landschaft ein, wie das hier der Fall ist. Die Liebergänge von dem, was Menschenhände aufbauten, zu dem, was die Natur schuf, sind so zart, daß der empfindsame Beobachter den Einindruck einer wundervollen Harmonie erlebt. Die meisten Zeichner und Lichtbildner — von den ältesten Zeiten bis herein in die Gegenwart — haben deshalb bei ihren Aufnahmen der Stadt diesen Standpunkt auf der Höhe des Schottenberges gewählt, von wo aus auch der Scheibenberg mit seinen scharf umrissten Linien einen so prächtigen Hintergrund für eine Stadtsicht bildet.

### Das alte Schloß

im Vordergrunde des Bildes könnte der Stolz der Schleitauer sein, wenn es von den wirtschaftlichen Stürmen der letzten zehn Jahre nicht so arg mitgenommen worden wäre. Welch reiche Historie hat sich in dem alten Bau abgespielt! Die ganze Chronik des Erzgebirges ist an die Mauern der Burg gefestelt. Wer die Sprache der Steine versteht, vor dem erscheint der Geist der Jahrhunderte, der in der in sich gekehrten anspruchsvollen Wasserkunst sich so vielfältig auslebt. In grauer Vorzeit entstanden, erhoben es vor 600 Jahren Sprossen aus dem Edelgeschlecht der Schönburger zu neuem Glanze, und als zu Anfang des 15. Jahrhunderts Stadt und Schloß Schleitau zum Besitztum des Klosters Grünhain geschlagen wurden, begann für die Burg eine bedeutsame Zeit. Hier hatten die Amtleute ihren Sitz, die die weit ausgedehnte Pflegeschaft Schleitau zu betreuen hatten. Da wurden in Schleitau glänzende Gerichtstage abgehalten und sensationelle Rechtshändel durchgeführt, so z. B. der aufsehenerregende Prozeß vom 3. August 1435, wo der verwegene Raubritter Nidel Mönch Ursehde schwören mußte. Nach Auflösung des Klosters Grünhain nahm der Landesfürst Besitz vom Schloß, in welchem

Wäldern des Gebirges obzuliegen. — Und heute? Versunken und vergessen ist all die Herrlichkeit. Mürrisch und verdrossen glosen uns die alten Mauern an. Die einst so schmucken Wege im Schlosspark sind auch nachdenklich geworden und haben sich unter dem wuchernden Unkraut und dem überhängenden Geestrüpp verloren. Dem Heimatfreunde tut das Herz weh!

Und nun dort in der Mitte des Stadtbildes, über die Schieferdächer der Straßen sich kraftvoll erhebend,

das schmucke Rathaus!

Auch dieser Bau kann viel erzählen vom wechselvollen Schicksal der Stadt, von wilden Kriegsfürmen und verheerenden Feuersbrünsten, die über das Gebirge zogen und namentlich die Einwohnerchaft des alten Bergstädleins in Angst und Schrecken hielten. Manch vergilbtes Pergament in der eisernen Lade des Ratsarchivs gibt Kunde aus längst vergangenen Zeiten, wo Schleitau noch freie Bergstadt war und die Spitzhaken der Häuer in den zahlreichen Stollen des erzreichen Bergreviers erdröhnte. Wo jährlich Tausende und Abertausende von Fremden nach den berühmten Schleitauer Märkten kamen und das wohlschmeckende Bier das ganze obere Erzgebirge beherrschte. Wo Schleitau als Halte- und Stapelplatz an der wichtigen mittelalterlichen Handelsstraße seine inhaltreiche Zeit durchlebte und die Handwerkerzünfte den wesentlichsten Teil des städtischen Lebens repräsentierten. Und von Zeiten wirtschaftlichen Niederganges wissen die alten Urkunden zu erzählen: wie nach dem Aufhören des Berggewerbes Frau Sorge allenthalben vor den Türen der Häuser lungerte, wie Malaria und grauenhafte Epidemien die Gegend heimsuchten und den letzten Rest des ehemaligen Wohlstandes untergruben, wie aber dann der Wille zum Leben in der Bürgerlichkeit wieder durchbrach und die Textilindustrie durch Einführung der Bortenwirkerei und der Spitzknopflese festen Fuß zu finden wußte. Heute nimmt Schleitau unter den Postamentenköpfen des Erzgebirges einen hervorragenden Platz ein. In der Fabrikation und in der Heimarbeit sind viele Hunderte von Männern und Frauen beschäftigt, und von früh auf werden in den Häusern und Familien schon die Kinder in leichten Postamentenarbeiten geübt. Neben der Textilindustrie haben sich aber auch noch andere Industrien eingebürgert, die Schleitau Ruhm als gewerbslebhafte Stadt erhöhen.

Das Schleitauer Rathaus wird von Bausachverständigen viel beachtet. So anspruchlos der Bau auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so schäzen es doch die Kenner als Denkmal einer abgelaufenen bürgerlichen Baukunst, das sich mit seinen ruhigen Linien dem Charakter des Marktplatzes und der Hauptstraße harmonisch anpaßt. In der Kuppel des kupfergedeckten, weißlich leuchtenden Rathaussturmes fand man erst kürzlich eine Anzahl interessanter Urkunden, in denen beachtenswerte Momente aus der Geschichte der städtischen Entwicklung und der allgemeinen Kulturgeschichte des Obererzgebirges festgehalten sind.



## Die St. Ulrichskirche

mit dem schlanken Turme gibt der Stadtansicht nach Südwesten zu einen markanten Abschluß. In seiner heutigen Gestalt stammt das Gotteshaus aus jüngerer Zeit, der Grundbau ist jedoch fast ebenso alt wie die Stadt selbst. Mehrmals im Laufe der Geschichte ist die Kirche bei katastrophalen Feuersbrünsten dem gefährlichen Elemente zum Opfer gefallen, große Stadtbrände nahmen sogar von hier aus ihren verhängnisvollen Anfang, weil der zündende Blitzstrahl in den Turm oder das Kirchendach gefahren war. Als Wahrzeichen der Stadt gilt das Mönchsgefecht an der Schlettau Kirchenmauer, von dem eine alte wunderliche Sage geht, die man in Ziehner's "Sagenschätz" nachlesen wolle. An der St. Ulrichskirche zu Schlettau wirkte auch einer der ersten lutherischen Prediger. Schon lange bevor die Reformation im Gebiete offiziell eingeführt wurde hatte hier Baltazar Loy (1527) im Sinne und Geiste Luthers seines geistlichen Amtes gewirkt.

Bei einem Gange durch die alte Stadt spürt man allerdings auf Schritt und Tritt, daß die Neuzeit nicht eindrucklos

an ihr vorübergegangen ist. Wohl verrät noch die ganze Anlage Schlettaus mit den schmalen verträumten Gassen und lausigen Winkeln, daß die Baugeschichte der Stadt weit in die Jahrhunderte zurückreicht, aber von den alten Stadtbefestigungen sind nur noch ganz spärliche Reste übrig geblieben, und die altwäterlichen Häuser haben sich fast alle neuzeitlich aufgeputzt. Nur aus den materialischen Walmdächern der Hauptstraße grüßt uns noch die "gute alte Zeit", in der bürgerlicher Gemeinsinn und Gewerbeleid der Einwohnerschaft die Stadt zu frischer Entwicklung gebracht hatten.

Wenn auch Schlettau von anderen Städten des Erzgebirges zahlenmäßig überholt worden ist, so ist es doch durch seine Tradition groß und verehrungswürdig geblieben. Wer als Fremder nach Schlettau kommt und die Eindrücke, die er hier gewinnt, mit anderweitigen Reiseerfahrungen abträgt, wird zugeben müssen, daß Schlettau eins von den lieblichsten Städtebildern darstellt, aus denen sich das große Städtepanorama des sächsischen Hochlandes zusammenzieht. Freude sei der Stadt beschieden in alle Zukunft!

kennt ihn kurz: "Die Straße") war schon in den allerältesten Zeiten eine viel benutzte Verkehrstraße. Vermutlich hat schon Kaiser Karl der Große

im Jahre 805 diese Straße benutzt, als er seine Heere nach Böhmen führte. Auch Heinrich II. wird in dieser Richtung gezogen sein, als er 1004 über das Gebirge marschierte. Dieselbe Straße war es wieder, die den Mönchen von Sittichenbach aus dem Harz den Weg ins Erzgebirge wies, wo sie auf Drängen der Bergleute eine flüsterliche Niederlassung zur kulturellen Erschließung des Gebietes gründen sollten. (1236: Gründung des Klosters Grünhain!) An dieser verkehrsreichen Straße trieben späterhin aber auch Raubritter ihr verwerthliches Handwerk. So machte nach den trüben Zeiten des Hussitenkrieges der verwegene Nickel Mönch die ganze Gegend von Böhmen bis nach Schlettau unsicher, bis er gefangen und ihm im Jahre 1435 auf dem Schloß zu Schlettau der Prozeß gemacht wurde. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war es Mathias Röckenstein, der mit seiner Bande die Ortschaften an der Salzstraße plünderte und durch Begleitgut Handel und Verkehr beunruhigte. Auf dieser Straße wollten im Jahre 1453 Kunz von Kauffungen und seine Spießgesellen, von Mosen und von Schönfeld, die im Schloß zu Altenburg geraubten sächsischen Prinzen nach Böhmen entführen. Kunz von Kauffungen kam nur bis Grünhain. Im Spiegelwalde erreichte ihn sein Geschick, während seine Helferhelfer schon bei Hartenstein das Abenteuer ausgegeben hatten.

Auf dieser Straße zogen 1536 die Grünhainer Cisterziensermonche entlang, als mit Einführung der Reformation ihr Kloster aufgehoben wurde und sie Zuflucht in böhmischen Klöstern suchen mußten. Die Hussiten waren dieselbe Straße gekommen, als sie 1429 das Erzgebirge überstiegen, und im Dreißigjährigen Kriege stützten die Kaiserlichen und die Wallenstein auf denselben Kriegspfaden herüber ins gebirgische Land, das sie mit ihrer Mordbrennerei und ihren Grausamkeiten jahrelang in Schrecken hielten. So bildete sich die alte Salzstraße mit der Zeit auch zu einer wichtigen Heeresstraße aus, die auch von den Schweden benutzt wurde, die nach der Schlacht bei Breitenfeld und späterhin den Krieg nach Böhmen zu tragen beabsichtigten.

Mit der fortschreitenden Zeit verloren die alten Hochstraßen ihre ehemalige Bedeutung. Die neuen Kunsträumen hielten sich mehr an die Täler. Durch die Eisenbahnen wurden sie noch weiter entwertet, so daß vielfach die mittelalterlichen Verkehrsstraßen heute kaum noch als Geländelinien in Betracht kommen. Sie spielen vielleicht als Feldwege hier und da noch eine bescheidene Rolle, sind teilweise aber auch ganz verschwunden. Der Pfug ging über sie hin."

Demgegenüber erleben wir es jedoch auch, daß manche von den alten Wegen jetzt wieder an Bedeutung gewinnen. Das Verkehrsauto, das Berge viel leichter überwindet als die Lokomotive, fährt wieder die alten Hochstraßen, auf denen in vergangenen Zeiten der Verkehr zwischen den Ortschaften hin und her pendelte. Es vollzieht sich auch hier der ewige Kreislauf, der den Grundsatz aller Kultur bildet.

## Mein Schlettau

Lied der Schlettauer Schühen aus dem erzgebirgischen Heimatroman "Der silberne Vogel".

Von Paul Thomas.

Wo die alten Mauern ragen  
Und die Türe trübig stehen,  
Wo aus längst vergangnen Tagen  
Wunderlich die Sagen gehn,  
Wo die Bäume lustig schäumen  
Und im Part die Teiche träumen,  
Wo das Schloß mit seinen Zinnen  
Über Föhrenwipfel ragt,  
Und in dunklen Mauerlöchern  
Spenderhaft das Käuzlein klagt;  
Wo gen Mittag auf der Höhe  
Rühn sich Lavaäulen türmen,  
Das ist meine Heimaterde —  
Mag der Himmel sie beschirmen!

Und am Anger, den die Rosen  
Mit dem zarten Duft erfüllen,  
Wo sich muntere Schwäne losen,  
Bärchen ihre Sehnsucht stillen,  
Wo die sinken Bachforellen  
Schnellen durch die kühlen Wellen;  
Wo im Riedgras und den Birken  
Scheue Lieblichweibchen brüten,  
Dodelnd auf der weiten Brache  
Buben ihre Herden hüten,  
Wo verlaßne Bergeshalden  
Von verschwund'n' Zeiten träumen,  
Des Gebirges stolze Gipfel  
Rühn den Horizont umsäumen;

Wo im Wald die Hirsche streichen  
Und durchs Buch die Sauen waten,  
Und im Grunde bei den Teichen  
Enten sich und Reiher baden,  
Wo die hellen Hörner gelßen  
Von weidfröhnen Jagdgesellen!  
Und die Mühlen an dem Bach,  
Und die Häuser in dem Städtchen  
Mit dem Stroh- und Schindeldache!  
Und die Burschen und die Mädchen!  
Markt und Gassen, traute Winkel!  
Und ein Bölschen still, aufzieden!  
Das ist meine Heimaterde,  
Mag der Himmel sie beschützen!

Die Tagesleistung der Fuhrwerke war in alter Zeit sehr beschränkt.

Im Gebirge brachten es die Geschiere selten über 30 km. Ein Befahren der Straßen zur Nachtzeit war gänzlich ausgeschlossen. Die Handelsleute mußten alles daran setzen, vor Sonnenuntergang eine Stadt zu erreichen, in der sie bis zum Anbruch des neuen Tages herberge machen konnten. Die an den großen Handelsstraßen liegenden Städte genossen hieraus mancherlei Vorteile. Die meisten dieser Städte hatten das Marktrecht erhalten. Die den Ort durchquerenden Kauf- und Handelsleute waren gehalten, ein, zwei und noch mehr Tage mit ihren Waren in der Stadt zu Markte zu gehen. Diese Märkte wurden von den weiter von der Handelsstraße abliegenden Ortschaften stark besucht. Die Gastwirtschaften, Bäcker und Fleischer erfreuten sich des lebhaften Umlaufes, auch andere Gewerbetreibende hatten an solchen Marktplätzen ihr gutes Auskommen. So namentlich die Hufschmiede, Wagenbauer, Sattler, denn auf den holprigen Straßen erlitten Gesärt und Baumzeug nur zu leicht Schaden. Die Landesfürsten, denen die Hebung des Handels in ihren Gebieten sehr am Herzen lag, statteten die Städte bereitwillig mit Vorrechten aus. Sie erhielten die Braugerechtigkeit; das Herbergsrecht wurde ihnen zugestanden; sie bekamen die Erlaubnis, Stapelplätze für die handelsfähigen Waren in ihren Mauern aufzumachen. Dabei wurden den Städten aber auch allerhand Verpflichtungen auferlegt. Sie waren gehalten, die Handelsstraßen in halbwegs fahrbarem Zustande zu erhalten. Diese Straßenunterhaltungspflicht war für die Städte eine schwere Belastung, denn sie erstreckte sich auf weite Wegstrecken. So wissen wir z. B., daß

als der Ablachhändler Lehel das Erzgebirge bereiste,

die an der Salzstraße liegenden Städte vom Landesfürsten die Aufforderung erhielten, die Straße in gehörigen Stand zu setzen, damit der Ablachträmer in seinem Fortkommen nirgends behindert würde. Die Städte mußten weiter nach Bedarf Vorspann leisten und hatten bei der Unsicherheit des Verkehrs auch Geleitmannschaften zu stellen. So erstreckte sich die Geleitpflicht der Schlettauer Burgmannen von Elsterlein bis zum Böhmerwinkel. Dazu kam, daß an den Handelsstraßen auch Signalstationen unterhalten werden mußten. Das war besonders dort notwendig, wo die Kärrnerwege schwieriges und gefährliches Gelände zu durchschneiden hatten. Wir haben bereits, daß die Straßen auch durch sumpfige Gegendien geführt werden mußten. Hier hatte man durch Knüppeldämme den Straßenkörper zu festigen gesucht. Jedes Abbiegen der Geschiere von den Knüppeldämmen konnte verhängnisvoll werden. Die schweren Lastwagen waren verloren, wenn sie in den Morast gerieten. Bei Nebel und in der Dunkelheit war diese Gefahr nur zu naheliegend. Zur Verhütung eines solchen Missgeschickes hatte man an den unsicherer Wegstellen Signale oder Warnungsstationen errichten müssen, so eine Art Leuchtturm zu Lande, von denen aus die reisenden Kauf- und Handelsleute rechtzeitig gewarnt werden konnten. Eine solche Signalfestung war zweifellos auch die Finkenburg zwischen Schlettau und Elsterlein, denn gerade dort überschritt die Salzstraße ein ganz gefährliches Hochmoorgebiet. Wir gehen ganz gewiß nicht fehl, wenn wir den Namen Finkenburg als eine Umdeutung aus Funkenburg annehmen. Alle anderen Deutungen tragen zu auffällig den Stempel des Sagenhaften an sich, wie z. B. die, daß der jagdliche Abt Funk von Grünhain hier eine seiner Jagdhütten aufgeschlagen hätte.

Der hier in Frage kommende Salzweg (Mag. Lehmann

# Aus der Stadt am Scheibenberg

Einen guten Geschmack hat der alte Zwergkönig Dronomossan gehabt, dich zu seiner Residenz zu wählen, das muß man ihm lassen! Daß Berg und Stadt so miteinander verwachsen erscheinen, wie in Scheibenberg, finden wir selten: In grünragender Höhe der Scheibenberger „Hübel“ und davor, gleichsam lustig von Stufe zu Stufe abwärtspringend, das Städtel im Schmuck seiner drei Türme. Ein seines Bild besonderen Reizes, vor allem dann, wenn vom Krähenhübel her oder vom Richterberg herüber die untergehende Sonne noch mit den letzten Strahlen die blanken Fenster anleuchtet. Da geht einem das Herz auf in Heimatsfreude, und das Auge schaut wohl gar Dronomossans Zwerglein in bunten Röckchen auf den goldenen Strahlen Seil laufen. Obwohl, mit Dronomossan und seinen Goldschäßen —, das ist eine wunderliche Sache! Wenn ich als Bub' versuchte, mit unmöglich bravem Gesicht und viel geheimnisvollem Getue den edlen Zwergkönig zu finden, um ihm ein Rentnerlein gleichenden Goldes abzubetteln, kam mir sicher ein Eichhörnchen in die Quere oder eine junge Amsel, die recht erbärmlich flatterte. Und wenn dann der „Schatzsucher“ erhält von natürlich vergeblicher Jagd wieder zum „Zwergloch“ zurückkam, war die Stunde verpaßt, und ein zerrissener Hosenboden weckte Mutters Hand zum — Nähen. Freilich, zum Nähen! Wer wird denn gleich —. Einmal allerdings hätte mich der Zwergkönig beinahe übergenarrt, und heute noch mundere ich mich über meine gefunden Knochen: Ein „Schuhkeller“ soll am Scheibenberg versteckt sein, und ein richtiger „Gung“ muß den doch finden können, gell? So turnte und kletterte ich in der Nähe des früheren Schlettauer steilen Aufstieges umher, um ein Loch zu finden. Da rutschte plötzlich unter mir der überhängende Boden ab, und ich sauste blitzschnell „kellerwärts“. 's war aber gar nichts Schatzkellerhaftes dabei: zerhundete Haut und geplatztes „Sitzfleckel“ waren alles, was ich heimbrachte. — Nun haben klügere Leute das Schatzgraben angefangen und fahren gar noch den ganzen lieben Berg mit der Seilbahn zu Tale und dann auswärts. Dronomossan, alter Silberbart, wie lange schaust du noch zu, wie deine herrlichen Orgelpfeifen stürzen müssen, um zu Geld zu werden? — Mir ist immer, wenn ich die Sprengschüsse vom Berge höre, als wenn der Scheibenberg aufbrüllt gegen menschlichen Unverstand, der sich seine schönsten Naturdenkmäler selbst zerstört! Alles läßt sich wieder aufzubauen von Menschenhand, nur Naturschönheit nicht! Verdient der Berg, den viele uns neiden, kein anderes Schicksal, als daß seine Steine irgendwo auf Straßen zusammengetreten werden? Dem denkt nach, und läßt euch bezeugen vom schönen Bild des Berges, den so prächtige Anlagen zusammenwachsen lassen mit seinem Städtel. Stellt euch im Abendsonnenchein auf's „Knödel“ oder auf den „Egerfelsen“ und genießt den unvergleichlich farbigen Anblick: blaue und rote Dächer, grüner Wald, gelber Sand und blaugrau schimmernder Basalt! Und die Eßen zeigen vorwurfsvoll hinauf zum Berg, der ihren Rauch mit grünen Poststern auffaßt, um euch reine Luft dafür zu bieten, und rufen euch zu: „Läßt uns arbeiten für Geld und läßt euch dran genügen! Den Alten aber läßt zufrieden in seiner Bergschönheit!“ — — —

## Ober- und Unterscheibe.

Im Jahre 1522 wurde von den Herren Ernst und Wolf von Schönburg die neue Siedlung „Scheibe am Berge“ gegründet, nachdem sich das am Fuße des Berges liegende Dorf Scheibe als zu klein erwiesen hatte, die aus der Umgegend zusammenströmenden Bergleute zu beherbergen.

Der Name „Scheibe“ läßt sich schwer erklären; vielleicht benannten die Harzer Bergleute, die zuerst im Flurgebiet des Dörfchens nach Eisen suchten, die Siedlung nach ihrem Heimatort? Steckt ein Wort der Harzer Mundart dahinter? — So ist auch Scheibenbergs Name noch nicht klar gedeutet; wenn im Süddeutschen „scheiben“ statt „schieben“ gesprochen wird, so sind zwar bergbaulich keine Gründe abzusehen, weshalb zwei Siedlungen davon den Namen bekommen sollten, aber vom Feuerrad-Scheiben (Schieben) her läßt sich vielleicht die Lösung finden.

Als Begründer des Silberbergbaues hat Kaspar Klinger aus Elsterlein zu gelten, der schon 1515 erfolgreich am Scheibenberg auf Silber schürfte. — Wann in den Dörfern Ober- und Unterscheibe der Eisenbergbau begann, ist nicht genau erkundbar; wir werden mit dem Jahre 1500 ungefähr das richtige treffen.

Guido Wolf Günther.

## Rückblicke auf Scheibenberg

Scheibenberg ist eine Bergstadt, d. h., ein von schürfenden Bergleuten errichteter Ort, und zwar nach Annaberg (1496), Buchholz (1501), Joachimsthal (1516), Jöhstadt (1520), Marienberg (1521). Ein Elsterleiner „Fundgrüner“, Kaspar Klinger, hatte 1515 einige reiche Silbergänge im Scheibenberg entdeckt. Das „neue Geschrei“ über diesen Anbruch hoffnungsvollster Erzadern veranlaßte bald großen Zugang bergbaulustiger und -verständiger Männer, zum größten Teil aus Annaberg und Buchholz, nach dem Scheibenberg. Unterkunft fanden sie zunächst im benachbarten Dorfe „Scheibe“, in dem schon lange vorher auf Eisenstein geschürft wurde, und in „5 Waldhäusern vorm Schletter Wald“, jetzt Brünnlas genannt. Weil aber bald durch immer stärkere Anwanderung Wohnungsnot eintrat, so ward man schlüssig, bei den damaligen

### Der Glückwunsch Scheibenbergs

**S**ie Obererzgebirgische Zeitung begeht in diesen Tagen ihr 75-jähriges Jubiläum des Bestehens. — Seit vielen Jahren ist die Jubilarin Amtsblatt bezw. Veröffentlichungsorgan der Stadt Scheibenberg. Während des langen Zusammenarbeits der Obererzgebirgischen Zeitung mit den hiesigen städtischen Kollegien hat immer das beste Einvernehmen bestanden. Die Zeitung hat die Interessen unserer Stadt stets in anuerkennender Weise vertreten, ist dadurch bei der Einwohnerschaft sehr beliebt und das gelesenste Blatt geworden. An der Vorwärtsentwicklung unserer alten Bergstadt hat sie jederzeit regen Anteil genommen.

Wir beglückwünschen die Obererzgebirgische Zeitung als unser Heimatblatt zu ihrem Jubelfeste aufs herzlichste und hoffen auf ein weiteres gedeihliches Zusammenarbeiten.

Scheibenberg.

Mit erzgebirgischem Glückauf

**Der Rat und die Stadtverordneten**  
Franke, Bürgermeister.

Grundherren Ernst und Wolf von Schönburg vorstellig zu werden um Anlage einer neuen Heimstätte. Im dichten, moastigen Wald, der sich ehemals hier befand, ließen die beiden genannten Grafen auf der Westseite des „Hübels“ durch Sachverständige abholzen, abmessen und nach einem gefälligen Plan die neue Stadt anlegen. Nach amerikanischem Muster mußte bald aus „Holz und Kleiba“ (Lehm) der Ort empor, Holzhäuser, Blockhäuser. Rings um den Marktplatz durften nur je vier Gebäude an jeder Seite desselben errichtet werden. In gerader Richtung zogen sich die Straßen durchs Weichbild. Da zumeist nur arme Bergleute sich hier anbauten, mußten die Behausungen, außen wie innen, aufs billigste und schnellste erstellt werden. Selbst beim „Holzkirchlein“ konnte kein besonderer Aufwand getrieben werden, das Gotteshaus soll laut alter Bauzeichnung „nur 227 Thaler“ gekostet haben. Fest gegründet

andere Wohngebäude, und in kurzer Zeit loderten die gefährlichen Flammen gen Himmel und verzehrten Gasse um Gasse. Weit hin leuchtete der Schein des brennenden Städtchens. In wenigen Stunden war es nur noch ein qualmender Trümmerhaufen; ein bisschen Hab und Gut der bestürzten Bewohner, unter Lebensgefahr am Berge und im Schletter Wald geborgen, gab noch Zeugnis vom einstigen Wohnorte. Nur ein paar kleine Hütten vor der Kirche blieben mit dieser verschont. Wahrscheinlich sind das die jetzigen Wohnhäuser am Ende der Schulstraße und Anfang der oberen Kirchgasse. Trotz des großen Unglücks verloren die hartgeprüften Bergleute den Mut nicht, und voll Gottvertrauen auf eine bessere Zukunft begannen sie den Wiederaufbau der Stadt, der schon im nächsten Jahre so ziemlich gelungen war. Heuer kann also Scheibenberg den 400jährigen Gedenktag dieses ersten Brandungslückes begehen. Die zweite Stadtanlage wurde von Grund aus steinern ausgeführt. Die Grundherren haben ebenfalls durch allerhand Zuwendungen der Not gesteuert und der neuen Stadt zur Belebung mancherlei Gerechtsame verliehen. Am werthvollsten ist für Neu-Scheibenberg das Geschenk der „Hende“ gewesen. Die betreffende Urkunde vom 8. Januar 1534 lautet:

„Wir Ernst, Herr von Schönburg, Herr zu Glauchau und Waldenburg und vor (für) uns, unser Erben und Erbnehmer, auch sonst vor Jedermänniglichen mit uns auszunehmen, auch sonst vor Jedermänniglichen mit uns aus Kraft dieses unseres offenen Briefes bekennen: daß wir unsere Unterthanen liebe, getreue, jetzige und nachkommende Richter, Schöppen und ganze Gemeinde aufm Scheibenberge, auf ihr demütig, unterhängig und fleißig bitten, zu Unterhaltung ihrer häuslichen und nothdürftigen Gebäude, mit dem Holz, Grund und Boden, die Hende genannt, aus Gnaden alda mit Holz, Grund und Boden erößlich begnadet und begabt haben das wir gedacht, zu Erhaltung der nothdürftigen Gebäude zu gebrauchen, inne zu haben und zu ihrem Besten also zu dem zugemessenen woffen ihnen und ihren Nachkommen das also vor uns und unsere Erben und Erbnehmer aus Gnaden eingeräumt übergeben und sie dazu als des Ortslehnherren in der besten Form und Weise, als wir das am beständigsten thun können und mögen, vor uns, unser Erben und Erbnehmer hiermit und in Kraft dieses Briefes, nach Eigenschaft solcher Begnadigung und Gnädiglich belehnt haben.“

Der Feuergott hat später noch einige Male den Ort heimgesucht, so z. B. am 1. Mai 1677, da brannten in 1½ Stunden 45 Häuser an der Herrengasse (jetzt Albertstraße) nieder. Ursache wurde der Brand durch Caspar Hammers Frau, die aus Überglauken vorm erstenmaligen Viehaustreiben im Städtchen geräuchert hatte. Die Familie verzog nach Oberwiesenthal, weil sie hier nicht mehr gebüdet wurde. Am 16. Oktober 1710 brannten wiederum 52 Häuser ab, desgleichen am 11. September 1740, da 17 Häuser in Feuer aufgingen. Doch immer wieder erholt sich Scheibenberg von solchen schweren Schädschlägen.

Nachdem der blühende Bergbau Ende des 16. Jahrhunderts zum Erliegen kam, mußte man sich anderen Erwerbsweigen widmen, z. B. der Spitzelkloppelei und dem Handel, dann der Botamentiererei, auch dem Nagelschmieden. Später kam auch die Zigarrenmacherei auf und zuletzt die Metallbranche. Der ehemalige Töpferei, der Papiermache, der Bündholzfabrikation, der Körperfabrikation und der z. Zt. noch bestehenden Salzennacherei sei nicht vergessen. Jetzt zählt Scheibenberg etwas über 2700 Einwohner.

Möge die alte Heimatliebe, die Zähigkeit und Ausdauer, der emsige Fleiß und die sparsame Genügsamkeit der Alten auch den neuen Generationen zur ferneren Wohlfahrt als bestes Erbe erhalten bleiben!

Bon Ag.



waren die Wohnhäuser nicht, denn dieselben konnten „vermittelt einer Schraube, welche Eigentum der Kirche war, und täglich für 1 Groschen Zins verliehen wurde, von einer Stelle zur anderen gebracht werden“. Die Gründer der neuen Stadt schenkten dazu den ganzen Berg, Stadt, Berg- und Braugerechtigkeit. So konnte Scheibenberg ein gutes Fortbestehen gewährleistet werden, so lange Silberadern mit reichem Abbau lagen. Über „mit des Geschickes Mächtten ist kein ew'ger BUND zu flechten, und das Unglück schreitet schnell“. Von Ag.

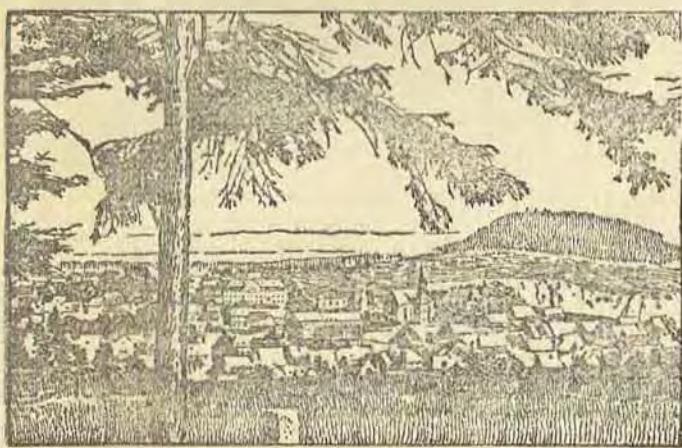
### Erneuerung der Bergstadt Scheibenberg.

Holz und Kleiba trockneten und dörten im Laufe heißer Sommer gewaltig aus, und die Feuergefährlichkeit nahm zu. So, am 1. August 1529, entstand in einer „Bergschmiede“, wie es heißt, durch Funkenflug vom Herdfeuer ins dürre Gebäude ein Brand, der durch heftigen Westwind übersprang auf



## Der Scheibenberg

Schon in alter Zeit, vor 300 Jahren, ist die Bedeutung des Scheibenbergs Naturfreunden aufgegangen und hat sie zum Besuch, zur Unterforschung und zur Ausforschung angeleitet. Der berühmte heimische, alte Magister Christian Lehmann, über 50 Jahre Pfarrer der Stadt Schön gab eine geschilderte, kurze und detaillierte Beschreibung des „Hübels“ in folgender Aeußerung: „Dieser Hübel ist eine hohe Warte und Specula des Gebirges, ein nutzbarer Schatz, Wasser- und Futterkasten vor Menschen und Vieh, des Städteins Reinstein, den Gott selbst gelehzt, ein Lustplatz vor die Menschen, so sich wollen erlustieren, ein Schreß- und Bornspiegel Gottes.“ Der Scheibenberg ist in der Tat eine „Warte“ mit seinen 807 Meter Höhe schon damals gewesen, als in den bösen Kriegszeiten vom Bergwart den Einwohnern rechtzeitig Zeichen gegeben wurde, wenn Feinde sich näherten, besonders von Ost und Süd, damit man rechtzeitig in die „weiten Wälder“ entweichen und dort bessere Zeiten abwarten konnte. Der Husiten- und der Dreißigjährige Krieg haben diese Maßnahmen genugsam bewiesen. Aber auch heute noch ist der Berg eine Warte, besonders seit Errichtung des „Karolaturnes“ 1891. Wie viele Tausende pflegen seitdem jährlich ergötzliche Umschau von da oben aus nach den Wunderherrlichkeiten unserer erzgebirgischen Heimat über Berg und Tal, Stadt und Dorf, Wälder und Felder. Ist doch der Scheibenberg als die aussichtsreichste Ausguckwarie nach Osten, Norden und Westen bekannt und geschätzt von allen Freunden der Wanderslust zur Sommer- und Winterzeit. Und auch eine „Specula“, d. h., ein Forstungsgebiet ist er mit seinen wunderbar scharfgezeichneten Basaltfelsen, besonders auf der Nordseite, wo sie die respektable Höhe von circa 30 Meter erreichen. Da ist der



Spekulation so recht Tor und Tür geöffnet, ob die Gesteinsbildung neptunischen oder vulkanischen Gewalten ihr Dasein verdankt. Die vorgelagerten Sandhichten geben gleichfalls genügend Anreiz zur Nachforschung über Zeit und Umstände ihrer Entstehung, wie man ja wiederholt in wissenschaftlichen Werken lesen kann. Als „nutzbarer Schatzkasten“ bewahrte er sich bei Ansage der Stadt, der er ausgiebig mit Silbererz die steife Arbeit der Bergleute lohnte, früher auch an seiner Süd- und Westseite die Oberscheibner bei ihrem Schürfen an seinem Fuße guten Eisenstein reichlich finden und in den letzten Jahrhunderten sogar schönen Kalkstein zutage fördern ließ. Schäze allerhand barg und birgt der Berg, ist also bis heute „Schatzkasten“ geblieben. Dass er auch der „Wasserkasten“ der Stadt und der näheren Umgebung geblieben ist, bezeugen die Wasserzuläufe zur städtischen Wasserleitung aus dem Georg-, Salomonis- und Laurentiusstollen, wenn sie auch jetzt nicht mehr allein das Bedürfnis nach dem edlen Nass decken können. Doch gibt es immerhin ungesangene Quellwasser, die nicht versiegen. Zum „Futterkasten“ Scheibenbergs dient er aber heute noch. Was spendet er für Holz zur Fütterung der Oesen, zur Fütterung der Straßen und Wege sein Gestein als Packlager und Schotter und Streusand, Bausand, Puzzsand u. s. f. Zur „Schwamme- und Beerzeit“ füllt er so manchen hungrigen und begehrlichen Mund, und das Vieh, zähmes und wildes, weidet heute noch seine Gräser, Kräuter und das Geblümme als wohlbekömmliches Futter. „Reinstein“ ist der Berg vor wie nach; hier laufen die Flurgrenzen von Crottendorf, Walthersdorf, Schleitau, Scheibenberg und Oberscheibe zusammen und die Rainsteine sind überall an Weg und Steg sichtbar mit ihren eingehauenen Zeichen. Für Menschen wird er immermehr ein Lustplatz. Die Scheibenberger Parkanlagen am und auf dem Berge beweisen es, der Aussichtsturm, das Schankhaus sind sprechende Beweise hierfür, und wir wollen Gott danken, dass der Berg das alles aushält, was ihm zugemutet wird, ein moderner Lustplatz zu sein. Was Lehmann als „Schreß- und Bornspiegel Gottes“ wohl bezeichnet, ist wohl die Rückschau, die der Naturfreund bei Betrachtung von Sandlager und „Orgelpfeifen“ hält, sie führt ihn in die Urzeit, da mächtige Naturgewalten einen Umsturz der damaligen Verhältnisse herbeiführten, wodurch der Beschauer zu Staunen und Grauen getrieben wird. Kann es sich nochmals wiederholen. Können unsere „Krater“ auf dem Berge wieder anfangen zu speien und zu fließen? Die Gewissheit haben wir nicht, wollen uns vielmehr der herrlichen Gegenwart unserer Bergnatur freuen.

Aug.

## Die Scheibenberger Kirche

Wie alle Gebäude bei der raschen Gründung Scheibenbergs war auch das Kirchlein nur von Holz und Klebe errichtet worden, hat aber trotzdem der Feuersbrunst am 1. 8. 1529, wodurch Altscheibenberg fast restlos zerstört worden war, standgehalten. Die damaligen Kosten des Kirchbaues sollen sich nur auf 227 Th. belaufen haben. Das religiöse Bedürfnis der Siedler war der Grund zur Errichtung des Gotteshauses und

der inneren Einrichtung. Damals herrschte hier noch der Katholizismus; denn die Stadtgründer, sowohl Ernst und Wolfgang v. Schönburg, wie auch der Landesherr, Georg der Bärtige v. Sachsen, waren der eintretenden Reformation sehr abgeneigt. Es wurde demnach die erste hiesige Kirche für den röm.-kath. Kultus eingerichtet und Johannes dem Täufer geweiht. Sie enthielt noch des Turmes und der Uhr und besaß anfangs auch nur eine Glocke, die noch heute unter der Haube der jetzigen Turmes untergebracht ist. Dass aber reformatorische Be-

Friedrich Schneider aus Scheibenberg aufgemacht werden. Also fast 80 Jahre hat man mit dem Kirchturm gebaut. Währenddessen waren schon wieder Reparaturen und Erneuerungen im Kirchgebäude nötig geworden. Über den vier Eckenstern befanden sich noch vor dem Jahre 1745 vier kleine Fenster, die wurden durch Erhöhung der großen Fenster um 5 Ellen zu je einem hohen Bogengeschenk vereinigt. In den Jahren 1754–1756 wurde das alte gesetzte Schindeldach abgenommen und ein Schieferdach aufgelegt. Die Unterkosten wurden

### Oberscheibe's Gruß



Doch die Gemeinde Oberscheibe bringt der Obererzgebirgischen Zeitung zu ihrem 75jährigen Jubiläum herzlichen Glückwunsch dar. — Mögen die alten Bande zwischen der Heimat und der Jubelzeitung sich ferner erhalten und immer fester schlingen. Dann wird sich unser heutiger liebvertrauter Heimatgruß „Ein treu erzgebirgisches Glückauf!“ im schönsten Sinne weiter erfüllen.

**Die Gemeinde Oberscheibe**  
Sachse, Bürgermeister.

strebungen unter den zugezogenen Bergleuten gäng und gäbe waren, beweist der häufige Wechsel der vom Abte zu Grünhain hierher beorderten Geistlichen, abgesehen von der gewinnten Doktoration der neuen Scheibenberger Pfarrerstelle, die im ganzen nicht mehr als 70 Gulden jährlich betrugen haben soll.

Mit dem zunehmenden Wohlstande nach dem Brände 1529, der die Holzstadt fast völlig vernichtet hatte,

regte sich auch das Bestreben nach Besserung bzw. Veränderung des Kirchleins. Ob diese Kirchenfreundlichkeit zusammenhängt mit der Reformation Scheibenbergs, bleibt dahingestellt. Der Grundherr, Ernst v. Schönburg, verfiel 1533 in eine schwere, bedenkliche Krankheit, die seinen reformationsfeindlichen Sinn so änderte, dass er nach seiner Krankheit als Freund der Lutherlehrte 1534 in Annaberg Anteil nahm am Konvente der Evangelischen. Daher mag auch die Annahme röhren, Scheibenberg sei in dem gen. Jahr lutherisch geworden, obwohl der spätere hiesige Pfarrer, Mag. Gähmann, um das Jahr 1564 mit Kreide die Worte hinter den Altar geschrieben haben soll: „1539 a. Sonntag nach Petri Kettenfeier wurde hier das Evangelium eingeführt.“

Aus dem Segen der Silberfunde legten die Scheibenberger einen Grundstock an zur Beschaffung 2 neuer Glocken, die im Jahre 1554 gegossen wurden von Wolf Müller-Freiberger. Die Inschriften waren Sprüche in lateinischer Sprache. Die Glocken waren nun da, aber noch kein Turm, in dem sie wohnen und sich betätigen sollten. Man schaffte vorläufig Rat in der Weise, dass in der Nähe der Kirche ein besonderer Glockenstuhl aufgerichtet wurde zur Anbringung des Geläutes. Dieser Notbehelf lagte aber den Bürgern nicht zu; deshalb entschloss man sich zu dem noch größeren Opfer eines Neubaus der Kirche. Im Jahre 1558 wurde das der alten Kirche benachbarte haus Caspar Drehlers gekauft, damit genügend Bauplatz für die neue Kirche gewonnen wurde. Damals reichten die Felder auf der Süd-Seite bis zur Kirche und der Gottesacker bis an die Unterseite der Mauer. Im Jahre 1559, also zu dem Zeitpunkte, da die Gründerherren ihren „oberwäldischen Besitz“ läufiglich dem Kurfürstentum Sachsen überließen,

begann der Kirchenbau.

Die alte kleine Kirche blieb zu einstweiligen Gebrauch stehen, wurde nach und nach umbaut, solange es die Umstände zuließen, dann aber nach und nach völlig abgetragen. Die neue steinerne Kirche sollte die Form eines griechischen Kreuzes erhalten. Man war aber mit dem Bau noch nicht weit fortgeschritten, als mancherlei Hemmnisse eintraten: Geldmangel, Dürre, Zeuerung, Pest. 1571 wurde noch ein hölzernes Dach aufgelegt, damit man die neue Kirche in Gebrauch nehmen konnte. Am vorderen Portal ist die Jahreszahl 1559 eingehauen. Die Ausmaße waren folgende: 17 Ellen (9,7 Mtr.) hoch, 18½ Ellen tief (10,5 Mtr.) und 42 Ellen lang (29,7 Mtr.). Über 100 Jahre dauerte es, ehe die Kirchengemeinde nach den Schreden des 30jährigen Krieges an den Bau eines Kirchturmes gehen konnte. Mittlerweile war ja auch der Bergbau völlig zum Erliegen gekommen, und andere Erwerbswege waren eingeführt worden. Zu dem stattlichen 80 Ellen (45,7 Mtr.) hohen Kirchturme wurde am 30. April 1697 der Grundstein gelegt, welchen Johann Georg Pauli aus dem Vogtlande als Baumeister und Joh. Christian Dößner aus Scheibenberg als Zimmermann erbauten. Aber erst am 17. Oktober 1771 konnten Knopf, Wetterhahn und Stern vom Schleiferbedarfeurmeister Christ.

z. T. durch Geschenke von bemittelten Kirchenfreunden aufgebracht, so z. B. stiftete Herr Benjamin Meyer dazu 300 Th. Frau Johanne Goith ließ 1755 die Kirchdecke rohren, bewerfen und malen und das Vorhaus überm Haupteingang beschiefern. Heute noch ist die Jahreszahl 1756 an der Kirchendecke zu lesen. Am Turme unter der Uhr ist ein Altar vorgebaut, zu dem ließerte der Hammerwerksbesitzer Herr Nitschke aus Obermittweida das eiserne Gefänder umfons. Außer diesen kostspieligen Bauten waren 2 Jahre vorher, also 1754, Kanzel und Emporen neu gemacht worden, die hölzernen Säulen vor den letzteren hatten passende Quadersteine als Unterlage bekommen und das Singchor, das vormals konkav gebaut und deshalb mit der Zeit zu eng geworden war, erhielt eine konvexe Form. Die zu verschiedenen Zeiten angestellten öffentlichen und privaten Sammlungen für die 1754–56 bewerkstelligten Bauten an Kirche und Turm betrugen 541 Th. 1 Gr.

Als im Jahre 1813 gefangene Franzosen hier untergebracht werden mussten, half man sich damit, dass man aus dem Kirchenschiff die Frauenstände herausreißen ließ und für die Gefangenen so Platz schaffte. Die Gottesdienste wurden einstweilen auf dem Friedhofe (in der Parentationshalle) abgehalten. Vom alten Rathaus kam die Uhr auf den Kirchturm, wurde mit neuem Zeigerwerk und Zifferblatt versehen und schlug das erste Mal am 7. März 1813. In gleichen Jahren wurden die 1813 herausgerissenen und nach Abzug der Franzosen sehr mangelhaft und schadhaft wieder eingesetzten Weiberstände auf Kirchgemeindekosten erneuert und mit Dienstung versehen.

Zum Schluss noch einiges über

Kirchengeräte:

Die Kirche besitzt einen gemauerten Altar, darüber befindet sich eine stark vergoldete Wiener Holz-Arbeit, die Grablegung Christi darstellend. In den Seitenflügeln ist eine Darstellung der Entkrönung Johannes des Täufers zu sehen in Ölmalerei. Die Altarleuchter sind Geschenke eines Kaufmanns Seltmann vom Jahre 1764. Ebenso überkam die Kirche geschenkweise silberne, stark vergoldete Kelche und Patenen von Kaufmann Gleich in Nürnberg. Die hier ansässig gewesene Heeg'sche Familie spendete 1698 eine große, silberne Kanne, Altartücher, Taufstein- und Kanzelbegleitung. Der Taufstein hat einen wertvollen zinnernen Deckel. 1602 erbaute Eckstein aus Annaberg die erste Orgel unserer Kirche, die Pauken wurden 1770 beschafft.

Eine gründliche, aber wohlgelegene Kirchenrenovation ist in den Jahren 1927/28 durchgeführt worden. Aug.

### Alte Reime aus dem Scheibenberger Rathaus von Bergmeister Christoph Dietrich.

Nachstehend veröffentlichen wir eine Anzahl interessanter Reime, die einst 1646 im damals renovierten alten Rathaus zu Scheibenberg in die weißen Felder der Wände von dem Bergmeister Christoph Dietrich, dem Verfasser der Verse, eigenhändig hineingeschrieben waren mit der Bezeichnung „Deutsche Reime“.

Dieselben lauten:

Mit Kirchen-, Gemein- und Waisen-Geld  
Halt ehrlich Hauß in dieser Welt;  
Der Herrschaft und vertrautes Gutt  
Bezwecke nicht, wie mancher thut;  
Es frist dir sonst dein Haab und Gutt,  
Wie man Erempe findn thut.

Mit deiner lieben Geistlichkeit,  
Thu friedlich leben ohne Streit,  
Zu rechter Zeit den Sold ihr geb'n  
Und ihr aufs beste allzeit pflegn.

Ein jeder Regent merk gar eben,  
Was ihm Syrah vor Lehr thut geben:  
Gottesfürchtig sey, halts Gewissen rein,  
Bedenk dein' Pflicht, eign Nutz stell ein.  
Verschaff recht Ell, Maas und Gewicht,  
Lass gute Bräuch abgehen nicht.  
Rett Witwen, hilf den Waisen,  
Dem armen Volk, Gott habs geheißen.

Aug.



## Elterlein, die Geburtsstadt der Barbara Ullmann

Wie stolz klang doch fast vor tausend Jahren dein Name: Quedlinburg im Walde! Wie klang's nach Fürstenherrlichkeit und deutschem Ruhm, wenn dein alter Name genannt wurde! Nun aber erinnert uns das Städtchen Elterlein an braune Mönchskutten und Weihrauch und Messe, und der Kirklang gewappneter Ritter wird übertrönt vom Psalmen singen der Bistuzenjermönche vom nahen Grünhainer Kloster. — Ein unbekanntes Liegen hast du altes Städtel dir heraus gefügt so auf dem Rücken einer Anhöhe, von der du immer herabzugleiten drohst, und mir schien es wirklich einmal, als rutschten deine Häuslein nach dem Hammergrund hinab und ein riesiger Hammerschmied schläge sie zu Schutt und Staub. Das war, als ich einstmals als zwölfjähriger Bub 'probeweise' die Küh hütete beim guten Müller-Albin in der 'Jägersruh' und über dem Träumen und Sinnieren beinahe der Scheibenberger Zug in meine Herde hineingefahren wäre. Na, das Küchhäutchen habe ich damals aufgestellt und weide jetzt Lämmer (auch oft Schafe) auf anderer Weide, doch das Erinnern ist mir geblieben an jene Stunden. Und ein anderes Bild noch steht mir vor Augen: der Jossen, der rechts vom Hammergrund sich zeigt wie ein Kaniel, das langgestreckt sein verdientes Mal verdaut.

Siehst' bald aus wie ein Junge, dem seine Jacke zu eng geworden ist und dem die gute Mutter überall durch Fleck und Saum das Gewand verlängern wollte. Älteste Zeit neben modernster Bauweise, die alte Posthäusle unweit der Stelle, da die Eisenbahn höhnisch pfeifend vergangene Postkutschenherrlichkeit zum Narren hält. — Hermann Billungs Sachsenfiedler hatten wohl auch kaum an solches Ausmaß gedacht, als sie deine ersten Häuser dem wendischen Zwönitz so vor die Nase setzten. Und als der Silbersegen plötzlich deiner schon etwas in Vergessenheit geratenen Auf wieder weckte, da füschelten sich die Berghäuslein hübsch bran um St. Lorenz, St. Barbara, Segen Gottes, Kurprinz Mondschein, Fränzerei und wie sonst deine Frechen alle hießen, ohne sich vorlauf über die alte Stadtgemarkung hinauszudrängen.

Die Hussiten haben sich nicht gescheut, im Jahre 1429 deine Häuser zusammenzubrennen, so daß in der vollständig eingäscherten Stadt niemand mehr hausen möchte. Hast's schwer genug gehabt, altes Städtel; denn Brand und Pest haben dich gezeichnet öfter, als viele deiner Schwestern. Aber du hast den Strauß bestanden und bliebst mich heute im Abendrotchein aus vielen, großen Fabriksternen leuchtend an, als sei es dir gewiß, daß deine Zukunft aufwärts geht. Und des magst du recht haben: wie vor dem Rathaus deiner großen Patenstadt Quedlinburg der mehrhafte Roland als Wahrzeichen steht, so deutet das Barbara-Ullmann-Denkmal auf deinem Marktplatz auf ein stolz' und geschicktes Böllchen! — — —

\* \* \*

Über die Gründungsgeschichte dieses Städtchens wurde schon einiges berichtet. Was sich herauszählen läßt aus dem Gesicht von Sage und geschichtlicher Wahrheit, ist wohl folgendes:

Hermann Billung, einer der bewährtesten Helfer Ottos des Großen im Kampfe gegen die Slaven, erhielt Sachsen als Lehen und sah seine Hauptaufgabe darin, den slavischen Siedlungen möglichst nahe Siedlungen seiner Sachsen zu rücken, um das auffällige Fremdvolk besser überwachen zu können. So gründete er auch Löbnitz und Zwönitz zu Trost die Ortschaft, die wohl im Gebiet der heutigen Gemeinde Burgstädtel (bei Elterlein) gelegen haben wird. Selbst an der Gründung besonders Anteil bezeugt, gab er ihr den Namen seiner Heimat Quedlinburg.

Durch einen nicht mehr festzustellenden Krieg wurden Stadt und Burg verwüstet, und in der Nähe entstand die Siedlung „Wüstung“, die die Grünhainer Mönche in ihren Büchern lateinisch mit dem entsprechenden Worte „Alter“ nannten. Daraus sei Elterlein geworden.

Die bekanntere Ableitung von Altar — Altärlein ist durch die Chronisten Albinus, Chr. Lehmann und von Bellot genug verbreitet, um besonders untersucht zu werden. — Welche Meinung ist nun die richtige? Das Hauptstaatsarchiv scheint die „Altärlein-Gründung“ abzulehnen, denn 1899 stellte es auf Ansuchen das Wappen Elterleins fest in der vielen Städten gemeinsamen Art: Stadtmauer, Türme, Tor und Herrschaftsschilder (Burgrägen von Meißen und Herren von Schönburg). Also ausgesprochen die Sinnbilder aus der Städte-Erbauerzeit. Das frühere Wappen zeigt dagegen einen Altar mit zwei Leuchtern, deren Kerzen brennen.

Guido Wolf Günther.

## Vom 1000-jährigen Elterlein

Bon Stadtschreiber Georgi.

Das 75jährige Jubiläum der „Obererzgebirgischen Zeitung“ erweckt auch in der Stadt Elterlein lebhaftes Interesse. Dreiviertel Jahrhundert hat die liebe Heimatzeitung die Geschichte unserer Stadt treu begleitet. Gedenken wir dessen, so lenken sich andererseits hierbei die Blicke auch von allein zurück in die Geschichte der Geburtsstadt einer Barbara Ullmann.

Das freundlich gelegene frühere Bergstädtchen Elterlein gehört zu den ältesten Dörfern im sächsischen Erzgebirge und kann auf eine tausendjährige Geschichte zurückblicken. Der

Geschichtsschreiber von Bellot vom früheren Amt und Rentamt in Grünhain schreibt in seinen historischen und statistischen Nachrichten über die Stadt Elterlein, und zwar auf Grund des sehr glaubwürdigen Geschichtsschreibers Albinus, daß

Elterlein bereits im 10. Jahrhundert existiert hat. Feuersbrünste und Kriegstürme haben leider gründlich dafür gesorgt, daß nur dürftige Nachrichten übrig geblieben

Teil oder die oberwäldischen Besitzungen, darunter

Elterlein, an den Kurfürsten Vater August von Sachsen. Elterleins Stadtwappen erinnert noch jetzt an die Zugehörigkeit der Stadt zum Hartensteinischen und Schönburgischen Besitz. Es zeigt auf schwarzem Schild eine hohe goldene Mauer mit offenem Tor, hinter deren Zinnen zwei kleine goldene Türme mit roten spitzen Dächern herausragen, die mit goldenen Knäpfchen versehen sind; an beiden Seiten stehen rohbedachte mit

## Die Stadt Elterlein

„An dem Jubeltage nimmt die Stadt freudigen Anteil“



Der Obererzgebirgischen Zeitung, dem langjährigen Amts- und Tageblatt unserer Stadt, ein herzliches Glück auf zu ihrem 75jährigen Bestehen. Obwohl Elterlein am äußersten westlichen Ende des Annaberger Bezirks gelegen, war die Jubilarin jahrzehntelang immer die vorherrschende Tageszeitung, das Orts- und Heimatblatt, das heute noch hier die größte Verbreitung hat. Gewiß ein Beweis ihrer Vollständlichkeit und Beliebtheit. Es ist dankbar anzuerkennen, daß die Jubilarin an allen Ereignissen unserer Stadt, an ihrer Entwicklung und dem gesamten Gemeinwesen jederzeit regen Anteil genommen hat und darüber hinaus immer bestrebt war, den Heimatinn und die Liebe zur erzgebirgischen Heimat mit ihren Schönheiten und Gebräuchen im besonderen zu fördern.

An dem heutigen Jubeltage der Obererzgebirgischen Zeitung nimmt daher nicht zuletzt auch unsere Stadt freudig Anteil mit den besten Wünschen für ein weiteres Vor- und Aufwärts.

Der Stadtrat  
Römer, Bürgermeister.

sind. Die Entstehung des Namens ist daher etwas in Dunkel gehüllt. Es wird darüber folgendes berichtet: Über dem Rücken des Berges, auf welchem das Städtchen liegt, führt die Straße nach Böhmen. Es hatten sich hier einige Einwohner angebaut, die die Reisenden nach ihren Anstrengungen bewirteten. Diese wollten, nachdem sie die Gefährlichkeiten des Weges und der Gegend überstanden hatten, Gott für seinen Schutz danken und hielten Messe. Da die hier ansässigen Bewohner noch keine Kirche besaßen, kam aus dem benachbarten Kloster Grünhain ein Messpriester mit einem tragbaren Altar. An die Stelle des tragbaren trat später ein feststehender Altar, und so ist der Ort

Altärlein, später durch den Volksmund in Altärlein und schließlich in Elterlein umgewandelt, entstanden. Darauf deutet auch das spätere Ratsiegel in Übereinstimmung mit einem Kirchensiegel, das einen Altar mit zwei darauf hofenden Kerzen zeigt. In den frühesten Zeiten soll es Quedlinburg gehüllt haben, und der Name soll mit dem von Kaiser Otto dem Großen zum Herzog von Sachsen ernannten Hermann Billung im engen Zusammenhange stehen. Billung lebte, bevor ihm Sachsen verliehen wurde, in der Gegend von Quedlinburg im Harz. Da nun Elterlein um diese Zeit Quedlinburg gehüllt haben soll, wird gefolgt, daß er seine hiesige Niedersiedlung nach seinem alten Heimatort benannt hat. Dieselbe soll im heutigen Burgstädtel gewesen sein und ist später mitfam der Burg verwüstet worden. Diese Stätten sind nicht wieder errichtet worden, sondern unmittelbar bei dem verwüsteten Quedlinburg ist das heutige Elterlein entstanden. Der Name Elterlein selbst wird abgeleitet vom mittelhochdeutschen „alter“ (Ruine, Wüstung) und der Verkleinerungssilbe „lein“. Darum bezeichnet Elterlein den Ort, der bei einer Ruine, einer kleinen Wüstung, einer wüsten Flur kleineren Umfangs angelegt ist. Gemeint ist also die zerstörte Quedlinburg.

Über die Burgrägenzeit (1200) ist nicht viel zu berichten. Ob damals Elterlein schon zu der Herrschaft Hartenstein gehörte, und wann diese die Burgrägen von Meißen erhielten, ist unbekannt. Nur ist bekannt, daß im Jahre 1406 die Burgrägen von Meißen die Herrschaft von Hartenstein wieder an die Schönburger verloren. Elterlein blieb dann 153 Jahre im Besitz der selben. Am 2. Mai 1559 verkaufte diese den sogen. oberen

goldenem Knöpfen verschene Giebel hervor, an dem heraldisch rechts der Wappenschild der Burgrägen von Meißen (schwarzes Andreaskreuz in goldenem Felde) links jener der Herren von Schönburg (dreimal schrägrechts in Rot und Silber geteilt) aufgehängt ist. Die Stadtfarbe ist rot-weiß.

Schwer war die Heimsuchung Elterleins in früherer Zeit. Kriege und Feuersbrünste rissen tiefe Wunden, die nur schwer wieder vernarben. Not und Sorgen waren oft groß. Elterlein hat in den Zeiten der Hussiten, im Dreißigjährigen Kriege und während der vielen Brände in den Jahren 1605, 1632, 1658, 1662, 1676, 1702, 1719 und 1862 schwer gelitten. Während der Bergbau blühte, befand sich die Stadt im Wohlstand, und der Ort soll aus 5—600 Häusern bestanden haben. Man findet heute nur noch wenige äußer, die die schön gewölbten Fluren von Patrizierhäusern zeigen.

Die vergangenen erhielt die Stadt am 10. November 1692. Die Kutteln waren vor dem Dreißigjährigen Krieg ein berühmtes Silberbergwerk; sie wurden bis 1763 gebaut. Wie im übrigen Erzgebirge, so verlor auch Elterlein seinen Bergbau und mit ihm so manchen schönen Brauch. Auch von Seuchen und anderen Drangsalen wurde Elterlein nicht verschont und 1585 und 1589 wütete die Pest so schrecklich, daß 241 und 97 Personen starben. Im Jahre 1776 zählte die Stadt 900 Einwohner und 150 Häuser, 1830 1750 Einwohner, 1861 2215 Einwohner, 1900 2205 Einwohner und nach der letzten Volkszählung am 16. Juni 1925 durch Zuzug infolge der vermehrten industriellen Tätigkeit 2792 Einwohner und 259 bewohnte Häuser. Bis 1877 hatte Elterlein revidierte Städteordnung, seitdem die Städteordnung für mittlere und kleine Städte, bzw. jetzt die neue sächsische Gemeindeordnung. Über 300 Jahre, bis zum 31. Mai 1874, war man dem Gerichtsamt zu Grünhain unterstellt und gehört jetzt nach Scheibenberg. Grünhain kam zum Amtsgericht Schwarzenberg.

Der Ort wurde auch von Teuerung und Hungersnot heimgesucht. Drückend muß der Winter des Jahres 1740 gewesen sein. Er begann vor Michaelis und dauerte bis in den April. Mit dem Bergbau stand das übrige Erwerbsleben in Verbindung. Die reichliche Gewinnung von Eisenstein führte zur Anlage eines Hammerwerkes im Hüttengrunde. Robenker waren

die Nagelschmiede stark vertreten.

Die Nagelschmiede besuchten weit und breit die Jahrmarkte. Elterlein hielt selbst Jahrmarkte ab, und zwar im Jahre deren zwei, welche am Montag und Dienstag nach Mariä Heimsuchung (Sommerjahrmarkt) und am Montag und Dienstag nach Mariä Geburt (Herbst- und Kirchweihmarkt) abgehalten wurden. Die Jahrmarkte finden schon seit dem Jahre 1667 statt, und zwar in der vorigen Weise bis 1900. Seitdem werden die Märkte abgehalten am 1. Sonntag im Juli und am Sonntag nach dem 7. September. Das Kirchweihfest soll schon seit dem Jahre 1486 gefeiert werden. Die Nagelschmiede wurden später durch eine Fabrik in Elterlein und in Mittweida sehr gedrückt, da sie hinsichtlich der Preise mit den Fabriken nicht mehr konkurrieren konnten.

In ihrer Verzweiflung zerstörten sie 1848 die Fabriken, die die verhafteten Maschinen bargen. Der Nahrungserwerb



bestand noch in Ackerbau und Viehzucht, Spiezenlöpptelei, Marktshubmacherie und im Handel. Die Blüte und den Wohlstand z. Zt. des Bergbaus gibt auch eine große Anzahl angesehener Familien kund, von denen sich verhältnismäßig viele Mitglieder gelehrt Berufen und höheren Studien zuwandten. Zu den berühmten Ortskindern gehören besonders die Herren von Elsterlein. Sie entstammen einer Nürnberger Patrizierfamilie und lebten im 15. und 16. Jahrhundert als die Bergherren von Elsterlein.

**Die Erfinderin der Spiezenlöpptelei, Barbara Utmann,** ist eine Tochter des Heinrich von Elsterlein. Großes Ansehen genossen weiter das Geschlecht der Hühnerköpfe und die Familien Klinger, Röhling, Utmann, Tauscher usw.

Eine erfreuliche Entwicklung hat Elsterlein in den letzten Jahrzehnten insbesondere dadurch erfahren, daß

am 1. Mai 1900 eine Eisenbahnlinie Scheibenberg-Zwönitz eröffnet und dadurch Elsterlein dem weiteren Verkehr erschlossen worden ist, und weiter durch die Errichtung einiger Fabriken. Das Tempo des Verkehrs hat weitere Formen erhalten in der Errichtung von Kraftpostlinien nach Zwönitz, Annaberg, Bierenstraße (Fichtelberg), Schwarzenberg und Geyer. Es bestehen zur Zeit Fabriken für die Herstellung von Löschpapieren, Schuhwaren, Blechwaren, Gaszählern, Pappeln, Wäsche- und Kleidungsstücken, sowie eine Gerberei. Anstelle des Hammerwerkes ist eine Eisengießerei getreten. Bedauerlich ist die Aufgabe einer Elektrizitätszählersfabrik am 31. 12. 1926, die über 200 Leute beschäftigte. Über 300 Leute gehen heute noch nach auswärts auf Arbeit, da sie im Orte keine Beschäftigung bekommen. Die Arbeitslosigkeit ist von Jahr zu Jahr größer geworden, und wiederholt ist den Arbeitslosen durch Ausführung von Notstandsarbeiten im Wege der wertschaffenden Arbeitslosenfürsorge Beschäftigung gegeben worden. Diese bestand in der Entwässerung der Wolfsbach-Wiesen, Instandsetzung der durch Unwetter entstandenen großen Schäden an den Ortsstraßen, Aufstellung größerer städtischer Waldflächen, Auswechslung von Trinkwasserleitungen. Von den älteren Leuten wird noch die Spiezenlöpptelei betrieben, die aber sehr wenig einbringt. Um die Fertigkeit des Klöppelns zu fördern, wurde eine Klöppelschule errichtet. Diese ist 1869 gegründet und 1906 in städtische Verwaltung übernommen worden. Jüngere Frauen beschäftigen sich in der Heimarbeit mit Gorl- und Posamentennähen; die Landwirtschaft bildet für etwa noch 50 Familien die Haupterwerbsquelle. Das 1905 errichtete städtische Gaswerk besteht nicht mehr. Elsterlein wird durch das Ferngaswerk Annaberg versorgt. Auf dem Marktplatz fallen recht angenehm die netten, fast durchweg renovierten Häuser, darunter das neu ausgebaute Rathaus nebst Fronseite und die breiten granitenen Fußwege auf. Auf der Nordseite steht inmitten der seitens der Stadt schön gepflegten Anlagen das Kriegerdenkmal (enthüllt am 2. 9. 1895) für die 1870/71 gebliebenen beiden Krieger. Ein weiteres stimmungsvolles Kriegermal

zu Ehren von 101 im Weltkriege gebliebenen Helden finden wir am Eingange zum Kirchhof, das am 1. Weihnachtsfeiertag 1924 geweiht wurde. Auf der Südseite erinnert das im Jahre 1910 errichtete Barbara-Utmann-Denkmal an die hier geborene Wohltäterin des Erzgebirges. Auf dem oberen Markt ragt über die Häuser eine große starke Eiche (gepflanzt am 20. 9. 1818). Zur Erinnerung an

berühmte Männer sind noch vorhanden: die Luther-Eiche (gepflanzt 12. 11. 1883), die Bismarck-Eiche (gepflanzt am 1. 4. 1896) und die Schiller-Linde (gepflanzt am 10. 5. 1905). Als Ausichtspunkte sind zu erwähnen: der Galgenberg, Schatzstein (durch Sagen bekannt) und die Brück-Friedrich-August-Höhe, wo im Jahre 1813 Soldaten aus Ungarn, Russland und Preußen ihre Lager aufgeschlagen hatten und die Einwohner bedrohten, aber dann wieder abzogen. Von dieser Höhe und vom Bahnhof (630 Meter) genießt man eine prächtige Rundansicht nach dem mittleren Erzgebirgsland. An der Staatsstraße nach Zwönitz zu findet man in der Postmeilensäule noch einen Rest alter Zeit, über welche die Gegenwart bei ihren Verkehrserleichterungen mit Unrecht lächelt. Diese Säule ist ein Denkmal für die frühere Bedeutung der Stadt als Verkehrs-hauptpunkt.

Die Folgen des wirtschaftshemmenden Krieges und der katastrophalen Inflationszeit sind auch in Elsterlein noch nicht überwunden. Die Stadtgemeinde hat durch Bezugshilfung, Vermittlung von Staats- und Bezirksbaudarlehen und sonstige Darlehen nichts unversucht gelassen, damit in jedem Jahr Bauten zur Ausführung kamen. In der Nachkriegszeit sind seitens der Stadt errichtet worden: ein 10-, 8- und 6-Familienwohnhaus und ein Kinderreichen-Doppelwohnhaus, durch den Siedlungsverein; ein Einfamilien-Doppel- und fünf Zweifamilien-Wohnhäuser und durch Private: elf Ein- und acht Zweifamilienwohnhäuser. Außerdem sind noch eine große Zahl Wohnungseinbauten finanziert worden. Diese Wohnungen haben aber den Bedarf noch lange nicht gedeckt. Es gibt noch gegen 70 Wohnungssuchende. Neben der Errichtung von Wohnungen macht sich auch der Bau eines neuen Schulhauses nötig. Das jetzige ist 1867 errichtet worden und der Anbau 1883. Die Klassen- und die Kinderzahl sind größer geworden, und schon seit mehreren Jahren werden im Pfarrhaus zwei Zimmer zum Schulunterricht in Anspruch genommen. In weiteren Fortschritten sind zu erwähnen die Errichtung eines Gemeindeverpflegshauses im Jahre 1911, eines Wasserwerkes mit Leitungsnetz im Jahre 1896, eines Freischwimmbades im Jahre 1915 und die neuzeitliche Ausrüstung der Freiwilligen Feuerwehr. Noch um 1900 herum waren die Einwohner zufrieden, wenn nachts an jeder Straßenecke ein trübes Lämpchen flackerte und ihnen notdürftig den Weg zu dem heimischen Herd wies. Was war es aber für ein großes Ereignis, als durch die Gasbeleuchtung die Stadt an jedem Abend erleuchtet wurde. Diese in allen Tonarten gewürdigte Errungenschaft reichte aber nicht aus, und seit 1927 herrscht das elektrische Licht als Straßenbeleuchtung. Das Vereinsleben ist, wie überall, auch hier stark entwickelt. Es bestehen etwa 40 Vereine. Zu den neuen nennenswerten Vereinsgründungen gehören die Freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz und der wieder ins Leben gerufene Erzgebirgs- und Verschönerungsverein.

Freilich gibt es noch viel in mannigfacher Beziehung zu schaffen. Noch konnte nicht immer Schritt gehalten werden mit dem, was not tut. Gern wäre noch mehr geschafft worden, harte Grenzen aber hat auch die Schwere der Zeit gezogen. Der Geist, der Elsterleins Stadtväter beherrschte, berechtigt jedenfalls zu den besten Hoffnungen, daß alles getan wird, um den Wünschen der Einwohnerchaft gerecht zu werden und den guten Ruf und das Ansehen der Stadt in der erzgebirgischen Heimat zu festigen. Dazu ein herzliches „Glück auf!“.

## Die Kirche zu Elsterlein

Von Pfarrer Dr. Paulinus.

Die Zeit der ersten Erbauung der Kirche ist unbekannt. Nach einer Angabe der Kriegschronik des Scheibenberger Pfarrers Christian Lehmann († 1688) galt als der Patron der Kirche St. Lorenz, nach welchem auch eine Zeche und ein Stollen genannt wurde. Unsere Kirche würde demnach eine St.-Lorenz-Kirche sein. Die Grundlagen zu dem heutigen Gotteshaus und zu dem 1888 abgebrochenen Turm stammten aus der Zeit nach dem Jahre 1481, als an jenem Unglücksstage, wo ganz Elsterlein eingäschert wurde, auch die alte Kirche niedergebrannt war.

Bei den schrecklichen Bränden 1662 und 1676 brannten auch Kirche und Turm bis auf die Umfassungsmauern nieder, doch gelang es beim Brande 1676, die erst wenige Jahre vorher von Matthias Trebscher aus Kulmbach gefertigte Orgel, wenn auch beschädigt, zu retten. Trebscher war einer der bedeutendsten Orgelbauer seiner Zeit. Er hat u. a. die Orgel im Straßburger Münster repariert, eine Arbeit, die kein anderer hatte übernehmen wollen. Nach dem Brande 1676 war die Gemeinde nicht imstande, ihr Gotteshaus sofort wieder aufzubauen. Erst nach einigen Jahren hatte sie sich so weit erholt, daß sie mit dem Aufbau der Kirche beginnen konnte. In der neuen Kirche wurde die gerettete Orgel, die der Zwickauer Orgelbauer Holbeck wiederhergestellt hatte, erneut errichtet. Ebenfalls wurde in der neuen Kirche der beim Brande 1676 beschädigte, aus den Flammen gerettete, mit schönen Schnitzereien verfehlte Altar aufgestellt, wo er sich noch heutigen Tages befindet. Dieser Altar war ein Geschenk des angesehenen Handelsherren Georg Tauscher, dessen eiserne Grabplatte noch jetzt an der Südseite der Kirchhofmauer nahe bei der Schule zu sehen ist. In jenen Bränden war auch der Kasten mit den Hussitenpfeilen verbrannt, der

zur Erinnerung an die Grenzstaken der Hussiten in der Kirche aufgehängt worden war, als diese im Jahre 1429 unsere Stadt gebrandschatzt hatten, nachdem sie zuvor das Kloster Grünhain zerstört und die dortigen Mönche erschlagen hatten. In den Jahren 1745–1748 erfolgte eine Erweiterung und Verschönerung der Kirche und eine größere Reparatur am Turm, doch wurde dessen Festigkeit durch Blitze stark erschüttert, die ihn am 14. Juni 1797 und am 18. April 1798 trafen. Am letzten genannten Tage,

am 2. Mittwoch nach Ostern, brach ein Gewitter bald nach 2 Uhr nachmittags aus. Zwei furchterliche Donnerstöße folgten, beim zweiten hatte der Blitz die Spindel und den Knopf des Kirchturms getroffen, so daß die Feuerfunken herumspangen, aber ohne zu brennen. Doch hatte der Blitzaufschlag den Turm so beschädigt, daß man seinen Einsturz befürchtete. Im Schiff der Kirche hatte er auch genug Schaden angerichtet, u. a. auch die Bildsäule der Hoffnung, worauf die Kanzel ruht, und die Orgel beschädigt, die damals noch über dem Altar sich befand. Der Schaden wurde unter Aufwendung erheblicher Geldbörse gründlich ausgebessert. Als Beihilfe zu den Kosten hatte die Gemeinde 1729 Taler aus der Brand-Absecurationsfeste erhalten. Zum dritten Male innerhalb von 10 Jahren schlug der Blitz am 10. Mai 1807 in den Kirchturm. Es war am Sonntag Exaudi am Schluß der Befestung. Ein Gewitter hatte sich zusammengezogen. Der Pfarrer Schreiter wollte eben am Altar den Segen sprechen, da geschah ein furchterlicher Schlag, der wieder in den Turm fuhr, jedoch ohne zu brennen, dann fuhr er am Turm herunter, an der Kanzel vorbei und schleuderte eine große Leiste an den Altar hin. Die Anwesenden eilten unter großem Schrecken aus der Kirche.

Durch diese Unfälle bekam der Turm einen schiefen Stand, und Risse zeigten sich, die im Jahre 1802 so bedenklich hervortraten, daß eine umfassende Reparatur vorgenommen wurde, die gegen 1000 Taler kostete, aber nur vorübergehende Besserung brachte. Im Jahre 1886 wurden wieder brennungsgefährliche Risse sichtbar. Nochmals versuchte man es mit Ausbesserungsarbeiten, aber es half nichts, es drohte der Einsturz des Turmes. Da beschloß man schweren Herzens, den ganzen Turm abzutragen, der jahrhundertelang auf die Geschichte der Stadt herabgeblieben war. Im Herbst 1887 wurde der Abbruch vollzogen.

Der neue Turm

wurde nicht am Standort des alten errichtet, sondern am Eingang an der Südseite der Kirche. Eine Anzahl dort befindlicher Gräber mußte beseitigt, die darin ruhenden Gebeine der Toten mußten in andere Gräber gebettet werden. Die Weihe des Turmes erfolgte Mittwoch, den 21. Oktober 1891 unter freudiger Anteilnahme der Gemeinde und vieler Zuschauer von nah und fern. Der Turm ist nach den Plänen des Architekten Schramm in Dresden vom Baumeister Nerge in Schwarzen-

berg ausgeführt worden und ist einer der schönsten Kirchtürme des oberen Erzgebirges. Er hat eine Höhe von 57 Metern und ist aus Sandstein und Granit gebaut und reich verziert. Neben dem Portal grüßt die Statue des einladenden Christus. Die Turmspitze wird oberhalb des Rundganges, der einen prächtigen Ausblick auf das ganze mittlere Erzgebirge bietet, von vier schmuckten, auf Sandsteinäulen ruhenden Türmchen flankiert, zwischen denen sich die Zifferblätter der Uhr befinden, die die Viertelstunden mit der kleinen, die vollen Stunden erst mit der mittleren und dann mit der großen Glocke angibt. Während des Turmbaues wurden die drei Bronzeglocken aus der Bierlingschen Erzgießerei in Dresden mit dreibaren Zapfen versehen. Dabei stellte sich heraus, daß die große Glocke, die bereits im Jahre 1731 umgegossen worden war, oben am Krone einen fast 2½ Zentimeter langen Riß hatte, so daß sie nach 160 Jahren abermals umgeschmolzen werden mußte. Am Dienstag, den 14. Juli 1891, wurden die drei Glocken ihrer Bestimmung wieder übergeben. Abends 1½ Uhr erlöste zum ersten Male das harmonische Geläute über die freudig aufhorchende Stadt hin. Nach Vollendung des Turmes wurde das Innere der Kirche einer durchgreifenden Umgestaltung und Erneuerung unterzogen.

Die Orgel

mußte durch ein neues Werk ersetzt werden. Auch wurde die ganze Orgelempore vom Altarplatz nach der gegenüberliegenden Westseite verlegt, die die Kirche einengenden verglasten Kirchenchöre wurden beseitigt, und den bisherigen Inhabern wurden Plätze auf den Emporen angewiesen. Schiff und Emporen wurden mit neuem Gefüllt versehen. Das Innere der Kirche empfing durch den Maler Karl Hertel aus Oberwiesenthal und durch den einheimischen Künstler Holzbildhauer Constantin Bach farbenfreudige Ausmützung. Die wertvollste Zierde erhielt die erneuerte Kirche in der neuen Orgel. Sie ist vom Orgelbaumeister Hermann Eule in Bautzen erbaut und enthält auf zwei Manualen und einem Pedal 28 klingende Stimmen mit 1731 Pfeifen. Zum Gehäuse für die neue Orgel konnte das schöne Gehäuse der alten verwendet werden. Die Weihe des im Innern völlig erneuerten Gotteshauses und der neuen Orgel fand am 15. Dezember 1894 statt.

Auch in den nächsten Jahren wurde noch manches zur schönen Ausgestaltung des Gotteshauses von der zu oft den Opfern freudig bereiten Gemeinde getan, deren Opferstift auch durch die kirchlichen Oberbehörden und durch wohlhabende Privatpersonen dankenswerter Unterstützung erfuhr. Am Totensonntag 1897 wurden die beiden mit Glasgemälden versehenen Altarfenster geweiht. Sie stellen die Engel der Liebe und der Hoffnung dar, welche zugleich die Kreuzigung und die Auferstehung Christi symbolisch veranschaulichen. In demselben Jahre 1897 erhielt auch die linke Altarwand den Schmuck zweier im Barockstil ausgeführten Spruchbänder und der in Holz geschnitten lieblichen Figur der Mutter Anna selbdritt (mit der Maria und dem Jesukind) und die Statue eines Diaconen, leitete beiden Figuren wohl Überreste eines spätgotischen Altars. Im nächsten Jahre 1898 wurde die Neuverglasung aller Fenster vorgenommen, auch ein Wassersänger Kirchenfenster aufgestellt, der sich aber nicht bewährte und 1909 durch eine Niederdruckdampfheizung (von der Volksschule angeschlossen) ersetzt wurde. Gasbeleuchtung erhielt die Kirche im Dezember 1905 bei Errichtung der Gasanstalt. Zur Christmette dieses Jahres erstrahlte der bis aufs lezte Plätzchen dicht gefüllte heilige Raum zum ersten Male in dem herrlichen Lichte. Doch was damals bewundert wurde, wurde 21 Jahre später durch die elektrische Beleuchtung übertrroffen, womit die Kirche 1926 ausgestattet worden ist.

Die Orgel war schon 1925 mit elektrischem Antrieb versehen worden. Zu gleicher Zeit hatte die Orgel auch wieder neue vordere Pfeifen erhalten, nachdem acht Jahre vorher in der Kriegszeit die alten schönen Pfeifen hatten herausgenommen werden müssen. Beim Gottesdienst am 20. September 1925 war die Orgel zum ersten Male im Schmuck der neuen Pfeifen zu sehen.

Die beiden größeren Glocken

mußten in der Kriegszeit auch abgeliefert werden.

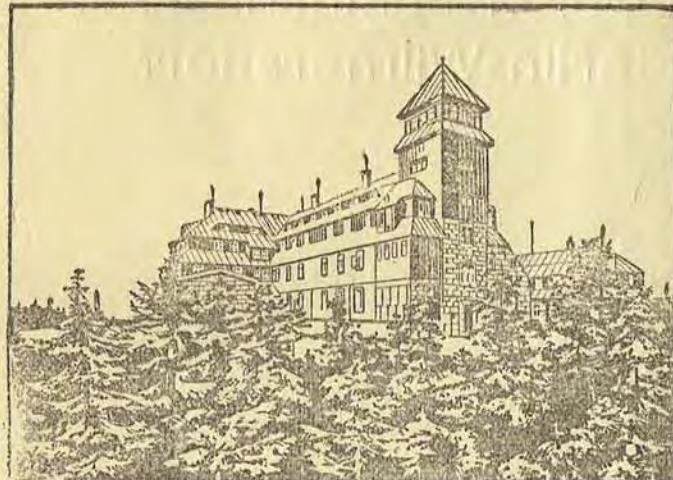
Zum letzten Male riefen sie am Mittwoch, den 13. Juni 1917, ins Gotteshaus zur Kriegsbeßtunde. Nach Schluß derselben ließen sie eine Stunde lang ihren Abschiedsgruß über unsere Stadt erklingen. Die beiden neuen Glocken sind aus Gussstahl und von der Glockengießerei Schilling und Lattermann in Zwickau gegossen und wurden am 10. Trinitatissonntag, dem 8. August 1920, geweiht. Der eiserne Glockenstuhl hatte, da die neuen Glocken größer sind als die alten, auseinandergezogen werden müssen. Die größere, auf sie gestimmte Glocke hat als Umschrift oben: In eiserner Zeit dem Frieden geweiht. 1914–1919. Darunter steht vorn: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'; rückwärts: gestiftet von Albin Richard Weber. Die auf sie gestimmte zweite Glocke hat die Umschrift: Die Lebenden ruf ich zur Andacht herzu, den Toten läute ich Frieden und Ruh'; und darunter: Lob sei Dir, o Jesu.

Die kleine Bronzeglocke hat den Ton cis und bildet mit den beiden anderen ein harmonisches Geläute. Den im Weltkrieg gefallenen Elsterleiner Helden wurde 1924 ein Denkmal vor dem Kirchhofstor errichtet. Es wurde am ersten Weihnachtsfeiertag 1924 geweiht. Es besteht aus rochlitzer Porphy und ist vom Bildhauer Bruno Ziegler in Chemnitz entworfen. Die Kosten sind durch freiwillige Spenden zusammengekommen. Rechts und links vom Mittelstück sind in zwei großen Tafeln die Namen der 101 gebliebenen Soldaten eingemeißelt. Das Mittelstück zeigt in der Mitte unter einem Kreuz die Inschrift: Den Söhnen unserer Stadt, über dem Kreuz das Schriftwort: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“. Die ergreifend ausgeführte überlebensgroße Figur eines sterbenden Kriegers krönt das Ganze. Jeder, der durch die Kirchgasse zu unserem Gotteshaus geht, kommt an dem Denkmal vorüber, das an die Helden erinnert, die im Herzen ihrer Angehörigen und im Gedächtnis ihrer Vaterstadt Elsterlein fortleben werden!

Buchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 • 20. Beilage

1854-1929

# Oberwiesenthal, die höchste deutsche Stadt



Breitflächig zieht sich des Fichtelberges weißleuchtender Hang herab zu des Tales schükender Niederung. Behäbig dehnen sich Fichtelberg und Keilberg, die ungeschlachten Bergbrüder im Bette des Gebirges. In froher Winterlaune stülpten sie ein glitzerndes Barett auf das fichtenbekrönte Haupt, und weißer Hermelin fließt auch von ihren Schultern herab weit ins anstehende Land hinein. Und just dort, wo Fichtel- und Keilberg das kleinere Brüderle führen zwischen sich, hat sich auf wenig geschützter Anhöhe ein Städtlein hingewagt: Oberwiesenthal. Die beiden Schwestern aus dem Jungferngrund drüber haben sich bäh verwundert, als die geschäftigen Menschen so in 900 Meter Höhe Häuslein an Häuslein setzten und schließlich gar ein Kirchturm ernsthaft in den so nahe schneidendem Himmel wies. Aber es muß doch zu leben sein im höchstelegenen Städtel! Wenn auch Schnee und Eis den Häusern bleiche Gesichter und den Menschen rote Backen und -blaue Nasen malen. Nur der Berg hat unwillig sein Haupt geschüttelt, daß seiner Schneestaub wie ein Flimmerregen die auf der Elsenwiese sich tummellenden Jungfern verschreckte um die Neumondnacht: daß das Gezwerge von Menschlein es wagte, ihm mitten aufs Haupt eine Herberge zu setzen! Als ob so ein alter Bergknabe Lust hätte, sich am Gewimmel rodelnder und schneeschuhfahrender Menschenkinder zu freuen! Doch allgemach hat er sich dreigefunden. Drum, wenn wir Oberwiesenthal in unserer Heimat Bilderbuch schauen, dann sehen wir es im weichen Gewand des königlichen Hermelins, und die Häuslein sind die schwarzen Tupfen drin. — — —

Guido Wolf Günther.

## Die Industrie in Oberwiesenthal

Bon Ralph Müller.

Wiesenthal verdankt seine Siedlung der Industrie. In Orypus bei Kupferberg war Magneteisen gefunden worden, und der Eisenberg bei Untermesenthal hatte auch abbauwürdige Eisenvorkommen aufzuweisen. Die Bedingungen zur Verhüttung des Erzes waren gegeben: Kohle, Holzkohle, lieferte der Urwald in reichem Maße und die „Pöhl“ war wasserreich genug, Wasserräder zu freiben zur Gewinnung des Schmelzwinkes in den „Hohöfen“! Diese günstigen Bedingungen führten zur Gründung des Roten Hammers in Altunterwiesenthal, just 100 Jahre vor der Verleihung der Stadtgerechtigkeit an das „Neustädtel“ (Ober-)Wiesenthal. Jahrhundertlang blieb dieser Hammer Hochofenbetrieb. Erst als Grenzschwierigkeiten das Orypuser Eisen fernhielten, und der Eisenberg nicht mehr genügend Schmelzgut lieferte, ist der Betrieb stillgelegt worden. Der Rote Hammer hat aber als Eisenwerk und Gießereibetrieb bis auf den heutigen Tag sich erhalten.

Wenige Jahre nach der Gründung dieses Hammers kam die älteste Form der Industrie als Tiefbergbau zu uns. Silber, Kobalt und Nickel waren häufig geworden im Bechengrunde und lockten die Knappen herbei, die die noch unwirtliche Gegend bevölkerten und urbar machten.

Der Bergbau mußte anfangs der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts begnadigt werden und kam gänzlich zum Erliegen.

Die Spitz- und Posamentenindustrie fand dann früh Eingang; auch die Kunst der Nadler war zahlreich vertreten. Aber bei der ungünstigen Lage des Wiesenthal (im Norden Wälder, im Süden und Westen die Landesgrenze, die ganze Gegend ohne Eisenbahnverbindung), konnte sich keine dieser handwerksmäßig betriebenen Erwerbsquellen zu Industrien mit ausdauernden Maschinen und rauchenden Esse entwickeln.

Die Industrie mit der größten Arbeiterzahl ist die Glaceehandschuh-Fabrikation, die etwa 400 Arbeiter beschäftigen dürfte, worin allerdings ein großer Prozentsatz Grenzgänger enthalten ist, da die Handschuhindustrie an sich in den böhmischen Kammgebieten heimisch ist. Sie ist im Falle der Berggrößerung immer auf den Zuschub aus diesen Gebieten angewiesen. — Eine weitere Spezialindustrie ist mit der Saitenindustrie zur Stelle, die mit rund 100 Arbeitern den zweiten Platz am Orte belegt, soweit die Belegschaft in Frage kommt. Beide Spezialindustrien vergrößern sich dauernd, so daß die Hoffnung besteht, in ihnen sichere Er-

werbsquellen für einen großen Teil der Arbeiterschaft zu haben.

Am Tegillen verarbeitenden Industrien sind drei Betriebe aufzuzählen, eine Maschinenfabrik, eine Wand- und Trauerförfabrik und eine Sturm

Auch Kartonagenfabriken sind vorhanden, worunter sich ein Annaberger Filialbetrieb befindet, der mit größerer Belegschaft arbeitet. Die Eisenindustrie ist vertreten mit dem Roten Hammer und einer Fensterbeschlägeförfabrik. Diese beiden Industrien erfreuen sich besonderer Wertschätzung, da sie ausschließlich Männer beschäftigende Betriebe sind. Die neue Entwicklung Oberwiesenthals auf dem Gebiete des Wintersportes brachte auch die fabrikmäßige Erzeugung

von Wintersportgerät. Es existieren mehrere Kleinbetriebe, die aber stot zu tun haben. Der in Oberwiesenthal gebaute Ski erfreut sich großer Beliebtheit. Dieses Sportgerät ist den reichen Erfahrungen, die gerade hier gemacht werden, angepaßt. —

Ganz kann die in Oberwiesenthal heimische Industrie die männliche Arbeiterschaft nicht beschäftigen. Es würde sehr begrüßt werden, wenn sich Unternehmer finden, die nach Oberwiesenthal vor allem Industrien verpflanzen, die ausschließlich Männer beschäftigen.

Die von Cranzahl seit nun 30 Jahren herauftreibende Eisenbahn brachte einige Besserung; aber die Industriezentren liegen immer noch weit ab.

## Die Stadt Oberwiesenthal

„... gedenken wir der schäbaren Dienste unserer Zeitung“



Die Obererzgebirgische Zeitung kann in diesen Tagen auf ihr 75jähriges Bestehen zurückblicken. Aus diesem Anlaß gedenken wir der schäbaren Dienste dieser Zeitung während dieser langen Zeit als Amtsblatt und Veröffentlichungsorgan, haben doch die Interessen Oberwiesenthals durch sie immer volle Würdigung gefunden. Dabei sind die Verdienste um die Förderung des Heimatgedankens (Geschichte) und die besonderen Belange Oberwiesenthals als Luftkurort und erstklassiger Wintersportplatz hervorzuheben. Für die Vorbereitung und Ausgestaltung unserer 400-Jahrfeier ist die Obererzgebirgische Zeitung ebenso sehr erfolgreich tätig gewesen.

In Anerkennung dessen wünschen wir der „Obererzgebirgischen Zeitung“ und ihren Herausgebern zu ihrer Jubiläum Glück und Segen. Möge auch in Zukunft das Unternehmen blühen und gedeihen und die guten Beziehungen zu seinem ansehnlichen Leserkreis aufrechterhalten.

Glückauf!

Der Stadtrat  
J. D. Müller.

## Der Skilauf in Oberwiesenthal

Von Ralph Müller.

Der Ski ist vor ungefähr 35 Jahren nach Oberwiesenthal gekommen. Der damalige Bergwirt Brutus Fleischmann auf dem Fichtelberge hatte sich durch Vermittlung des Forstmeisters Timäus aus dem Norden die langen Hölzer kommen lassen. Der Sohn Fleischmanns bediente sich dieser und wurde von uns Jungs ob der merkwürdigen Hölzer und des Riesenstocks, auf dem er bei der Abfahrt saß, als Wunder bestaunt und verehrt.

Der Stellmacher Albin Schaarshuh in Oberwiesenthal hat diese Skier aus dem Norden als erster für einen interessenten kopiert. Aber zunächst gab es weiter keine Skifreudigen. Uns imponierten als Kinder die langen Hölzer und die ungeschickte Handhabung dieser nicht sonderlich lange. Wir zogen das Rutschen als bodenständige Kunst vor und blieben ihr treu.

Das wurde eines Tages anders. Die Eisenbahn wurde gebaut, und unter den Ingenieuren war

ein Norweger, namens Harry Ohlsen.

Also Harry Ohlsen vom Eisenbahnbaumaß Oberwiesenthal sah den schönen Schnee, die weiten Hänge, das herrliche Winterbild unserer Bergheimat und ließ sich aus Norwegen seine Skier kommen.

Er übte und fuhr mit den langen Brettern und begeisterte uns mit seiner Kunst! Wir beschüttelten, nach Überwindung anfänglichen Misstrauens zur Person Ohlsens, er sagte statt a immer a, seine Ausrüstung. Die Hölzer waren „de Ficht, naa, de Tann“, es erhob sich wegen dieser Meinungsverschiedenheiten großer Streit. Mit langen Niemen band er sich die

Hölzer unter die Füße, hinter diese Befestigungsart sind wir als Jungen nicht gekommen.

Daheim erzählten wir von den Künsten des merkwürdigen Mannes, der sogar den „Schinjungerngrund neinführt“ das war für uns eine Leistung, als wenn einer nach Amerika fliegt. Eines Tages galt es, den Wunschzettel zu schreiben. Die Herde Jungen hatte für diese Weihnachten keinen anderen Herzenswunsch, als Schneeschuhe zu besitzen und „Stadn“, wie der Ohlsen! Schaarshuh baute diese Schneeschuhe. Ich erinnere mich noch ganz genau. Sie waren aus Ahorn; oder sollte es vielleicht doch Buche gewesen sein? Sie hatten etwas auf Zuwauchs aufgebogene Spizen und Rohrbindung eigener Anschauung, die Spizen waren geschnitten, wie bei den Rennschlitten manchmal heute noch zu sehen ist.

Der Anfang am ersten Weihnachtsfeiertag 1895 war, wie aller Anfang, schwer. Der Schnee pappte, würden wir heute sagen, und der Gedanke, „Licht“ auf die Lauffläche zu bringen, war noch ungeboren. Als Übungshang wurde der Bahndamm, der später die Brücke Oberwiesenthal aufgenommen hat, gewählt. Hier erteilte Ohlsen auch seinen Unterricht, der aber nur kurze Zeit währt, da Ohlsen versetzt wurde.

Wir hatten schnell Gesellschaft. Im Winter 1896 hatte jeder Klassenkamerad Skier oder wenigstens so etwas Ähnliches. Der Lehrmeister war aber weg, und aus uns wurden schlimme Autodidakten mit Hörner Schlittenspurweiten.

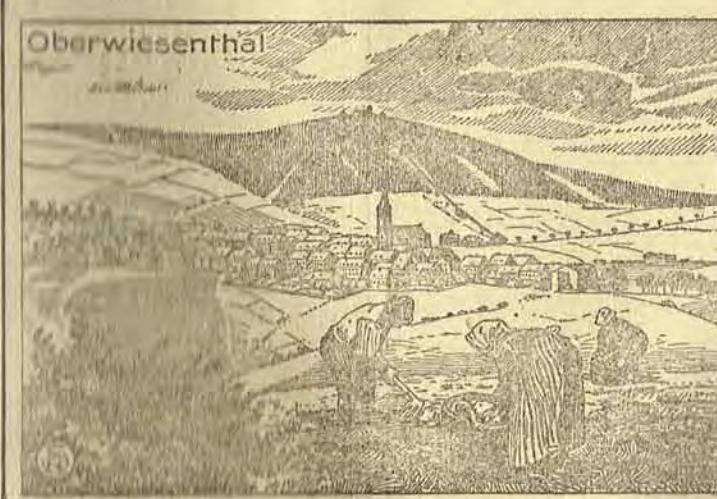
Die Postbeamten sangen auch an mit Skilaufen, der Postwetter, Postverwalter Uhlig, hatte sich des neuen Sports angenommen und es auch zu sicherem Tourenfahren gebracht. Auch die Forstbeamten bedienten sich der Skier.

Über die folgenden Jahre der Entwicklung weiß ich nicht viel zu berichten. Wir kamen auf die höhere Schule und fuhren eben zu Weihnachten auf Skier. Alle Jungen taten das und die Jungen machten bereits zünftige Touren auf die Berge, die in winterlicher Einsamkeit lagen.

Die Anzüge zum Skilaufen waren so unpraktisch wie nur möglich, sogar im harten Hut wurde gefahren, wenn einer Eindruck „dem Fensterln“ in Gottesgab machen wollte. Die Damen fuhren im Straßenskif und Schwingerhut. Es ist kaum begreiflich, daß sich daraus unser modernes „Skilauf“ entwickeln konnte! Dann kam Dr. med. Erwin Jäger! Er predigte den Skilauf als Vollertüchtigungsmittel in der kalten Gebirgswinterluft, predigte unermüdlich jahrelang dieses Thema in den Großstädten und brachte

die sächsische Ski-Bewegung in Fluss.

In Flöha gründeten wir auf Dr. Jägers Betreiben hin den Ski-Verband Sachsen. Die Folge war die gleichzeitige Gründung des Ski-Clubs Ober- und Unterauerwiesenthal. Die allererste sächsische Ski-Kirmes fand am 31. März 1905 in Oberwiesenthal statt. Von diesem Tage an ist die moderne skisportliche Entwicklung Oberwiesenthals zu rechnen.



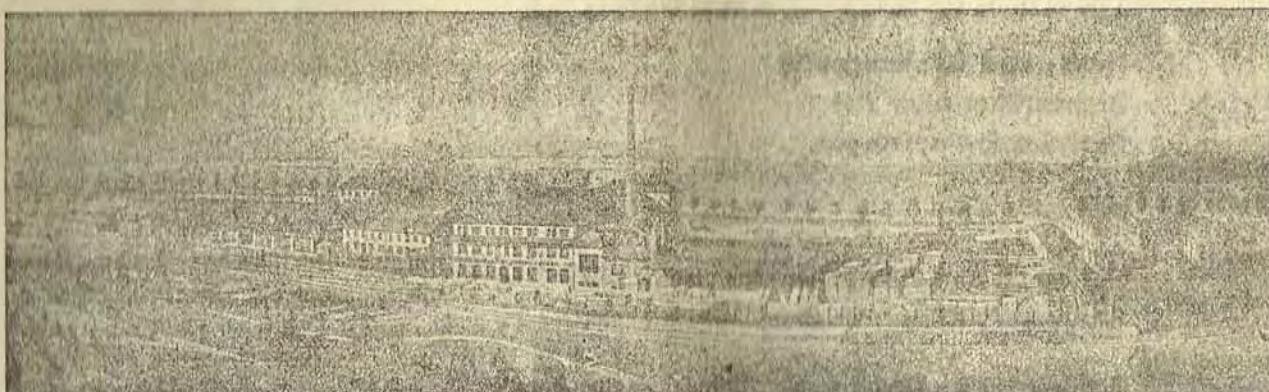
# Johann Langer jr., Hammer-Unterwiesenthal

Postcheckamt  
Leipzig Konto Nr. 1175

Postcheckamt  
Dresden Konto Nr. 34764

Allgemeine  
Deutsche Credit-Anstalt  
Annaberg, Erzgeb.

Bank für Handel u. Industrie,  
ehem. Länderbank  
Weipert C. S. R.



Giro-Konto:  
Stadtgirokasse  
Oberwiesenthal Nr. 142

Girokasse:  
H.-Unterwiesenthal Nr. 37

Fernruf:  
Amt Oberwiesenthal 240

Telegrammadresse:  
Holzlanger,  
Hammerunterwiesenthal

## Holzexport, Holzwollefabrik, Dampfsäge- und Hobelwerk

**Holzexport:** Lager von Bau-, Klotz-, Schleif- und Grubenholz, Reis- und Derbstangen

**Holzwollefabrik:** Erzeugung von Holzwolle in jeder gewünschten Qualität, von der feinsten Charpie-Wolle bis zur größten Verpackungswolle. Holzwolleseile von 3 bis 50 mm in jeder gewünschten Stärke.  
**SPEZIALITÄT:** Buntgefärbte Holzwolle

**Dampfsägewerk:** Erzeugung von Schnittmaterial jeder Dimension, wie Kantholz, Bretter, Pfosten, Stollen, Latten etc.

**Hobelwerk:** Erzeugung von Hobeldielen, Dachfußboden, Stab Brettern, Rauhspund, Scheuerleisten etc., gehobelt, genutet und gespundet etc.  
Erzeugung von Dachschindeln, 8—15 cm breit, 58 cm lang, mit Schlitzen und Zapfen

Eigenes Anschlußgleis \* Dampf- und Wasserkraft \* Tagesproduktion: 15000 kg Holzwolle

Holzwollelager in Chemnitz, Gera-Reuß, Eisenberg i. Th., Döbeln, Olbernhau, Grünhainichen

## Cl. Al. Müller

Seit 1848

Spezialsfabrik von Saiten für alle Zwecke

Unterwiesenthal i. Sa.

## Kreisheim der Sächsischen Turnerschaft in Oberwiesenthal i. Erzg.

Heim mit 27 Gastzimmern mit 56 Betten

Warm- und Kaltwasserleitung

Gediegene Ausstattung aller Räume - Bäder u. Brausen

Gast- und Speisezimmer

mit herrlichem Blick nach dem Fichtelberg

Lese- und Schreibräume, Sitzungszimmer

Für Wandergruppen drei neuzeitlich eingerichtete Schlafäle

Nebengebäude mit Autoboxen, Pferdestall und 2 sportgerechten Kegelbahnen

Gutausgestattete Turnhalle, herrlicher Turn- und Spielplatz, Turnhalle als Festsaal jederzeit verwendbar

Jedwede Annehmlichkeit für Schneeschuhläufer: Schneeschuhabstellraum, Trockenschränke, Reparaturwerkstätte usw.

Anmeldung für das Heim: Heimpächter Alfred Schulze, Oberwiesenthal, Fernruf Oberwiesenthal Nr. 219 und 229

Anmeldung für die Jugendherberge: Herbergsverwalter Richard Geißler, Oberwiesenthal, Fernruf Oberwiesenthal 219 und 229

(unmittelbar am Fuße des Fichtelberges, an der Straße nach der Schwebebahnhaltstelle)

Offen für jedermann!

Sehr gute Verpflegung  
Volksförmlichste Preise  
Einwandfreie Bedienung

## Grüße der Sehmatal-Gemeinden

## Frohnau

Wem gehörst du eigentlich zu eigen, kleines Frohnau mit dem großen Ruf? Sieht es dich über den Schottenberg hinüber zu St. Katharinen, oder häst du dich lieber fest an St. Annens Mantelhaum? Beiden wäre es eine Ehre, dich zu besitzen, denn ehrwürdigen Alters bist du beiden Bergstädten voraus und in deinen Fluren knistern und knacken allenfalls die Schacht- und Stollenzimmerungen aus längst begrabenen Zeiten, die den Bürgern der größeren Nachbarorte Wohlstand und Ruhm brachten. Einer beschiedenen Magd gleich hast du zugesehen, wie in der Tiefe deiner Gemarkung edles Erz gebrochen wurde, und doch der Reichtum den anderen zugute kam. Nun liegen sie beide groß und stattlich da aus deiner Kraft und du selbst schmiegst dich schier ängstlich zwischen Schreckenberg und Rätschenstein, als wolltest du den beiden vornehmen Schwestern nicht zur Last fallen. — Und birgst doch neben den vielen, altschindeligen Huthäuschen das Kleinod des Hammers, der breitlastend die Sehmae mit schwerem Gezäh und wuchtigen Hämtern drückt. Der liebe, alte Hammer! In dessen Halbdunkel die Umrifflinien alle so märchenhaft verdämmern und auf dessen merkwürdigem Gerät die liebe Sonne durch Kulus und Schindelschlitz so wunderliche Kringel zu malen weiß. Wie oft saß ich nicht und träumte dem Rauen des Wassers nach, das aufscheinend im alten Fludergraben mühiges Spiel treibt. Und sollte doch deine Schönheit auf Papier zeichnen oder malen; — als ob es für solches Werk nicht des Griffels eines Meisters bedürfe! Als ob man solches Geheimnis nicht am besten in einen Holzschnitt bannte, wie die alten Meister es taten. — Manchmal freilich, — der Kunstsgeister, wakere Lehrer wird es unserer Jugend verzeihen, — schlich der eine oder der andere aus dem kühlen Halbdunkel, um andere „Vorlagen“ zu suchen, und — fand sie drüben in der Hammerhöhle bei Freund Martins schäumendem Biere. Schnell hinabgetrunken, entdeckungsfahrbange und doch so köstlich mundend, weil's verbotener Genuss! — — Thronend über grünmoosigen Dächern, fast prahlend in neuem Gewand, zeigt sich im alten Bilde die „Bäuerin“. Herblinig wachsen aus dem dunklen Holzschnitt die Häuerfrauen, die Greise und Kinder heraus, die in gedrängter Menge vor der reichen Bäuerin haus harren des Weines, der ihnen in frevelndem Hochmut gespendet wird und doch nichts anderes bedeutet, als das — Badewasser einer größeren Wahnsinnigen Berggewerkin. — Dann geistert Teufelsgeist und fahrender Schüler Schatzgräbersucht durch das Bild, und die Sage vom „letzten Hesler“ und der „Teufelslanzel“ wird lebendig und spielt um Hüten und Hain. — Oder des frommen Steigers Günzer Töchterchen schreitet betend um den „Rätschenstein“, und im Gewirr der Lülien enträtselt sich uns die wunderliche Geschichte vom Teufel, dessen Künste an der Frömmigkeit der beiden Frohnauer zerstossen. — So blättere ich gern in alten, strenglinigen und doch so sprechenden Bildern wenn ich dich, bescheidene Frohnau, von den umliegenden Höhen aus erschauje. Im Herrenzimmer deines ehrwürdigen Hammerwerkes beriet man am 21. September 1496 die Gründung der „Neustadt am Schreckenberg“, der nochmals die Kirche den geltenden Namen gab. Und heute will dich die Tochter aufnehmen ins Gewirr ihrer Häuser, wie ein altes Weiblein dem man das Auszugstüblein einräumt. Wir aber vergessen dich nicht, Hammerdörlein voll reicher Erinnerung, und geben dir herzgefüllten Glückwunsch mit, wenn künftig dein Geschle aufgehen sollte im Ergehen der größeren Stadt!

Guido Wolf Günther.

## Der Gruß der Heimatzeitung.

An ihrem Jubeltag gilt im Anschluß an die Worte Guido Wolf Günthers besonders auch dem ehrwürdigen Hammer. Vor 20 Jahren etwa stand er in Gefahr, in industriellen Besitz überzugehen. Männer mit warmem Heimatherzen gründeten damals den „Hammerbund“. Es wurde eine Werbeschrift zur Erhaltung des Frohnauer Hammers hinausgesandt ins Land, verfaßt von unserem jehigen Hauptschriftleiter; ferner veranstaltete man Sammlungen. Das Ergebnis war, das es gelang, Schmiede und Herrenhaus dem Erzgebirge zu bewahren.

## Sehma, Cranzahl, Neudorf

Wem seid ihr wohl davongelaufen, ihr Dörschen im Sehmatal? War euch der Vater Fichtelberg zu rauhbeinig oder haben etwas schwache Nerven den Trubel der St. Annen- und der St. Katharinenstadt nicht ertragen können? Sieht's doch just so aus, als suchet ihr euch vor Fichtelberg und den beiden Städten zu verslecken! Und freut euch doch herzlich, wenn das Eisenbähnle prustend und schnaufend winterfreudendurftige Menschen an euren Häuslein vorbeigeschleppt und wenn — na, ich verrat's lieber nicht, daß im Sehmatal so schöne Tanzmusik gemacht wird. — Nein, es ist nur flüchtiger Augenschein, der meinen läßt, ihr habt euch von der Welt abgeschlossen: mit beiden Enden reicht ihr lustig ins volle Leben hinein; im Süden tollst und scherzt ihr mit buntbeschichtetem Volk auf schneegleitenden Breiten, und im Norden liefert ihr der steifzigen Hände Arbeit in immer wachsender Menge ab. „Arbeit!“ murmelt jede Welle des Schmabaches, die flink über die Steine hüpfst. Goldenes Korn wogt euch nur spärlich, denn der nahe Fichtelberg ist kein Freund von Erntekranz und Herdengeläut; ihm klingt Schellengeläut lieblicher, und brettelhüpfende Weiblein und Männlein ersehen ihm den schönsten Erntereigen. So habt ihr Sehmataliedler euch bescheiden müssen und seid untergeschlüpft

in zahlreicher Fabriken enges Gitter. Die Sehma staunt verwundert, was ihr auf ihre alten Tage noch zugemutet wird; wie oft sie sich zwängen lassen muß in enge Betten, die Menschen unbarmherzig ihr bauen. Kannst stolz sein auf deinen Namen, steifiges Sehma; er hat guten Klang über die Heimat hin aus und ist gleichsam Wappen und Schild der Schwesternbörser

mit. — Ob wohl in deinen Häusern, friedlich werkendes Cranach, am Sonntag Reminiscere jemand daran gedacht hat, daß man am Sonntag gleichen Narrens des Jahres 1610 zwei brave Männer, von schwedischen Reitern ermordet aus Böhmen nach der Heimat brachte? Kaspar Schmiedel und Jacob Grüner waren sie genannt und kamen durch unglücklichen Ju-

## Das Glückauf der Gemeinde Frohnau

... seine treffliche Berichterstattung und seine Pionierarbeit für den Frohnauer Hammer

**N**em Heimatblatte „Obererzgebirgische Zeitung“ zu seinem 75. Wiegenseste freundlich zu gedenken, halten wir nicht nur aus gut nachbarlichen Beziehungen, sondern auch aus einer gewissen Dankbarkeit als unsere Pflicht. Nicht nur, daß wir durch seine laufende, treffliche und sachliche Berichterstattung erfreut worden sind, ist die Verwaltung immer bemüht gewesen, die ihr seitens der Gemeinde übertragenen Aufträge in Formularen und Drucksachen formgerecht, geschmackvoll und zu unserer vollsten Zufriedenheit herzustellen. Die „Obererzgebirgische Zeitung“ darf sich aber besonders der Tatsache rühmen, für das Bekanntwerden des Frohnauer Hammers, der alten historischen Stätte im Sehmatal, wertvolle und segensreiche Pionierarbeit mitgeleistet zu haben.

Wir entbieten dem alten, beliebten Heimatblatte zu seinem Jubiläum, sowie der Verlags- und Schriftleitung zu dem Ehrentage die herzlichsten Glückwünsche und verbinden damit den Wunsch auf ferneres Blühen und Gedeihen.

Glückauf!

Frohnau.

**Der Gemeinderat**  
Nestler, Bürgermeister.

## Sehma's Glückwunsch

„Der Einwohnerchaft von Sehma war sie stets ein treuer Heimatbote“

**N**as 75jährige Bestehen der „Obererzgebirgischen Zeitung“ in Buchholz soll und darf auch in der Nachbargemeinde Sehma nicht achslos vorübergehen. Ein solcher Tag ist ein Markstein in der Geschichte eines Unternehmens, das insbesondere in unserer engeren Gebirgsheimat einen weiten und guten Ruf genießt. Man geht an solchem Markstein nicht achslos vorüber, er fordert zur Selbstbesinnung und zum freudigen Über schauen alles dessen, was war, auf. Wenn ein Unternehmen 75 Jahre besteht, sich glänzend entwickelt und dabei eine wachsende Fülle von Erfolgen aufzuweisen hat, dann darf es selbst in ernster Zeit nicht solchen Ehrentag unbeachtet lassen.

Die „Obererzgebirgische Zeitung“ als Ortsblatt für Sehma hat stets in vorzüglichster Weise die Belange der Gemeinde, ihre Entwicklung und Ereignisse zu schätzen gewußt. Der Einwohnerchaft von Sehma aber war sie stets ein treuer Heimatbote.

Am Jubiläumstage entbietet daher die unterzeichnete Gemeindevertretung der „Obererzgebirgischen Zeitung“, insbesondere ihrem zielbewußten Inhaber und ihrem Hauptschriftleiter, die herzlichsten Glück- und Segenswünsche.

Möge dem Unternehmen auch in Zukunft höchster Segen in gemeinsamer Arbeit und ernstem Pflichtbewußtsein beschieden sein.

Sehma.

**Der Gemeinderat**  
Schneider, Bürgermeister.

## Die Gemeindeverwaltung Cranzahl

**S**ie Obererzgebirgische Zeitung feiert ihr 75jähriges Bestehen und vollendet damit einen bedeutungsvollen Zeitschnitt. Ihr ehrwürdiges Alter legt Zeugnis ab davon, daß sie es verstanden hat, im Laufe der Jahrzehnte ihren guten Ruf zu erhalten und immer neue Anhänger zu gewinnen. Auch in unserer Gemeinde Cranzahl kann sie auf eine große Anzahl treuer Leser hinweisen.

Bei der großen Bedeutung, die heute der Presse im allgemeinen für das öffentliche Leben und der O. J. im besonderen für unsere erzgebirgische Heimat zukommt, nehmen wir gern Gelegenheit, der Jubilarin zu ihrem 75. Geburtstage ein herzliches „Glückauf“ zu weiterem segensreichen Wirken zu übermitteln.

**Der Gemeinderat**  
Köhler, Bürgermeister.

fall in den Verdacht, auf die Horden des Generals Bannier geschossen zu haben. Um ihr geraubtes Vieh den wütster Gefellen wieder abzukaufen, ließen beide mit vielen anderen noch bis hinein nach Brehnitz und — ausgeplündert und erschlagen fanden Landsleute sie am Wege liegen. Reminiscent Domine — gedenke, o Herr! hat es in deines Dorffriedens Stille je ein trauriges Vor-Ostern gegeben, ehe der große Krieg kam und alle gesichtlichen Merkmale in der Dürstnis seines Geschehens untergehen ließ? — Auch du, waldunspieler Neudorf, kannst genug erzählen von Kriegsgreuel. Bist du doch selbst erst entstanden, weil das Hussitenvolk ums Jahr 1430 dein Mutterdorf Kratzdorf in Grund und Boden brannte, und der Holzfäller findet wohl heute noch hier und da in der Gegend des Morgenberges nach Trottendorf zu wunderlich Gerät, das Rost und Moder zu gespenstischen Klumpen zusammenschweißten. Reminiscent! — \*

Knarrend quälen sich schwerrädige Wagen bergwärts; schnaufend wittern die Frankengäule frisches, fließendes Wasser und legen sich noch einmal fest in die Stränge, um bald zu Wasser und zur Ruhe zu kommen. Weiter kommen die Männer und Frauen, die mit Aegten und Spaten auf den Schultern die Wagen begleiten. Fränkische Siedler sind es, die hier im Miriquidi eine neue Heimat suchen den Slaven zum Trost, die wohl vor ihnen hier und da schon ihre Siedlungen ins Gebirge vorhoben.

Bis zur Burg Sletin (Schlettau) waren die Franken im großen Trupp gewandert; nun waren sie sippeweise ins Tal der Ischpau und in dieses Tal vorgedrungen, um neue Rodungen zu schlagen und Bauten zu bauen gegen wendische Nachgelieste. — Lockend tut sich jetzt die Flußaue vor ihnen auf; aber o weh, das klare Wasser ist an beiden Ufern breit gesäumt von dichtem Nöhrich, und nur schmale Pfade zeigen den Weg, den sich das Wild zur Tränke brach. „Semde alle!“ Wer rief es aus der Schar der Franken? Das Wort, das dem Fluß und dieser Siedlung den Namen gab? (Althochdeutsch semde = die Rinne, alle = das Wasser, der Fluß.) Der „Binsenfluß“ behielt seinen Namen, aus dem schließlich Schma wurde, auch noch, als längst die Ufer freundlich besiedelt das linke Kind des Fichtelberges zwischen sich saßen und andere Mutterzüge mit den murmelnden Wellen um die Wette plauderte. —

Die Meinung, daß Schma die Gründung eines Simon sei, darf angezeifelt werden und ist durch keine Urkunde zu belegen. Bestimmt aber schaut Schma auf ein ehrwürdiges Alter zurück und mag wohl mit Trottendorf gleichen Alters sein. Die zwei gekreuzten Säulenklingen des Ortswappens, das bereits 1719 geführt wurde, können ganz gut in Zusammenhang gebracht werden mit der gewiß reichen Heuernte in der Flußaue, können aber auch hinweisen auf das alljährlich notwendige Abhauen der Binsen, um das Versumpfen des Flusses zu verhüten. — \*

Kräzzend streicht ein Flug Krähen vom Habichtsberg herüber, um lärmend und rausend auf den abgetauten Feldern nach Futter zu suchen. Possierlich schauen die Schwarzköder aus, die stetsbeinig hüpfend jede Scholle untersuchen, ob nicht ein Happen für den knurrenden Magen dahinter zu finden ist. Da hat eine einen fetten Engerling erbeutet, und mit tiefstreichendem Fluge zieht sie einem geklopften Eschenbaum zu, um in seiner Astgabelung einen Platz zu finden zum vergnüglichen Mahl. Nun sitzt sie da und schlucht mit hochgehaltenem Kopf den fetten Bissen hinab, feinschmeckerisch die blühenden Augen verdrehend, während der ewig zerzaute Schwanz wippend für Gleichgewicht sorgt. Und denken wir uns zu diesem Bild in großem Kreis umrahmend die Worte „Gemeinde Cranzahl (Erzgebirge)“, so haben wir das Siegel- und Wappensymbol! Denn die Namen Cranzahl, Cranzagill, Cranzagel, Cranzail, Cranenzahl und Cranzel, mit denen das Dorf Cranzahl verschiedentlich bezeichnet wurde, deuten alle auf die eine Abstammung hin: Krähenzähle! Und wenn wir erfahren, daß „Zagel“ so viel wie „Schwan“ bedeutet im Althochdeutschen, dann ist der erst recht dunkeldeutige Name mit „Krähenchwanz“ deutlich erklärt. Aus einer Chronik vom Jahre 1884 (Pastor Schulze) geht hervor, daß Krähenplage zum „guten Ton“ unseres Dörfchens gehört habe, so daß sogar Krähenhütten aufgestellt worden sind. So wäre das Ortssiegel wirklich ein seines, geschichtliches Sinnbild, was sich von vielen anderen nicht behaupten läßt. — Tieffürig, jahrhunderte alt, zieht beim „Ergericht“ vorüber ein alter Hohlweg. Spöttisch brummt die junge Staatsstraße herüber, wenn flinke Autos auf ihr dahinschließen, und bildet sich einen großen Stiefel ein auf ihre gepflegtheit und Sauberkeit. Sie sollte so stolz nicht tun, das junge Ding! Von ihr spricht im weiten Vaterland kaum einer; von der alten Salz- und Pahstraße aber, von der der alte Hohlweg ein Stück darstellt, hat ganz Deutschland gewußt! Von Halle über Leipzig, Stollberg, Zwönitz, Elsterlein, herüber durchs alte Schlettau, auf der alten Schlettauer Straße entlang herein nach Cranzahl, beim „Berghäusel“ vorbei über Kühberg ging die alte Straße über die Grenze, um durch Weipert Brehnitz, Reischdorf, Laun schließlich nach Prag zu führen. Ob nur Sorben zuerst am Passe sich ansiedelten, vielleicht von Schlettau aus, mit dem Cranzahl bis ins 16. Jahrhundert hinein kirchlich verbunden war, oder ob zuerst Deutsche als Pahwächter an der weißen Schma sich niederließen, worauf eigentlich der Ortsnamen schließen läßt, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, da beim Brande des Weipertischen Hauses 1859 alle Akten solchen Inhaltes verloren gingen.edenfalls wird schon im Jahre 1367 urkundlich Cranzahl erwähnt in dem Zusammenhange, daß es samt der „Pflege Schlettau“ den Herren von Schönburg auf Hassenstein (Böhmen) zugesprochen wird. 1413 kam der ganze obenerwähnte Besitz an die Abtei Grünhain.

die mit einer ziemlichen Zähigkeit den irdischen Besitz politisch recht schlau festzuhalten wußte, bis eine neue Zeit den Kirchenherren die Sorge um solche Dinge hilfreich abnahm und sie lehrte, wieder mit jenseitigen Gütern sich zu begnügen. — \*

Mitten im fichtendunklen Miriquidi liegt ein Dorf, das die Nachbarn verschieden benennen. Kratzberg nennen es die einen nach dem Berggrünen, den Kratzträger verwünschen ob der vielen Schweitztropfen, die er fordert; Kratzsberg nennen es die anderen, weil im Waldlaut der Donner und das Losen niederstürzender Bäume in viethollendem Echo gar nicht sich wieder herausfinden will. Schon seit etwa 1240 besteht der Ort an der alten Pahstraße. Die Bewohner sind dem Walde und seinen Schäden dankbar, denn fürglich nur reist ihnen der Heser auf den Tälhängen und goldenes Korn nur in wenigen Sommern. — Da stürmt der Hussitenkrieg durch den Grenzwald! Entsetzlich Eind läuft er zurück: rauchende Trümmer und Menschenleichen! Kratzdorf ist nicht mehr! Ein paar glimmende Balken nur noch zeigen die Stätte friedlichen Lebens an, und tote Augen starren anklagend zum Himmel, rachelebend, heimatweh. — Ein halb Jahrhundert lang wuchern Gras und Schlinggewächs und Dungholz ungestört auf Herd und Mauer, und scheu beschleunigt der Waldgänger seine Schritte, wenn ihn der Weg an der Wüstenei vorüberschreitet. — Dann regt Jungvölk irgendwo die Schwingen und will fort aus der Heimat, die zu eng geworden ist. Und findet nichts dabei, an der Stelle der verwüsteten Siedlung ein neues Dorf zu bauen. Um 1470 gewiß stand schon ein gut Teil der Häuser des Neudorfes, und nur der „Kraftsberg“ erinnert heute noch in veränderter Form an den Namen der alten Siedlung, die 1427 in Flammen aufging. —

Guido Wolf Günther.

## Cranzahls dritter 75-Jahr-Jubilar: die „O. 3.“

Von Pfarrer Krug.

Zum dritten Male im laufenden Jahre schickt sich unsere Gemeinde an, einen 75jährigen Jubilar, der in den langen Jahren viel Gutes verdankt, zu beglückwünschen: im Frühjahr war es unser stattlicher Frauenverein, der den Tag seines 75jährigen Bestehens und segensreichen Wirkens im Dienste der Wohltätigkeit feiern konnte; im Sommer war es unser Schulhaus, das auf die gleiche Zeitspanne als Stätte der Jugendbildung zurückblickte und dies durch ein glanzvolles Schulfest feierte; und im Spätsommer begrüßen wir noch einen dritten gleichaltrigen Jubilar, das Heimatblatt des Oberzgebirges in Buchholz, das ebenso lange schon die Häuser und Familien mit reichhaltigem Lesestoff täglich versorgt hat. Für unsere Gemeinde hebt sich somit das Jahr 1854 als das Geburtsjahr dreier uns heute noch wertvoller Einrichtungen aus der Vergangenheit bedeutungsvoll heraus und verbient es, in der Erinnerung lebendig erhalten zu werden. Unserem dritten Jubilar, der „Oberzgebirgische Zeitung“, bringt die Kirchgemeinde Cranzahl ihren herzlichen Glückwunsch dar, und zwar durch einen Beitrag über:

Cranzahler, die sich in der Welt einen Namen gemacht haben.

### 1. Das Bankhaus Mehler in Frankfurt a. M.

Im letzten Drittel des 30jährigen Krieges und in den darauffolgenden Jahrzehnten amtierte 35 Jahre lang, von 1637 bis 1672, in Cranzahl ein Pastor Samuel Mehler. Eine zahlreiche Kinderschar von acht Söhnen und zwei Töchtern wurden ihm in den Jahren 1641—1665 hier geboren. Schmer hatte damals die Gemeinde und zumal das Pfarrhaus unter den Kriegsunruhen zu leiden; einmal, 1643, mußte sich der Pfarrer mit den Seinen vorübergehend auswärts in Sicherheit bringen. — Ein Sohn aus diesem Pfarrhause, Benjamin Mehler, geboren 1650 in Cranzahl, wanderte als junger einundzwanzigjähriger Kaufmann nach Frankfurt a. M. aus, verheiratete sich dort 1674 mit einer Kaufmannstochter aus wohlhabender Familie und wurde der Gründer eines angesehenen, weltbekannten Handelshauses, des Bankhauses Mehler in Frankfurt a. M. — Vor wenigen Jahren konnte dies Bankhaus sein 250jähriges Bestehen feiern. Dabei ereignete sich bei in der Geschichte der Wirtschaft wohl seltene Fall, daß eine bedeutende Firma durch 2½ Jahrhunderte hindurch in den Händen einer Familie geblieben ist. Durch Zeiten wirtschaftlicher und politischer Bedrängnisse und kriegerischer Verwicklungen hat es Fleiß, Umsicht und Wagemut der Mehlers verstanden, ihr Geschäft glücklich hindurchzuführen. In der Geschichte der freien Reichsstadt Frankfurt haben die Mehlers durch viele Generationen an hervorragender Stelle gestanden und sich in der Verwaltung städtischer und gemeinnütziger Angelegenheiten als bewährt. Verständnis und Pflege der schönen Künste wird

den Angehörigen der Familie Mehler von jeher nachgerühmt. Dichter, Künstler, Komponisten zählten zu allen Zeiten zu den Freunden des gesällischen Hauses. Goethe und seine Mutter, die Frau Rat, sind dort verlebt; und Goethe preist das Mehlersche Heim als einen Sammelpunkt für Literatur- und Kunstfreunde; auch Bismarck war befreundet mit der Familie. Noch heute nach 250 Jahren Bestehens behauptet das große Bank- und Handelshaus in Frankfurt seinen Ruf. Für uns ist es interessant, zu erfahren, daß die ersten Ansätze dieses angesehenen Geschlechtes, soweit sie zurückzuverfolgen sind, bis in unserstilles, von den Weltstädten weit entlegenes Pfarrhaus des Oberzgebirges rückwärtsreichen. Vor vier Jahren suchten zwei Damen des Bankhauses Mehler, Mutter und Tochter, die zur Kur in Oberschlema weilten, das Pfarrhaus auf, um die Geburtsstätte des Gründers der Firma kennenzulernen.

### 2. Professor der Theologie D. Emil Kauhisch in Halle.

Vor etwa 100 Jahren, so habe ich hier von alten Leuten erzählen hören, konnte man an den Wiesenhangen unserer Berge einen Bauernjungen das Vieh hüten sehen, der draußen bei Wind und Wetter über lateinischen Lehrbüchern hockte und nicht merkte, wie sein Vieh auf fremde Acker und Wiesen ging. Er gehörte einer seit etwa 1700 hier ansässigen Bauernfamilie an, die früher in mehreren Zweigen vertreten war, heute aber hier nicht mehr vorkommt, der Familie Kauhisch. Der studierende Hirtenknecht Karl Friedrich Kauhisch hat es dann zum Bürgerschulherrn in Plauen und zum Pfarrer im Vogtland gebracht. Sein Grab — er starb 1893 in Chemnitz — ist auf dem Gottesacker in Cranzahl noch erhalten. Das Bauerngut seiner Vorfahren, obwohl längst in anderen Händen, kann man heute noch unter dem Namen „Kauhischgut“ nennen hören. Unter seinen Söhnen, die es zu angesehenen Klemern gebracht haben, hat sich einer in der Gelehrtenwelt einen bedeutenden Ruf erworben. der Universitätsprofessor der Theologie D. Emil Kauhisch in Halle (1841—1910).

Vier Jahrzehnte, von 1869 bis 1910, hat er an den Universitäten Leipzig, Basel, Tübingen und Halle das Fach der alttestamentlichen Theologie vertreten und galt als ein hervorragender, vielseitiger Vertreter seiner Wissenschaft. Die Zahl der Zuhörer seiner akademischen Vorlesungen soll eine ungewöhnlich große gewesen sein, zu Zeiten über 300 Studierende. Die wissenschaftlichen Hauptwerke des Gelehrten waren eine in den Jahren 1890—1894 erschienene, dem Stande der hebräischen Sprachkunde entsprechende Bibelübersetzung und eine hebräische Grammatik, zwei Werke, die heute jedem jüngeren Theologen für sein Studium unentbehrlich geworden sind. Er stand im Rufe eines bedeutenden Forschers und Lehrers, der große Verehrung bei den Studierenden genoß und in den Kreisen der Wissenschaft sich hoher Anerkennung erfreute. 1878—1879 war er Rektor der Universität Basel und 1898—1899 Rektor der Universität Halle. Diesen berühmten Gelehrten und Bibelübersetzer darf die Gemeinde Cranzahl als Sproß aus einer ihrer altangekommenen Familien in Anspruch nehmen.

## Ein Gruß der musica sacra an die „O. 3.“

Von Kantor Oskar Rückesfeld, Schma.

Zu beschaulicher Ruhe und reizender Fernsicht laden uns die bequemen Bänke des Erzgebirgsvereine ein. Doch man glaubt sich auf den Kampfplatz einer Konfetti-Kotillon-Schlacht verlegt beim Anblick der ringsum verstreut liegenden Kugelkettenschädeln und Schokoladenhüllen. Eine ähnliche Sprache reden die Bahnhofsvorhallen. O glückliches, sorgloses, papierenes Zeitalter! In der Zeit der Raum- und Wohnungsnot geht's wiederum nicht an, zu Hause alles Papier sein läuberlich wie ein Museumsdirektor oder Büchereiverwalter aufzuheben und zu registrieren. Da wird Mutti ungeduldig: „Marie! ins Fegefeuer!“ Oder Vati gedenkt des großen Komponisten Max Reger, der einem seiner bösartigen Kritiker auf einer Postkarte schrieb: „Ich sitze hier im stillen Orte meiner Behausung und habe eben den Ausschnitt Ihres Berichtes vor mir, bald werde ich das Blatt hinter mir haben.“ Nicht so mit der Heimatzeitung. Sie steht unter Ausnahmegesetz und gehört zur Familie; es ist ihr nicht nur auf gewisse Zeitdauer Familienanschluß gewährt, nein — sie ist ein tätiges, vollberechtigtes Familienmitglied!

Da nimmt sie am Freitag abend der Kirchenfreund und Sängerpater zur Hand; die treue Predigt- und Bibelstundenbesucherin, der Gemeinschaftsmann und die Tochter, die ihren Jungfrauenverein liebt — sie alle blättern und suchen ihren „Kurszettel“: — die kirchlichen Nachrichten unserer oberzgebirgischen Ephorie. Der Landsmann in weiter Ferne kehrt im Geiste ein in trauten Heimatkirchlein und erlebt mit die Kirchenfeste, Aufführungen, geistlichen Liedstunden, musikalischen Abendfeiern und Kirchenmusiken, sieht die Namen seiner einstigen Jugendfreunde und strahlt in Mitleid.

Die Heimatzeitung läßt sich aus dem Alltag nicht wegdenken. — Sie ist täglich Brot. Sie treibt auf ihre Weise dauernde Missionsarbeit. Und der Herr Schriftleiter: — An allen Ecken und Enden möchte er sein, die schnellsten Verkehrsmittel reichen für ihn kaum aus, hier eine werbende Vorbesprechung, dort ein ausführlicher Bericht, der „weder hörner noch Zähne hat“, auf schwierigem Boden möchte er die Aufbaurbeit stützen, allerhand Rücksichten gerecht werden, kräftig mit in die Speichen greifen — kurzum: ein Missionar der Feder, dem, wie hier, auch des Wortes Macht vollkommen zu Gebote steht, ein moderner Paulus, vielerlei Anstrengungen und Unruhe ausgefeilt. Ihm gelte diesmal die Fuge des Poststudiums mit dem Thema: „Ich helfe gern, so ihr es wünscht ...“



Oberzgebirgische Zeitung  
Verlag von Friedrich Seidel

Küchholz, 8. September 1929  
Nummer 210 \* 2. Vellage

## Aus dem oberen Zschopautale

### Crottendorf

Wandert man vom Fichtelberg den Reitsteig abwärts, begleitet uns bald lustig und übermäßig plätschernd ein kleines Bachlein, es ist die Zschopau, die hier ihren Anfang nimmt und nun im eiligen Lauf durch den herrlichen Nadelwald dem Tale zufließt. Es hat einen besonderen Reiz, dem Lauf des Bachleins zu folgen, sein Wasser im Waldesdom zu beobachten, bis man nach 2½ stündiger Wanderung am Waldesau am ersten menschlichen Wohnstätten anfließen sieht. Ein selten schönes Bild bietet sich unserem Auge beim Austritt aus dem Wald. In der Ferne grüßt der Scheibenberg und der Pöhlberg. Umgeben von bewaldeten Höhen, erblicken wir im anmutigen, breiten Zschopautal Crottendorf. Freudlich leuchten schmucke Häuser aus dem Grün des reichen Baumbestandes.

Auftragende Fabrikschornsteine klünden den Gewerbesteck seiner Bewohner und weite, wogende Getreidefelder und saftig grüne Wiesen geben Zeugnis, daß es der erzgebirgische Landwirt versteht, trotz der Höhenlage durch zähen Fleiß und seine Liebe zur angezüchteten Scholle dem z. T. steinigen Boden die für die Volkswirtschaft wichtigen Feldfrüchte abzuringen.

Unwillkürlich wird der Wanderer sich fragen, welcher Art war die Entwicklung dieses so schmuck und freundlich wirkenden Ortes, der eine der größten Landgemeinden des oberen Erzgebirges ist. Leider ist die Entwicklung des Ortes in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Auf dem im unteren Ortsteil gelegenen Steinberg mit seinen vielgestaltigen Felsgebilden sollen die Sorben eine Opferstätte ihres Gottes „Grodo“ gehabt haben. Alljährlich versammelten sie sich hier, um ihre heidnischen Religionsbräuche auszuüben. Nicht mit Unrecht vermutet man, daß nach und nach einzelne, die aus den Niederungen vertrieben worden waren, hier sesshaft wurden und der Ort ursprünglich den Namen „Grododorf“ führte. Damit dürfte die erste Besiedelung in den Jahren 900-950 n. Chr. zu suchen sein. Genaues ist leider nicht zu erforschen. Als feststehend kann man aber annehmen, daß

der Ort zu den ältesten Ansiedlungen des oberen Erzgebirges

gehört und bestimmt um das Jahr 1200 neben dem Kloster Grünhain und den Orten Rößhau, Schleitau, Elsterstein und Schwarzenberg bestanden hat. Bis zum Jahre 1559 waren die Grafen von Schönburg Besitzer des Ortes. Er gehörte zur Grafschaft Hartenstein und war Amtssitz. Zum Amt Crottendorf gehörten Ober- und Unterwiesenthal, Mittweida, Großpöhl und Rittersgrün. Unter der Regierung des Kurfürsten August kam der Ort mit den dazu gehörigen Amtsgemeinden durch Kauf an das Kurfürstentum Sachsen. Der Wohlreichtum der den Ort umgebenden Wälder mag die Ursache gewesen sein, daß sich die sächsischen Kurfürsten gern und oft hier aufhielten.

Kriegsstürme, Pest, Cholera, Hungersnot und sonstige schwere Zeiten haben die Entwicklung des Ortes wiederholt unterbrochen. 1429 waren es die Hussiten, die den Ort vollständig zerstörten, während 1632 die wilden horben des Generals Holk kaum einen Stein auf dem anderen ließen. Mit ehr erzgebirgischer Fähigkeit und treuer Liebe zur Heimat wurde der Ort immer wieder aufgebaut, sodass selbst bis in den Jahren 1771 und 1772 hereinbrechenden Seuchen und Hungersnoten den Mut seiner Bewohner nicht brachen konnten. Einen Begriff von der damaligen Zeit vermittelten uns die verschiedenen Verschneidungen.

Nach dem 30jährigen Kriege

entstand die Beerdigungsgeellschaft „Brüder“, eine Vereinigung, die es sich zur Pflicht machte, jeden ihrer Vereinsangehörigen ehrenvoll und christlich zu bestatten. Die Einführung der Reformation brachte 1567 die Auflösung der Kantorei, eine Vereinigung zur Pflege des Kirchenganges, die heute noch in voller Blüte steht und unter Leitung ihres Direktors, Kantor Magirus, hervorragendes Töpfert. In dieser Zeit fällt auch

die Gründung des priv. Freischulenkongresses, deren Aufgabe es war, in jenen sehr unsicheren Tagen Gut und Leben der Einwohner zu schützen. Die Gründung verliehene Stadtrechte ging leider durch Verordnung der damit verbundenen Rechte und Pflichten wieder verloren. Von der Blüte des Handwerks künden die 1675 vom Kurfürsten Johann Georg unterzeichneten „Handwerks-Arteleien“, die noch heute sorgsam gehütetes Eigentum der Handwerkerinnung sind und mit ihrem großen Wachstiegel einen wertvollen Schatz bilden. Das 18. Jahrhundert brachte für den Ort eine starke Aufwärtsentwicklung, sodass er heute mit 550 Einwohnern zu den größten und bestentwickeltesten Gemeinden des oberen Erzgebirges zählt.

Mit einem kurzen geschichtlichen Rückblick lohnt es sich auch die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung zu verfolgen. Die ersten Ansiedler ernährten sich ausschließlich durch Landwirtschaft, die auch heute noch in letzter Blüte steht. Vor allem die Aufzucht von gutem erzgebirgischen Fleisch hat der hiesigen Landwirtschaft einen bedeutenden Aufschwung über die Grenzen unseres engen Walstaudens hinaus verschafft. Später mögen auch die umfangreichen Waldungen der sich stetig vermehrenden Bevölkerung Arbeit und Brot gegeben haben. Die ersten industriellen Ansätze brachten die Waldschäfte des Ortes. Neben geringem Bergbau war es vor allem

der Abbau eines guten Marmors, der reichlich Verdienstmöglichkeit bot. Bis weit ins Ausland ist

er versandt worden, und Zeugnis von seiner vorzüglichen Verwendungsfähigkeit geben heute noch der Dom in Amsterdam und die Frauenkirche in Dresden. Der Abbau von Marmor ruht seit Jahrzehnten, die Bruchanlagen selbst bilden aber eine besondere Sehenswürdigkeit des Ortes, die viel von Fremden aufgesucht werden. Der Rückgang des Bergbaus brachte es mit sich, daß auch hier bald die Spinnereien heimisch wurde. Gemeinsam mit der Herstellung von Posamenten entwickelte sie sich zu einer lebhaften Haushaltswirtschaft, die der Mehrzahl der Bewohner Verdienstmöglichkeit bot. Nach dem Kriege von 1870/71 sah die Metall- und Blechwarenindustrie im Orte

einher darin, dem Fremden den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Zwei schön gelegene Freibäder bieten Gelegenheit zur Ausübung des Schwimmports. In dem mit allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichteten und unter fachmännischer Leitung stehenden Gemeindevolksbad ist Gelegenheit zu Wannenbädern und Heilbädern jeder Art geboten. Die nicht allzu steilen Berghänge bilden ein geradezu ideales Gelände für den Schneeschuhläufer.

Eine Sprungchanze sorgt außerdem für die Möglichkeit sportlicher Betätigung.

### Der Gemeinderat zu Crottendorf

**S**ir gestatten uns hiermit, der „Obererzgebirgischen Zeitung“ zu ihrem 75-jährigen Bestehen die herzlichsten Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen. Wir wünschen der Jubelzeitung auch für die weitere Zukunft eine recht glückliche Weiterentwicklung und geben der Hoffnung Raum, daß das bisherige gute Einvernehmen zwischen Jubelzeitung und der Gemeinde Crottendorf auch weiterhin bestehen bleiben möge.

Crottendorf.

**Der Gemeinderat**  
Mann, Bürgermeister.

### Der Gemeinderat zu Walthersdorf

„Danke für die fröhliche Berichterstattung“

**D**anckbarfüllten Herzens für die jederzeit pünktliche, fröhliche und sachliche Berichterstattung und für die vorzügliche Orientierung über alle die Bevölkerung interessierenden Fragen und Geschehnisse, entbieten wir der „Obererzgebirgischen Zeitung“, als unserem alteingesessenen und allseits beliebten Heimat- und Amtsblatt, zur Feier des 75-jährigen Bestehens ein herzliches „Glückauf“ mit dem Wunsche, daß sie sich unter zielbewußteten Mitarbeitern weiterhin zur Freude und Befriedigung ihres Leserkreises entfalten möge.

Walthersdorf.

**Der Gemeinderat**  
Meyer, Bürgermeister.

Früher hergestellt werden Baubeschläge, Haus- und Küchengeräte, sowie Emailierwaren. Außer der Holzwarenindustrie ist es vor allem noch die Verarbeitung von Seide und Kunstseide, die in den letzten Jahrzehnten eine erstaunliche Entwicklung genommen hat. Aus den kleinsten Anfängen heraus sind die einzelnen Betriebe mit ungeheurem Fleiß zu einer Entwicklung gebracht worden, auf die der Ort stolz sein kann.

Ihre Erzeugnisse gehen in alle Welt.

Dieser vielfältige Industriekranz hat vor wenigen Jahren eine weitere Bereicherung erfahren dadurch, daß die weltbekannte Berliner Firma Allgemeine Elektricitätsgesellschaft (AEG) sich hier niederließ und damit die Produktion elektrotechnischer Erzeugnisse einführte. Trotz dieser erfreulichen Entwicklung müssen noch eine ganze Anzahl Arbeitskräfte auswärts ihr Brot suchen. Die Niederlassung weiterer Industrieunternehmen ist daher durchaus erwünscht und unter günstigen Bedingungen möglich. Bequemes, in nächster Nähe der Eisenbahn gelegenes Baugelände steht zur Verfügung. Mit der industriellen Entwicklung haben auch Handel und Handwerk Schritt gehalten. Die zahlreichen, modern eingerichteten Verkaufsstäden zeigen in ihren Schaufenstern, daß ihre Besitzer bestrebt sind, alle Bedürfnisse zu befriedigen und den mannigfachen Wünschen gerecht zu werden.

Trotz der industriellen Entwicklung hat sich Crottendorf seinen Charakter als

### Landschaft und Sommerfrische

zu wahren gewußt. Umgeben von herrlichen Waldungen ist es bei seiner Höhenlage (650 Meter ü. N. N.) so recht für Erholungsbedürftige geschaffen. Herrliche Spaziergänge nach den naheliegenden Bergen (Fichtelberg, Keilberg, Scheibenberg, Pöhlberg, Bärenstein), sowie in die Täler der Zschopau und Mittweida bieten genügende Stunden. Der rührige Erzgebirgsverein hat um den Ort an verschiedenen Stellen des Waldes bequeme Ruhebänke aufgestellt, sowie eine genaue Bergmarkierung durchgeführt. Von zahlreichen, um den Ort sich gruppierenden Höhen (Liebenstein, Heimkehr, Kalsberg) hat man einen herrlichen Ausblick auf unvergleichliche, schöne Landschaftsbilder. Vorzüglich eingerichtete Gaststätten sowie Privatwohnungen bieten jede gewünschte Bequemlichkeit und wett-

wohl selten finden wir Industriekreis und Sommerfrische zu einem so glücklichen Ganzen vereinigt, wie in Crottendorf. Beide Eigenschaften des Ortes ergänzen sich zu einem glücklichen Ganzen zu Nutzen und Frommen seiner arbeitsfreudigen und von ehr erzgebirgischer Urwürdigkeit und Wiederkeit erfüllten Einwohnerchaft.

### Walthersdorf

Der Sage nach wurde Walthersdorf, früher Wallersdorf, von dem Ritter Hermann, der seinen Herrenhof in dem jetzigen Hermannsdorf gehabt haben soll, vermutlich im 11. Jahrhundert gegründet. Das neu errichtete Dorf schenkte er seinem jüngsten Sohne Walther und benannte es nach diesem. Die Einwohner betrieben auch früher Landwirtschaft. Gewisse, bis auf die in jedem Orte auch früher vorhandene Schmiede, wurde in den Anfängen scheinbar nicht betrieben. Walthersdorf mußte auch die Schrecken des 30jährigen Krieges mit durchstehen, erholt sich aber durch die zähe Arbeitskraft und die Heimatliebe der Ortseinwohner. Auch von 2 großen Mühlen betrieben weiß die Chronik zu berichten: die Schwand- und Lösch-Mühle. Annehmbar haben sich die Vorfahren an dem am Liebenstein entspringenden Rosenbach, mitunter auch Rosenbusch, Rosenbüschchen genannt, angesiedelt, da die Zschopau in der Chronik anfänglich nicht genannt wird. Ein alter „Stiel“ in der „Fuchsleite“, der nach dem 800 Meter hohen Scheibenberg führt, zeugt auch vom Erreichum des Gebietes.

Die Heimindustrie, insbesondere die Klöppelerei, scheint in hohem Blüte gestanden zu haben, wissen doch noch alte Leute zu erzählen, daß eine hiesige Einwohnerin in den 1790er Jahren und Anfang 1800 die hier hergestellten Klöppelspitzen weit über Deutschlands Grenzen bis nach Frankreich, Belgien und Holland gebracht habe. Auch der allgemeine Industrieaufschwung nach dem 1870er Kriegs macht sich in Walthersdorf bemerkbar. 1886 wurde durch den Anschluß an das Eisenbahnnetz die Gemeinde der fernen Welt erschlossen, und dies trug als wichtiger Faktor zum Blühen Walthersdorfs bei.

Das Siegelbild wurde schon im Jahre 1711 als Gerichtssiegel für Walthersdorf geführt. Dasselbe stellt die auf einer gesegelten Augel schwedende Fortuna (Glücksgöttin) dar.

## Crottendorf

Wie sich's hineinkuschelt zwischen die Hänge des Liebensteines und des Scheibenberges, das langgestreckte Crottendorf, — just wie ein Bub der sich vor Schlägen fürchtet und hinter Mutters Rock sich verstecken möchte. Brauchst dich nicht zu schämen deiner sorbischen Gründung und der üblichen Nachrede von den vielen Kröten! Längst wohnen gute Deutsche und Erzgebirgler dazu in deinen Häusern, und die Kröten und Frösche sind jetzt brav dahingeflüchtet, wo sie einst herkamen: in die große Heide. Dort halten sie an schönen Abenden Symphoniekonzerte ab und bringen den weitberühmten „Crottendorfer“ Maurern, die auf dem Apothekersteig heimwärts wandern, ein gutgemeintes Ständchen. Darfst dich schon sehen lassen im Kranz der Heimatorte, denn einst drang ja dein Ruf bis Amsterdam und Kopenhagen! Gelt, da schaust du? Ja, das Amsterdamer Rathaus und das Königin-Mathilde-Denkmal in Kopenhagen haben den Crottendorfer Marmor zu Ehren gebracht, und Dresden und Leipzig wissen auch von seiner spiegelnden Glätte und von seiner schöngeschmiedeten Maserung viel Lobendes zu berichten. Heute freilich trauern deine Kalkwerksöfen einer besseren Zeit nach, die keinen ausländischen Marmor kannte; aber dafür ist in deinen Häusern reges Leben wach, und neue Erwerbszweige sorgen dafür, daß „Crottendorf“ in der Welt nicht ganz vergessen wird. Einem Lindwurm gleich rückst du dich im Zschopaugrund und bewachst den Zugang zum Waldmärchensteich — beschaulich bald erscheinend, bald mit hundert Motoren prasselnd wie Lindwurms Schuppenpanzer: ein wenig Liebenstein-Romantik von sorbischen Götterfesten, und heidnischem Spuk geistert noch immer im Tal! —

Reich schlingt sich die Sage um das langgestreckte Dorf, das schon im 10. Jahrhundert gegründet sein dürfte, bestimmt aber um's Jahr 1200 bestanden hat. Die Nähe des großen Sumpfes, der südlich sich erhebende Liebenstein und endlich die langzeitige, deutsche Siedlungsweise geben zu drei Gründungssagen Anlaß, die wir im folgenden lebendig zu machen versuchen wollen.

Düster ragt der Miriquidiwald in den Abendhimmel hinein, murmelnd eilt die Zschopau talwärts, um möglichst schnell in die helleren Auen der Niederung zu gelangen. Miriquidi läßt sich ein Rudel Hirsche am Waldrande hin. Schwarzaarig Menschenvolk kam in dieses Tal der Stille und Sicherheit! Aufgescheucht vom sieghaft vordringenden Germanenwolfs zogen sich die Sorbenwenden zurück aus dem freundlichen Niederland, um hier den böhmischen Stammesverwandten näher zu sein, wenn Gewalt gegen Gewalt sich stellen sollte. Schon waren die Zschopau-Auen besiedelt, und hier oben schien die letzte Möglichkeit zur Niederlassung zu sein. Heute nacht soll der Feuerbrand lodern auf der Höhe zu Ehren der Götter Bieleboh und Berneboh, und dem Kriegs- und Feuergott Chrotin will der heidnische Priester opfern. Hirsch und Reh flüchten längst vor dem Getümmel der bergan ziehenden Menschen; gespenstisch glühen Fackeln durch die Stämmewildnis des Liebensteines, und seitam schrillt der Opfersang der Priester von der Höhe. Mit fröhlichen Zügen thront auf der Kuppe Chrotins Standbild, umwoht von schreien den Menschen, die die Gözenfeier schier den Verstand verlieren läßt. Glutäugige Mädchen schlängeln mit schlanken Burschen den Chrotins-Neigen, und grelle Musik versucht durchzudringen, um Taft ins leidenschaftlich erregte Spiel der Glieder zu bringen. Da gelst ein Ruf ins Lärmen und Schreien und läßt es blitzschnell verstummen: die ausgestellten Später haben Streifhorden der verhafteten Deutschen gemeldet. Wie vom Boden ausgespien, stürmen auch schon die hochgewachsenen, helllockigen Söhne Mitteldeutschlands herbei, Schwerter klirren, sorbische Wut glüht auf in zusammengekniffenen Augen und heidnischer Fluch schauert hinüber zu den Bewaffneten. Die scheren sich wenig darum; schnell ist das Opferfeuer auseinandergerissen, daß Dunkel plötzlich Freund und Feind einhüllt, und ein Fußtritt schleudert das Chrotinsbild vom Sockel, daß es sich überschlagend in wunderlichen Sprüngen die Waldhöfe hinabrollt, um dumpf klatschend im Sumpfe des Tales zu verschwinden.

Starr sind ob dieses Frevels Priester und heidnisch Volk, — schleudert jetzt Bieleboh nicht Blitze? Reicht nicht Berneboh die Erde auf mit Feuer und Schwefel, die germanischen Frechlinge zu vernichten? — Nichts, gar nichts geschieht! Scheu von unerklärlicher Furcht erfaßt, fliehen schließlich Mann und Weib, die Priester voran, hinab in Chrotins-Dorf, dem nun der Spuk eines sumpfbegrabenen Gottes anhängt, solange sorbische Siedler in ihm hausen. Drobten aber, beim gefürsteten Götteraltar, singen die germanischen Krieger und freuen sich des Streiches, den sie dem verhafteten Slavenvolk gespielt haben. —

Mit eiserner Faust haben die deutschen Könige die slavischen Völker zurückgedrängt über das Gebirge; nur Überreste noch leben, kaum geduldet, in mehren Land. Falsch und unberechenbar ist dieses Volk der Slaven und nur im Zaume zu halten, wenn deutsche Siedler unter sie gesetzt werden zur

Grenzwacht. So zieht denn auch eine Schar altfränkischer Bauern hinauf ins Zschopatal, wo ihnen Fürstengnade ein großes Stück Land zur Siedlung schenkte. Führer und erster Richter im neuen Dorfe ist Chrodo, ein ehemaliger Krieger im Königsheer. Aus angesehenem Bauerngeschlecht entstanden, schlug er sich weiter für seinen König mit den schwarzaarigen Sippen und lehrte als der „Berühmte“ in sein Dorf zurück. (Chlod oder chro — der Berühmte. Bergl. Chlodwig, Chlodhilde!) Des Stützpunkts entwöhnt, war er gerne bereit, einen Stamm altfränkischer Bauern grenzwärts zu

der Dicke, die ihn vor dem äschenen Wild verbarg: ein junger Franke ist's, aus edlem Geschlecht. Drüber, an der Schleitauer Wasserburg, warten seine Sippen auf das Wildpreß, das er ihnen in übermütiger Laune zu beschaffen versprach. — Nun tut es ihm fast leid, den Frieden dieser herrlichen Landschaft gebrochen zu haben, und mit bedauerndem Blick gibt er dem alten Waldkönig den Fangstoh. — Dann aber tritt sein dritter Blick mit der Begeisterung der Jugend den Reiz der Landschaft, die ihn an seine verlassene Heimat erinnert. Und plötzlich weiß er es: hier will er seine neue Heimat gründen!



DER BÄRENSTEINSTRASSE OB-CROTTENDORF-NEUDORF

führen und blieb schließlich im äußersten Dorfe selbst als Dorfrichter und Bauer sehaft. Daß man nach ihm das Dorf Chrodos Dorf nannte, war nur recht und billig. —

Jahrhunderte sind verstrichen und löschten das Andenken an den beherzten, ersten deutschen Siedlerbauern aus; der Dorfname war im Sprachgebrauche abgeschafft worden zu Crottendorf und Crottendorf und schließlich erschien im Orts- und Kirchensiegel der Gemeinde ein Tier, anmutig bekränzt, das offenbar eine Schildkröte darstellt. Die große Heide mit ihren Tausenden von Fröschen und Kröten half aus der Verlegenheit über die Ursache der Ortsgründung, und die Heidekröten sind ungeheuer stolz auf die Ehre Nun, lassen wir ihnen diese Freude, — sie haben sonst wenig Grund, uns Zweibeinern dankbar zu sein, — und stellen wir für uns fest: Die wahrscheinlichste Deutung ist die, die auf „Chrodo“ zurückgeht; die langgestreckte Siedlungsweise deutet auf germanischen Ursprung hin, denn die Slaven bauen in Rundlingen.

## Walhersdorf

Aus dem Ortsiegel ist nichts zu erschließen, auch fehlen anscheinend ältere Urkunden. Das eine Wappen zeigt eine Verlegenheitsfigur: eine schleiergeschwungene Frauengestalt auf einer bespülten Weltkugel. Wenn nicht die Zahl 1711 dabeistände, möchte man beinahe an eine Verherrlichung der Bahnlinie denken, die von Schleitau aus Walhersdorf „durchheit“ und in Crottendorf schon aufhört, da ihr wegen dauernden Asthmas die Bergkletterei zu viel wird.

Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß ein Siedlerbauer, vielleicht aus Chrodos Trupp, namens Walther (der Heereswalter), sich in der Aue angesiedelt hat und Landwirtschaft die erste Beschäftigung gab. Bergbau ist nur in geringem Maße getrieben worden und bestimmt nicht die Siedlungsursache.

## Dörfel

Ohne Siegelbild und ohne Gründungssage ist es schwierig, für Dörfel das rechte Bild zu zeichnen.

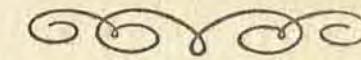
Alte Chronikblätter weisen bis 1200 zurück als Gründungszeit, während die Überreste bergbaulichen Gewerbes der Einwohner natürlich in eine spätere Zeit weisen. Wir entnehmen uns wohl nicht allzuviel von der Wahrheit, wenn wir die Ortsgründung ebenfalls deutschen Siedlerbauern zuschreiben, die das Dörfel unweit des Hermannsdorfs bauten, so wie etwa Großräuerswalde und Kleinräuerswalde, Geyer und Geyersdorf ihren Namen erhielten. Daß die ursprünglich kleine Siedlung dann durch Bergleute Zulauf erhielt und die heutigen orteingesessenen Bauerngeschlechter sich mischen aus bergbauenden Zuwanderern und altesiedelten Familien, verraten die verschiedenen Familiennamen.

## Hermannsdorf

Einsam träumt der Sommerstein (jetzt Singerstein genannt) in die Heide hinein. Würziger Geruch von Fichten und von Heidekraut umspielt ihn, und gerne steht der alte Rehbock mit dem silbergeperlten Gehörn auf seiner Kuppe, um sein Rudel zu betreuen. Mit tausend und abertausend Glöckchen läutet Erfa zur Waldandacht, und brummend spielen buntpelzige Hummeln die Orgel. — Da schwirrt irgendwo eine Seeme, und pfeifend gräbt sich dem alten Standort die scharfe Bösenzähne ins weiße und liebestolle Herz! Wer bricht den Frieden mit frevelnder Hand? — Schon bricht der Feind aus

Hier sollen seine Sippen sich ansiedeln, und die Heideflächen sollen bald lachende Fluren werden mit braunen Furchen, aus denen fränkisches Korn zu erzgebirgischen Aehren reift.

So mag im 13. Jahrhundert das Dorf entstanden sein unweit des Singersteines, und Hermann, der junge, adlige Franke gab ihm Namen und Flurteilung. Vielleicht stand sein Gerichtshaus sogar als Burg auf der Felskuppe, damit er sein Böllchen besser übersehen konnte! Eine alte Urkunde von 1699 zeigt als Gerichtswappen einen springenden Stein- oder Ziegenbock; ob es gar ein falsch gezeichnetes Rehbock war, den sich Hermann erlor als Hauswappen? — Heute ist eine große Aehre das Sinnbild des Dörfchens; möge es ihm immer ein gutes Zeichen sein!



## Cunersdorf

Ein springendes Pferd, darunter eine Pflugschar: das ist das alte Gerichtssiegel von Cunersdorf. Mit der Gründung und dem Namen hat offenbar dies Siegelbild nichts zu tun; die vom Kloster Grünhain abgeordneten Erbglehrichter brachten dieses Siegel mit, und es blieb auch, als 1485 das Dorf dem Kurfürsten Ernst zufiel. (Noch heute sieht man am Wege Rahmenmühle — himmlisch Heer — Staatsstraße alte Grenzsteine!) Die Entstehung Cunersdorfs hängt wohl mit der Nähe des alten Basses zusammen und wird nicht Bergleuten zugeschrieben sein, die wohl schon eine Siedlung vorhanden.

Daß einzelne Kiefern dem Orte seinen Namen gegeben haben (sorbisch: koinza — die Kiefer) möchte bezweifelt werden; geschichtlich einleuchtender ist folgende Gründungssage:

Auf dem Sommerstein (jetzt Singerstein) bei Hermannsdorf lebte der Ritter Hermann. Seinen drei Söhnen wurde die väterliche Burg zu eng, und so siedelten sie sich unweit des Vaters an: Walter gründete Walhersdorf, Simon soll Gehmann genannt, — ließ Cunersdorf entstehen. Sehen wir an Stelle der Rittersöhne deutsche Ansiedlerbauern, die von Otto I. und seinen Nachfolgern als Schutz gegen die Slaven weit hinauf ins Gebirge geschickt wurden, so haben wir eine befriedigende Erklärung für Konradsdorf bzw. Cunersdorf.

## Schwarzbach

Eng drängen sich die Fichten zusammen und haben ihren Spaß daran, wenn das Bächlein schier vor Angst nicht aus noch ein weiß und sich zwischen Wurzeln und Fels durchzwingen muß. Raum erhäischen die Fichten im klaren Wasser einen Sonnenstrahl, um sich zu bilden im rotschuppigen Kleid. — Sie sind halt „Schwarzbach“-Fichten, und die sind das dunkelfließende Wasser schon gewöhnt. — Nur die Menschen, die im fünfzehnten Jahrhundert hier einwanderten, mußten sich erst langsam daran gewöhnen, daß sie ihr Dorf am Schwarzen Bach gebaut hatten und selbst nun die „Schwarzbächer“ hießen.

Was die Siedler hierhergetrieben haben mag? Bergbau in der Umgegend, Eisenhammertreiberei oder die Kalksteinlager? Wir wissen's nicht; wissen nur, daß die ersten Siedler schon Ficker, Kreutel und Schlegel geheißen haben und unsere heutigen „Schwarzbächer“ also wachscheite Ureinwohner sind, wenn sie einen von diesen Namen tragen! —

Guido Wolf Günther.

Im Jahre  
1854  
gegründet

# Obererzgebirgische Zeitung

Tageblatt • General-Anzeiger für das gesamte Obererzgebirge • Amtsblatt

Verbreitet in mehr als 40 Ortschaften des Obererzgebirges • Inserate haben anerkannt größte Wirkung

Rotationsdruck und Verlag von Friedrich Seidel • Buchholz Zweiggeschäftsstelle: Annaberg

Fernspr. Amt  
Annaberg-  
Buchholz  
242 und 249

## Jöhstadt und Königswalde

## Die Grenzstadt Jöhstadt

Dich müßte man malen können mit den Farben der alten Meister; sonst klingt von Altarbildglanz und Heiligenehrung in deinem Namen, ehrwürdiges Jöhstadt! Wie Heiligenbilder bunt flügeln in dämmrigen Kirchenhallen, so leuchtest du mir heute nieder vom Bergeshang im Abendsonnenstrahl, kleine Josephstadt! „Gottstadt“ nennt dich eine alte Urkunde von 1540 gar, und es ist auch stets etwas Merkwürdiges um solche Städte an der Grenze, wo zwei Konfessionen sich berühren und im Verhören sich austauschen im Brauchtum. — Wo einst des Bergmanns Täufel in der Tiefe Erz brach und knarrende Förderschlüsse den Segen zu Tage brachten, plagt sich jetzt dein fleißig Völklein mit allerlei Industrie, und deine Söhne ziehen hinaus in die Fremde, die Erzeugnisse heimathlichen Schaffens zu verkaufen. Und kehren immer heimathshüsig zurück, wie sehr auch die Ferne lockt. Brand und Krieg sind über dich dahingefahren und haben den Glanz deines Bildes gedunkelt, wie die Farben alter Meister tieftöniger geworden sind. Wenn aber die Sonne in deine Fenster springt mit tausend Funkelblitzen, dann lachst du plötzlich hell auf, daß es im Ronduppelbachthal sich wiedersingt, das goldene Bachen, und die Forellen glitzernd aufschrecken aus dem Gewirr der Sonnenringel am Bachgrund.

Ein paar Tage Bahnfahrt von Jöhstadt entfernt liegen im Fränkischen die Orte Pottenstein und Gößweinstein. — Was soll uns das? Gemach, lieber Leser, freundliche Leserin! Weißt du schon, daß in einer Urkunde vom 13. April 1386 Jöhstadt „Gößwinstorf“ genannt wird, und an der Stelle wo heute Gladers Fabriken sich erstrecken, eine Siedlung „Gößendorf“ gelegen hat? Auch Jöhstadt verdankt wohl seine Gründung zunächst fränkischen Ansiedlern, die die Namen ihrer Heimat übertrugen auf die neue Heimat, wie im fernen Amerika etwa deutsche Ortsnamen uns anheimeln.

Irgendein Landesherr oder ein besonders kirchentreuer Ortsbewohner mag dann dem Kirchlein des Ortes Reliquien (heilig verehrte Andenken) von Joseph, dem Manne der Gottesmutter verschafft haben: um 1540 wird Jöhstadt „Gottstadt“ genannt und 1610 tritt uns in Urkunden der heutige Stadtnamen entgegen. 1518 zur Stadt erhoben, vom Bergsegen beschenkt, war das Städtel ein gern besuchter Wallfahrtsort geworden, bis wohl ums Jahr 1530 die Lutherlehre dem Heiligendienst ein Ende machte und das Andenken an Joseph, — es soll eins seiner Werkzeuge gewesen sein, — von den Mönchen des Wollensteiner Klosters, die hier Messe lasen, mit fortgenommen wurde. So erzählt die Chronik aus dem Jahre 1549, die sich übrigens um die entrissene Reliquie nicht sonderlich zu grämen scheint.

Durst haben die biederer Josephstädter scheinbar nicht viel gehabt oder aber sie sind in's „böhmische Bier“ gegangen: Erst am 14. August 1655 erhielt der Bürger Daniel Großfels sen. die Erlaubnis, ein öffentliches Wirts- und Gasthaus zu errichten.

Und am 20. März 1657 begann man mit dem Bau eines Rathauses. Knapp dreihundert Jahre haben die wackeren Gemeindeväter ohne Rathaus Rat gesucht und gefunden; heutzutage stehen meist zuerst die prächtigen Rathäuser, dann kommt der gute Rat und die Erleuchtung — noch lange nicht!

Guido Wolf Günther.

## Von der Geschichte der Stadt Jöhstadt

Die bekannt gewesenen ältesten Nachrichten über Jöhstadt reichen zurück bis zum Jahre 1459. Damals hat die heutige Stadt Jöhstadt den Namen Gießdorf geführt. Indes ist es möglich, daß da, wo das heutige Jöhstadt sich befindet,

vor 500 Jahren der Ort Goswindsdorf

seinen Platz gehabt hat.

Der Name Goswijn deutet darauf hin, daß der Ort fränkische Ansiedlung gewesen ist: denn wie hier Goswindsdorf und Pottendorf benachbart gewesen, so findet man im Frankenlande nicht weit voneinander gelegen die Orte Gößweinstein und Pottenstein. Die Herrschaft derer von Waldenburg im Hause Scharfstein über die heilige Gegend hat 1479 ihr Ende erreicht, indem zu dieser Zeit, wie geschichtlich erwiesen, Übergang an das Haus Wettin erfolgt ist.

Auch der Name Giersdorf

hat Anwendung gefunden, denn in Kreisig, Beiträge zur Historie derer Chur- und Fürstlichen Sächsischen Lande, ist in einer Abhandlung des Historikers Pastor Christian Lehmann zu lesen: Als die Meißner 1426 vor Auzig geschlagen worden, hätten die Böhmen die Flüchtigen bis in Meißen verfolgt und nachdem sie hinter sich alles mit Feuer und Schwert verderbt, seien sie wieder über den Schreckenberg in Böhmen hineingezogen, bei Annaberg vorüber, das noch nicht gebaut gewesen und im selbigen Marsche möchten sie auch dem Dörflein Giersdorf (heute Jöhstadt), so an einem anderen Orte gelegen, wie ihr Feld und Acker, darauf ikt große Bäume abgehauen worden, den Garas gemacht haben, daß hernach bei Auzig

## Der Stadtrat zu Jöhstadt

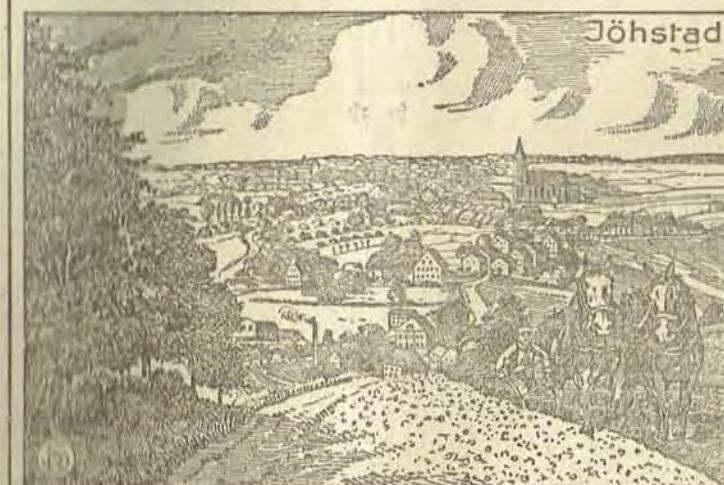
**J**ie Obererzgebirgische Zeitung feiert am 8. September ihr 75jähriges Bestehen. Wir beglückwünschen aus diesem Anlaß das Unternehmen und wünschen ihm für die Zukunft eine recht glückliche Weiterentwicklung. — Gern und dankbar wird anerkannt, daß die Obererzgebirgische Zeitung jederzeit und gern die Wünsche der Stadtverwaltung in Bezug auf Berichterstattung und Veröffentlichung erfüllt und hierbei größte Zuverlässigkeit und Entgegenkommen gezeigt hat. Möge das bisherige gute Einvernehmen zwischen dem Jubelblatt und der Stadt Jöhstadt auch weiterhin bestehen bleiben.

**Der Stadtrat**  
Sacher, Bürgermeister.

kommen der Bergstädte dasselbe wieder auf und an den Platz, da es jetzt steht, erbaut worden.

Der Name des hiesigen Ortes schon aus der Zeit, als der selbe als Dorf bestanden, kommt in verschiedener Weise vor, so als Gießdorff, Gießdorf, Kießdorf, Jöhdorf, Jost- und Jossdorf. In Urkunden vom Jahre 1540 ist der Ort Gottstadt genannt. In den Curiosa Saxonica vom Jahre 1757 ist berichtet: „Der alte evangelische Pastor, weyland in Joachimsthal, M. Johann Matthäus, nennt den Ort in seiner Sarepta Jöhdsdorf und meldet, daß viele Zwieterränge hier gewesen, daß dieser Ort aber heut zu Tage Josephstadt und meistens zusammengezogen, Jöhstadt oder Jöhstädte, daraus die benachbarten Dörfer nach ihrer groben Mund-Art ein Luhstadi oder Luhstädte machen, genannt wird.“

Auch im Stadtbuch findet man die Schreibweise des Ortes verschieden. 1610 und 1611 ist zu lesen Jöhstadt, 1618 Joststadt, weiter ist zu finden Jöstadt, selten Jöstädt, Jöstädte, Jöstadt, auch Jöhstädlein darf nicht fehlen. An anderer Stelle erscheint die Benennung Gößstadt, auch Gößstadt. Weiter ist in der vorgenannten Matthäus'schen Sarepta unter der Beschreibung des oberen Erzgebirges zu lesen, es gehöre der hiesige Ort allerdings zu den ältesten Dörfern dieser Gegend, er sei weyland ein Dorf gewesen und habe Gießdorf geheißen. Unter diesem Namen befindet sich der Ort noch so benannt 1459 und habe 64 besessene Inwohner gehabt, diese hatten 5 Lehnviertel (Hufen), worinnen die Gärtnerei mit gerechnet gewesen und waren dem Amt Wollenstein zinspflichtig.



## Königswalde

In einer in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1893 enthaltenen Abhandlung: Die kleinen Stadtschulen des sächsischen Erzgebirges im 16. Jahrhunderte von Dr. Ernst Gehrmich ist als Jahr der

Entstehung des Städtchens Jöhstadt 1518 genannt.

Anzunehmen ist, daß der Ort seinen allmählichen Anbau wie seinen vormaligen Namen Josephstadt einer alten Wallfahrtskapelle, die auf der Stelle der im Juli 1839 wegen gänzlicher Baufälligkeit abgetragenen Markt- oder Josephskirche sich befunden, zu verdanken hat.

Es ist dann weiter berichtet, es sei zwar Jöhstadt ein freies Bergstädte geschlossen worden, aber von der Bergbefreiung von Herzog Heinrichs zu Sachsen Christlichen Andenkens her sei nichts zu erwiesen gewesen, daher das Städtlein bis zu 1618 gar sehr gering vom Amtsschösser zum Wollenstein gehalten worden; dieser hätte das Städtel gern wollen unter die Dorfschaften mit allerlei Beschwerungen ziehen, unter anderem zum Holzschlag zur Flößen.

## Königswalde

Königswalde liegt im freundlichen Pöhlatal, ist von allen Seiten von riesigen Höhen umgeben und zählt etwa 3000 Einwohner. Bis zum Jahre 1875 bestand der Ort aus zwei politisch getrennten Gemeinden, der Amtsstelle (links der Pöhl) und der Ratsstelle (rechts der Pöhl).

In Königswalde, das bis vor etwa 50 Jahren ein stilles Bauerndorf war, ist erst nach dem 70er Kriege die Industrie eingeführt worden. Anfänglich waren es Holzfleisereien und die Posamentenindustrie. Später kamen Seidewickelereien, Zwirnereien, Pappens-, Spindelfabrikation und Färberei hinzu. Die Zahl der im Orte beschäftigten Arbeitnehmer hat sich seit den letzten vier Jahren beinahe verdoppelt. Elektrisches Ortsleitungsnetz und zentrale Wasserversorgungsanlage, beides gemeindliche Unternehmungen, sind vorhanden. Die Verkehrsverbindungen sind gut. An der Bahnlinie Chemnitz-Weipert liegt der obere Bahnhof; der untere Bahnhof — Kopfstation der Plattenbahn — ist zunächst nur für den Güterverkehr bestimmt. Autobusverbindung nach Annaberg und Jöhstadt und nach Bärenstein und Wiesenbad sind vorhanden.

## Königswalde's Glückwunsch

„Ein heimatisches Glückauf zum Jubeltag“

**S**er Tag, an dem die „Obererzgebirgische Zeitung“ auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken kann, gibt uns Veranlassung, die besten Glückwünsche auszusprechen. Die O.Z. ist in Königswalde gut eingeführt. Mit berechtigtem Stolz können der Verlag und seine Mitarbeiter auf das, was sie erreicht haben, zurückblicken. Der Presse-dienst, wie überhaupt das Zeitungswesen sind für das Wirtschaftsleben und die Behörden unentbehrlich. Sie zu unterstützen und fördern zu helfen, muß Jedermann's angenehme Aufgabe sein. — Für weiteres Gedeihen und Aufblühen rufen wir zum Jubiläumstage ein heimatisches Glückauf zu.

**Der Gemeinderat**  
Roch, Bürgermeister.

## Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

# Ernst Eternach

Kunstseiden-Zwirnerei

## Königswalde i. Erzg.

Fernsprecher: Annaberg 2190



Kunstseiden  
Zwirne und Cordonnets  
gespulte Kunstseide  
roh und farbig  
für die  
Posamenten-, Wirkwaren- und  
Webwaren-Fabrikation

## C. F. KUNZE

Bärenstein Bez. Chitz.

Spindelfabriken  
in Bärenstein und Königswalde i. Erzgeb.

Fernruf Amt  
Bärenstein 16  
Annaberg 3277



Die Firma C. F. Kunze wurde im Jahre 1832 gegründet. Sie befasst sich speziell mit der Herstellung von Selfaktorspindeln, Kops- aufsteckspindeln, Spulspindeln aller Arten, Ringspindeln zum Spinnen und Zwirnen von Kunstseide und Baumwolle, ferner sämtlicher Arten Voll- und Hohlflügel nebst Spindeln für die Erzeugung von Flachs-, Hanf- und Baumwoll-Gespinsten. Die Fabriks findet dank ihrer vorzüglichen Ausführung und besonderen Haltbarkeit guten Absatz und es hat sich die Firma einen sehr grossen und treuen Kundenkreis erworben.

## GUSTAV EIPEL

Zwirnerei / Weiferei und Spulerei für Kunstseide

## Königswalde i. Erzgeb.

Gegründet 1900

Spezial-Zwirnerei für die gesamte  
Posamenten-Industrie im Erzgebirge

Das Unternehmen beschäftigt sich mit der Herstellung aller Arten von Halbfabrikaten aus Kunstseide für die gesamte Posamenten-Industrie und beschäftigt in eigenen Werken 160 Leute. Der Betrieb wird mit einem modernen Maschinenpark betrieben und hat eigene Kraftquellen, wozu mehrere Wasserkraftwerke, sowie eine Dampfkraftanlage gehören, sodaß Licht und Kraft, vollständig unabhängig von irgend einer Zentrale, selbst erzeugt werden. Das Unternehmen war das erste seiner Art am Platze.

## Posamenten- und Schnurenfabrik Paul Reuter & Söhne Königswalde, Erzgeb.

Bernspr.: Amt Annaberg Nr. 2188 :: Gegr. im Jahre 1874

In Erzgebirge geboren, mit den bestehenden Verhältnissen aufgewachsen, gründete Herr Paul Reuter im Jahre 1874 sein Unternehmen. — Die Mittel waren bescheiden und nur kleine Fabrikationsräume standen zur Verfügung; desto grösser waren die Anstrengungen, um durch Fleiß und Ausdauer, Zuverlässigkeit und solide Geschäftsführung die Firma Paul Reuter & Söhne, Königswalde zu ihrer heutigen Bedeutung aufwärts zu entwickeln. Nachdem im Jahre 1907 der älteste Sohn als Teilhaber aufgenommen wurde und der Gründer der Firma 1909 ausschied, trat im gleichen Jahre auch der zweite Sohn als Teilhaber ein. Geleitet wird das Unternehmen heute von den Herren Max und Oskar Reuter, die sich jederzeit bemüht haben, durch entsprechende Leistungen eine treue und gute Kundschaft heranzuziehen. — Wesentliche Vergrößerung der Fabriksräume und Anschaffung neuer Maschinen legen Zeugnis davon ab, daß in der Aufwärtsentwicklung der Firma kein Stillstand eingetreten ist; wird doch auch im übrigen besonderer Wert darauf gelegt, jederzeit Neuheiten für die verschiedensten Verwendungszwecke herauszubringen. Hergestellt werden alle gangbaren Stäpelartikel, wie z. B. Allas-, Krauschnuren, Kordonnet- und Dressierfransen, Lacet, Soutache, Maschinengalons und Kantastearlfutter, zugleich aber auch moderne handgearbeitete Neuheiten und Spezialitäten. Trotz der nicht immer günstigen Geschäftslage konnte der Betrieb ständig, ohne Einschränkung oder Stockung und ohne Kurzarbeit, aufrecht erhalten werden. — Die Firma wird auch weiterhin bemüht bleiben, die bisherigen angenehmen Beziehungen mit ihrer Abnehmerschaft zu verfestigen.



## Aus dem Gebiet der Greifensteine

## Geyer mit Walthershöhe

Wichtigst und vielgeschäftig schaust du Steinbahn an Tannenberg vorüber der größten der drei Greifensteinstädte zu. Mit zwei Haltestellen und einem „Hauptbahnhof“ nimmt das Bingenstädten den „Riesenstrom“ der Neisen auf, die in den vielerlei Fabriken Geschäfte haben oder am Sonntag zum berühmten Ratskellertänzchen fahren aus der weiteren Umgegend. Schrillend befiehlt die Pfeife dem Jüngel zu hauen. Geyerhöhe ist erreicht. „Geyer Südbahnhof“ wippen ein paar blauäugige Beamten Schüler, die hier „auf Bürgermeister“ studieren. Von erdrückender Wucht ist der erste Hindernis, den du, fleischiges Geyer, dem Jureisenden überst, wie zwei Denkmäler steigen rechts ein goldenschimmernder Dürgerhausen und links eine vielgeschossige Fabrik auf. Handelsfleiß und Industrie, wie sich's holt gehört für ein gelungenes Ortsmuseum. Sie mögen spotten über den ersten Haltepunkt, die Dummen, die nie alle werden; wer von ihnen weiß, daß drin in der großen Fabrik 1812 die erste Baumwollspinnerei Sachsen begründet wurde von Evan Evans? Wie Barbara Ullmann knapp dreihundert Jahre früher wurde dieser englische Spinner, der in Geyer seine zweite Heimat fand, zum Wohltäter des ganzen Gebirges, ja, ganz Sachsen. Wie wenn der Geyersbach, der geschwängig an dieser ersten sächsischen Baumwollspinnerei vorbeifließt, Potentiente getan hätte, so entstanden in rascher Folge am Laufe der Bischopau, die den Geyersbach aufnimmt, Spinnerei neben Spinnerei, und heute dankt ganz Sachsen seinem Evans Blüte und Weltberühmtheit. Hui ab also vor der Station an Geyers Südbahnhof! Weiter längst sich die kurzatmige Lokomotive mit uns bergwärts; holt, da muß ich doch wieder hinab schauen auf die zwei winzigen Häusel, die wie Brüderle und Schwestern zusammengehockt neben dem Bahndamm stehen und aus blauhellen Fensteraugen mir zucken: da haben meine Voreltern gewohnt! Gewohnt ein bescheidenes, erzgebirgisch-ländliches Leben! Und sind doch so glücklich froh gewesen unterm Schindelbach, auf dem Tauben und freche Spatzen so feine, weiße Studiarabesken malten. Alte, tausendmal gehörte Geschichten werden lebendig vom alten Evans und seinen Sonderheiten und — seiner Freude am Kinderlachen, wenn Osterhasens Segen reichlich in die Schürzen der Spinnereikinder gewandert war. Und vom „Grienerisang“ und „Gimpelstieg“ singt's und erzählt's, während das Jägel wieder hält und den Durchblick auf den Marktplatz frei gibt. Fast zwingen müssen sich die Gedanken, um sich loszureißen von jenen kleinen Hütten, die mir das Beste schenkten, was einem jungen Brausekopf nötigt: den Freund und Vater! — Nun aber staunen die Augen und gleiten streichelnd an den schwungsgeschwungenen Linien des neuen Rathauses auf und ab; welche Stadt gleicher Größe mag sich eines ähnlichen Punktklusses rühmen? — Wenn auch in alten Straßen und Gäßchen noch holpriges Straßenspflaster hier und da buckelt, wenn auch grünmoosiges Schindelbach ab und zu die vornehmsten Schieferläufer erröten macht ob solcher unstandesgemäßer Nachbarschaft: das Rathaus überglänzt alle Fehler und Schwächen weitstrahlend, und die Geyerschen sind heute auch nicht wenig stolz drauf! Und haben natürlich erst weißlich darüber geschimpft, obwohl der Wald, der gute, immer hiffreiche große Geyersche Wald vermutlich ein artig Teil der Baukosten auf seine grüne Kappe genommen hat. — Dann stehen wir vorm leider summischen Überrest eines alten Wachtturmes mit Resten eines schönen Renaissanceportals, das verschlafen das vorbeileuchende Bähnle anguckt. Ein schönes Stück Vergangenheit in prächtigen Überresten zeigt noch die Kirche mit Wehrturm und innern Zeugnissen begrabener Zeit. Schwert und Altar — sie berühren sich vielfach in Geyers seltsamem Kirchenbol. — Ehe wir den Abschiedsblick tun, noch eine, nein zwei bedeutende Erinnerungen: hier das Bild Evan Evans, der 1844 auf dem Geyershof begraben wurde, und das Bild des weitbegehrten Erbauers der Augustusburg u. des alten Leipziger Rathauses, Jeronymus Lotter, der hier 1580 ausruhen ging von mancher Enttäuschung seines äußerlich glänzenden Lebens. —

Doch nun den Abschiedsblick von der Bank auf der Binge! Geyer, mittelalterliches Städtel mit dem modernen Ausputz, deine Binge mit dem zweimal zerfurchten Anlitte gibt dir den trefflichsten Hintergrund. Noch einmal schlungen die Bilder durch Jahrzehnte ihren Neigen, dann verglüht hinterm „Gergenherbüsche“ die untergehende Sonne ihre leichten Strahlen, und du gehst schlafen, arbeitsmüde und vergangenheit-bewegt. —

## Walthershöhe.

Früher hast du mit einem lustig-lüstigen Ausgucksturm deine großen Brüder im Umkreis geredet und dich gar aufgespielt als Ausichtspunkt von Rang. Über der Sturm hat dir eines Tages, zornig über das Hindernis, den ganzen stolzen Bau im Augenblick umgebläfen. Nun schaust du verärgert hinüber zu den Greifensteinen, deren Ausguck von dauerhafterem Stoff gebaut ist, und überlegst dir es wohl lange, ehe du dem Sturm ein neues Spielzeug hinstellst, gest, kleine, freundliche Walthershöhe? Wie ein schwarzes Käppchen auf Großvaters Kopf sitzt du zu Geyers Haupten und hilfst mit machen, daß dem Städtel kein Ungemach aufhört. Wielverschlungen ziehen die Pfade deiner Kuppe zu, und fröhliches Lachen meldet immer neue Gäste. Das Lachen halte bei dir eine gute Statt, als der wadere alte

Neukirchner-Eduard noch lebte und mit immer frischem Humor Leben in seine Gäste brachte. War ein gar vielgereister Herr, der silberhaarige Wirt, und das Land weit hin weiß sich zu erinnern seines Marionettentheaters, das er mit Künstlerschaft leitete. Als ihm das Alter die Kieselust verklammern wollte, holte er die Welt einfach zu sich heraus und sammelte an Werkwürdigkeiten, was die ganze Welt sich eben ablachen ließ. So schuf er ein kleines Museum, dem nur die Raumgedrängtheit Abbruch tut, über weitere Grenzen hinaus bekanntzuwerden. — Nun ist der immer schelmereifrohe Neukirchner-Eduard heimgegangen und damit wieder einer weniger geworden vom alten Stamm der echten Gebirgler. In den Nümmen aber, in denen du wirktest auf deine Art, lebt wehmütiges Erinnern fort.

## Chrenriedersdorf

Als eine der ältesten germanischen Bergbausiedlungen in weitem Umkreis ist Chrenriedersdorf schon um 1240 angelegt und 1407 mit Geyer und Thum zusammen zur Stadt erhoben worden. Man soll Perlen nicht vor die Säue werfen, — die „Ch'ndorfer“ aber wissen die Geschichte anders, denn Wildschweine sollen schlüsselnd und stöbernd das zinnhaltige Gestein bloßgelegt und dadurch Harzer Bergleute zum Bergbau gelockt haben. Eine recht hübsche Leistung des sonst nicht gerade kulturfreudlichen Vorstentierchens, nicht? Wir verstehen nun auch, warum zum „Städtel“ der immerhin etwas anrüchige „Sauberberg“ unbedingt gehört und stolz als einstiger Schafstall gezeigt wird. Fein schaut das Städtel aus, wenn im Winter die Halden des Sauberges glitzernd weiß die Sonne zurückstrahlen und im Gestände und an den Wänden der noch stehenden Zechengebäude Reißpfeischleier die Städte emsig Fleisches in ein verträumtes Erzgebirgsidyll wandeln. Längst schon ruht der Bergbetrieb, von dem nur Straßennamen noch und Pochwerksruinen im Walde Zeugnis geben, und der lange Höhengraben, wohl auch Mohrgraben genannt, rästet sich jetzt faul durch die Wiesen und Felder, mürisch ab und zu sein Wasser zum Menschendienst verleihend. Doch braucht es solcher Mühe auch nicht, denn die „Städtler“ kommen ganz munter durchs Leben, schon weil ihnen die Schuhe zur Lebensfahrt tausendfach in großen Fabriken hergestellt werden. Und dazu zu Stelzümpe noch in allen Arten und Rosamenten und Spielbälle und Möbel. — wer weiß, was alles noch im „Ch'ndorfer“ hergestellt wird! Viel Ruhe gibt es da nicht, und's ist schier zu verwundern, daß bei solcher Betriebsamkeit das Städtel immer so blühauber ausschaut. Denn eine Freude ist's zu sehen, wie der breiträumige Markt so schmuck dasteigt vor dem zierlich gemauerten Rathaus. Sogar der Stadtgründer hat voller Hochachtung seinen Truhelme abgenommen und hält ihn ehreweissend in der Hand. Das ist für einen Friedrich den Streitbaren doch immerhin eine Leistung, gelt? Na, die Städter sind auch arg stolz auf ihren Ort und noch mehr auf ihre Kirche, die einen ganz kostlichen Schatz birgt: den Chrenriedersdorfer Hochaltar. Fünf Jahre hindurch stand er in Dresden zur Schau, dann hielten sich die Städter ihr Kleinod wieder, und jeder, der eine Weihetunde genießen will, darf kommen und sich dieses Meisterwerk, in dem Grünwalds göttliches Geiste sich ausprägt, anschauen. Wer dies Werk schuf, ist nicht mehr zu ermitteln, doch die Entstehungszeit fällt in Grünwalds Schaffen. Ob irgend ein seltamer Zufall dies Werk von Frankfurt hierher verschlug, oder ob es ein Grünwald ähnlicher, begnadeter Künstler in unseren Gauen schuf: wir werden es wohl kaum zweifelsfrei erklären können. Freuen wir uns nur an dem einzigblauen Kunstwerk, dann ehren wir den Meister am würdigsten, hieße er auch immer, wie er möge! —

## Die Greifensteine bei Chrenriedersdorf.

Als Chrenriedersdorf, Ebersdorf und Chrenfriedersdorf taucht das Saubergstädtel schon früh, sehr früh in der erzgebirgischen Geschichte auf. Die ältesten Urkunden liegen tief im Sauberg verschüttet, wohin sie ein wohlweiser Rat in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges brachte. Statt nun die Trühe zu hüten, die seinem Ruhm kündete, ließ der alte Berg gelegentlich eines Stollenrutsches alles verschwinden! Nun ist aus Urkunden anderer Orte immerhin noch zu erfahren, daß Chrenriedersdorf schon am Anfang des 13. Jahrhunderts bestand und 1283 bereits in einer Urkunde Einkünfte aus seinem Bergwerk verschenkt werden. Wir schmeicheln den wackeren „Chrendorf“ nicht, wenn wir annehmen, daß von diesem Orte aus die bergbauliche Erschließung von Thum und

Geyer erfolgte. Der Name „Chrenfried“ mag wieder hinzuziegen auf Waltersdorf, Kunnersdorf und Hermannsdorf und die langzeitige Siedlungsform stützt die Vermutung der Bauernsiedelung. —

Aus dem Märchenwald gaukeln gespenstisch Seelen mirzerküstete Felsen empor; Sagen grüßen um die Greifensteine, die wie Steinzacken im Stirnreif der drei Greifensteinstädte starren. Aus Schächten und Schatzkellern kuckt wie von goldenem Zierart, und des Weichenmoses heiliger Duft umspielt zaubergartenföhren den Menschen, der neugierig dem Nachspul bei Tage nachspürt. Was doch nicht alles räunt von Sagen und Geschichten um diese wunderlichen Felsen! Auch Stülpner-Karl hat hier gehaust und s' ist fast nicht zu glauben, daß im freundlichen Berggasthaus von ihm kein Gewehr oder Hirschjäger aufgehängt ist. Wo es doch zum guten Ton gehört, daß möglichst jedes Gasthaus ein Stülpner-Schießen besitzt. Wenn allerdings der gute Stülpner-Karl die Gewehre wirklich alle benutzt hat, dann hat er aus jedem wohl nur einmal geschossen oder — er hat mit dem Schießen nach Hirsch und Reh — geworfen! Da geht natürlich mal eins mit verloren. Wie wäre es übrigens, waidgerechte Herren Sonnagsjäger, mit dieser Jagdart? Vielleicht bleibt da mal etwas liegen? Also Karl Stülpner ging durch den Wald und Schatzmännlein und Riesen und auch — der „Greifensteinkarl“, der „Fürst vom Greifenstein“, der sich einbildete, er müsse die verzauberte Prinzessin im Greifenstein erlösen! Als Jagdbruder durchzog er in möglichst auffälligem Aufzug die Greifensteinstädte, sammelte einer Dohle gleich alles, was glänzte, um es sich an seine zerlumpte Jacke zu hängen. Seiner Prinzessin zu Ehren! Und starb im Armenhaus zu Drebach im Alter von 67 Jahren als verkommenen Stromer! — Wie viele sterben nicht und sind schon gestorben gleich ihm im Anklammern an ein Ideal und sei es auch ein Lustgebilde? Ob das die wertlosesten Menschen sind? —

## Thum

Mit besonderen Sehenswürdigkeiten kannst du wohl zwar nicht aufwarten, schlichtgemütliches Thum; es sei denn, du wolltest mit deinem Marktplatz Aufsehen erwecken, dessen Pflastersteine neugierig-pößlerisch herauschauen aus ihrem Lager nach den vielen Autos, die täglich vorüberfahren. (Sei beruhigt, wir lachen nicht darüber und finden, daß sich's im Winter ganz sanft auf deinem Marktplatz geht, und — wo zu sind denn auch die Bürgersteige da?) Doch, eine Merkwürdigkeit hast du doch: die „Gleiswiesen“ an der Annaberger Straße, auf denen das letzte Gefecht des unglückseligen Dreißigjährigen Krieges stattfand: am 25. Januar 1648 stiegen streifende kaiserliche Soldaten mit der aus Annaberg vorstossenden sächsischen Besatzung zusammen und lieferten sich ein blutiges Gefecht, das letzte auf sächsischem Boden. — Wie du deinen Namen erhielst, davon weiß die Sage mehrerelei Bericht: nach dem einen soll deine Kirche (Dom) dir den Namen gegeben haben, nach dem anderen soll der böhmische Ausdruck für Straßengasthaus (Dom) Ursache deines Namens sein. Deute sich's jeder nach seinem Belieben! — Was dich, bescheidenes, schaffendes Thum, stolz machen kann, ist die Bedeutung und Geschichte deiner Strumpf- und anderer Wirk- und Strickerzeugnisse. Wenn ich dein Bild malen sollte, dann müßte im Hintergrunde neben der Kirche, die dir den Namen gab, der „Hof“ gemalt sein, der dir zuerst Brot schaffte und Berühmtheit dazu. Der „Hof“ der kleinsten Anfänge sah zu einem jezt weilläufigen und weitspannenden Unternehmen, der „Hof“, in dem eine von den vielen Hofmann-Familien seit Menschengeschlechtern wohnt und wirkt in immer größerem Kreis. Und da schlossen hier und da noch Fabrikessen aus dem Häusergiebel, und der verlagende Bergsegen war bald vergessen in neuer Arbeitsstätte. Nach Herold hinab, nach Jahnbach hinaus zweigt die Industrie der Baumwolle immer neue Triebe ab; wie lange wird es währen, und die Dörfer begegnen im gleichen Arbeitsdrang der Stadt, und ein Ort wird sein, wo vor Jahrhunderien in kleinen Hütten Bergleute und Waldläufer verstreut siedelten. Auch das nüchterne Leben in Arbeit ohne Schimmer der Romantik vermag zu trostlosen, denn es kommt nicht darauf an, was man tut, sondern wie man es tut! —

Eine Urkunde vom 16. Oktober 1407 berichtet von dem „Thumb“, welches ein Zinnbergwerk bei einer halben Meile Wegs von Chrenriedersdorff, item des Wolkensteins und Tschopau, welche neben dem Geyer als Gold- und Silberbergwerk außerhalb der geringen Metallen sehr geschätzt werden. Eine andere Urkunde nennt gar schon am 13. Juni 1277 Thum unter den „Städlein und Flecklein, die durch das Bergwerk aufgescrammt und sehr bewohnt sein“. und 1445 beginnen die Thumer Gerichtsbücher. So hat wohl kurze Zeit nach Chrenriedersdorffs Gründung hier und an der Wilisch ein steiliger Sattel und „Seifen“ angehoben und das Städlein hat sich bald um seine Kirche geschart wie die Küchlein um die Glucke. Ein die Kirche, die als Kapelle „Thum“ oder „Dom“ genannt wurde, und in der ein „Thumherr“ regelmäßig Gottesdienst hält. Die Kapelle verfiel und machte anderen Gotteshäusern Platz, — der Name aber prägte sich dem Städtchen auf und hat heute landein, landaus guten Ruf ob seiner Strick- und Wirkwaren. —



## Königswalde

Ein töricht Bildlein laßt mich noch malen: eine gar stattliche Dame führt ein kleinwinzig hündlein an einer sehr langen Leine. Und die stattliche Dame ist Annaberg, und das hündlein ist — **Königswalde**, das von der Kette der Überlandleitung am Halsbandchen gehalten wird! Toll, gelt! Und doch — luschtet sich nicht Königswalde heute wie ein gut gepflegter Seidenpinscher schneeweiss an den Böhsberg, und hüpsen seine häuser nicht im Sommer wie eine lustige Schar flässender, brauner Teufel mit dem Böhsbach talwärts, mühsam vom Böhsberg an der Leine gehalten? So sehe ich immer das kleine, freundliche Bauerndörfl, und mir scheint es kein Schimpf, sondern eine Freude, es so fest mit St. Annen verbunden zu wissen! —

Zwei Siedelungen getrennt durch ein dünnfließendes Wässerlein, strecken sich langgestreckt im Böhsatal. Heute ein Dorf, das kaum noch auf den trennenden Wasserlauf achtet, waren früher **Königswalde** (nach einem böhmischen König genannt) auf der linken Seite und **Lichtenhain** (Grenzort) auf der rechten Seite des Böhsbaches nach Gründung und Herrenuntertänigkeit verschieden. — Wohl durch fränkische Bauern gegründet (man denkt an die langzeitige Bauart und die kennzeichnenden gleichlaufenden Steinwände auf den Flurstreifen), wird das Jahr 1250 als Gründungszeit richtig angegeben sein. 1367 urkundlich zuerst erwähnt, war sie Königswalde sehr oft seinen Herrn, bis es schließlich ins Amt Grünhain gehörte und den Namen „Amisseite“ behielt, als auch schon beide Siedelungen vereinigt waren und unter einem Staat standen.

Von Wolkenstein aus wurde um 200 schon die nachmalige „Amisseite“, bzw. Lichtenhain gegründet. Einmal sogar als Kloster Buch bei Leisnig verschenkt, kam dieser Ortsteil 1492 an Heinrich von Einsiedel, der ihn an Paul Thunshirn aus Annaberg verkaufte. Im gleichen Jahre noch — 1512 — verkaufte Thunshirn „das halbe Dorf Königswalde mit samt den Wäldern und aller Zugehörungen um 3035 Gulden“ an die Stadt Annaberg.

## Grumbach

Ein Schild zeigt weißgrüne Teilung; im oberen, weißen Teile ein Bergmann im Brustbild (schwarz), in den Händen Hammer und Schlägel haltend; im unteren, grünen Teile schlängelt sich krummlinig ein weißer Bach. Das ist Grumbachs Wappenschild. Befriedigen kann das Siegel kaum; es ist wohl eine Verlegenheitschöpfung; mindestens ist der Bergmann am unrechten Platze, denn nach neuerer Meinung gehört Grumbach zu den ältesten, weit vor der Bergbauzeit entstandenen Siedlungen. Dass der krumme Bach die Benennung gegeben hat, möchte billig bezweifelt werden; das Kennzeichen aller Gebirgsbäche ist doch der gewundene Lauf. Aus ihm eine Besonderheit abzuleiten, scheint wenig nachdenklich. Aber sprachgeschichtlich möglicher, — denn „krum“ wurde auch früher nie „grum“ geschrieben, — erscheint mir eine andere Deutung: entweder ist „grūs“ (mittelhochdeutsch = Schred, Graus) die Stammstille oder „gruz“ (mhd. der Kies, Sand); beide Deutungen lassen sich in Anlehnung an Schwarzbach und Steinbach verteidigen, und es ist die Erststellung in „grum“ eher anzunehmen, als die Ableitung aus „krum“. So wäre die Siedlung im Mittelquartier entstanden, wo der Bach inmitten schauerlicher Wildnis sich seinen Weg mühsam suchte oder wo — wie bei Steinbach — die natürlichen Hindernisse, die Steine, vom strudelnden Wasser zu Grus oder Kies zerrieben wurden.

## Schmalzgrube

Wandermüde sie ich am Felsdrain, der sich ins grüne Ge- mir der nahen Fichtenjungend verliert. Säuselnd weht der Wind, und die Grillen zirpen ein Schimmerlied, das mich nur allzurisch einwirkt. — Da glutet am Abendhimmel eine Feuergarbe auf, und düster-prächtig zeichnet sich gegen das Schieferblau des Firmamentes der Umriss eines Hochfossens ab. Rauh-schwarze Männer wimmeln um das Bauwerk. Da — zischend schießt eine feuerglutende Schlange aus dem Zapsloch; aber Menschenwillen weist dem glühenden Strom den rechten Weg zur „Schmalzgrube“, in der sich formloses Durcheinander aufgeschmolzener Blöcke binden muß zu sinnvoller Form. — Die kleinen Hütten und Häuschen aber, die sich an die Schmelzgrube hingeschaut haben, sind gut Freund mit dem Ungetüm von Hochfossen und hässen gern den Flackerschein des feuerspeienden Gesellen. Ist's doch der Brotvater aller derer, die in den Hütten hausen, und die Glut seines steinernen Leibes ist notwendig, wie das siebe, warme Blut im eigenen Leibe! — Ein fürwitzig Ländlein hat mich aus meinen Träumen wachgekitzelt, und verwundert schaue ich das Dörfl ohne Hochfossen und Schmelzgrube an, das um 1580 schon ein bekannter Schmelzort war. Drüber in Westfalen und am Rhein fackeln jetzt, ins Niesenhefe vergrößert, die Hochöfen und spotten der winzigen Brüder, die an der anderen Grenze einst sich wichtig taten mit glühendem Drogen und Bischen. Und ist's nicht ein wunderlich Spiel des Zufalles, daß unsere Hochöfen wie Wächter an den Grenzen stehen und standen? O, daß sie doch in ihren Glüten alles vergehen ließen, was mit frechgieriger Hand nach deutschem Gut und Blut greift!

## Steinbach

Schwelend zieht der Schwadentrauch brennender Kohlenmeiler durch den Wald. Rauhe, uns unverständliche Laute weisen auf Menscheniedlung inmitten des Hochwaldes hin. Und wahrlich dort, wo der Bach sich strudelnd und spritzend durch ein Gewirr großer und kleiner Steine hindurchzwängt, haust in moosversteckter Hütte eine Sorbenfamilie. Einziger Erwerb ist für sie die Holzlohlenbrennerei, einzige Gesellschaft die Tiere des Waldes, die zutraulich in nächster Nähe dieser Menschen äsen und spielen und singen. Einsiedlerlos! — Dann aber kommen auch hier herauf deutsche Einsiedler und röden

und bauen und bald reihen sich am Steinbach entlang deutsche Häusern. Die Meiler aber rauchen lustig weiter, nun von deutschen Köhlern gebaut und bewacht; die Urausiedler aber gingen auf im neuen Volk und ließen hier und da nur ein Sprachstein übrig zum Andenken.

Ein altes Gerichtssiegel zeigt zwei Häuser, die fast Pfahlhäuser ähnlich sehen, und links davon Bäume; im Hintergrund fließt Wasser. Sollten die Ufer des Steinbaches so sumpfig gewesen sein, daß die ersten Siedler auf Pfahlrosten bauen mußten? — Da Siegelbilder nicht die zuverlässigsten Geschichtszeugen sind, wollen wir das Rätselraten lieber aufgeben und uns damit begnügen, daß am Altar der Steinbacher Kirche die Jahreszahl 1382 steht. Ehrenwürdigen Alters genug, gelt?

## Schmiedeberg

Siegt da ein alter, uralter Stein mitten im Brombeergerank. Mit roten Bäckchen schleien die Beeren hinab auf den wunderselichen Einsiedler, der es sich nur widerwillig gefallen läßt, wenn schillernde Eidechsen auf ihm sich sonnen. Und manchmal, da wird dem Gejester angst und bang um den alten, morschen Stein: das ist, wenn aus der Schmiede drüben klirrender Hammerschlag gezogen kommt und zwischenhinein wie eines bärbeißigen Waldgeistes Stimme der große Hammer grollt. Da dehnt sich der alte, müde Stein und wird wieder jung und wächst hinauf zu stolzer Höhe! Wie einst, da er der Fünfstein war in der oberen Bergschmiede! Und unter sich hört er's dröhnen und stampfen und hämmern, daß in allen Fugen die Steine weichen möchten. Aber er duldet es nicht, er, der wuchtige Fünfstein, — er hält die Steine zusammen durch seine krönende Last, er hält die Schmiede zusammen und schützt die feuerverbrannten, hammerschlagzähnen Bergschmiede vor Einsturz und Hungersnot!

Und liegt nun weggeworfen, vergessen inmitten giftlauernder Ottern und einsältig verspielter Eidechsen, die keine Furcht vor dem moosgrauen Stein haben. Trostet dich alter Geselle: dein Los ist nicht selten, weil es menschlich ist!

## Arnsfeld

Ob es wohl war, was mir eine alte Großmutter erzählte vom Namen des Dörfels? Zwei Brüder siedelten sich am Hange an, dem sich Arnsfeld anschmiegt, um Ackerbau zu treiben. Wie weitland bei Abraham und Lot war aber Siedlung entstanden darüber, wie das Land verteilt werden sollte. Da nahmen die Brüder jedes ein Kalb, stellten sie nebeneinander und trieben sie mit kräftigem Schlag davon. Das eine trabte links, das andere rechts, und die schwierige Frage war salomonisch weise gelöst. (Auch Kälber finden manchmal treffliche Urteile!) Die Siedlung rechts wurde nun **Ernsfels** genannt nach dem einen der Brüder und behielt ihren Namen mit erzgebirgischer Aussprache bei: Arnsfeld.

So erzählt die Volksüberlieferung. Aus alten Urkunden läßt sich über den Namen nichts ermitteln; sicher aber gehört Arnsfeld mit zu den ältesten Siedlungen. Schon im Jahre 1380 wird der Ort in einer Schenkungsurkunde von Hans von Waldenburg den „Märkten“ von Wolfenstein zugeeignet. Bestimmt wurden der Ort und das Gut Arnsfeld schon von 1380 gegründet, und so blicken die ältesten Häuser auf ein stattliches Alter zurück. Ein Ortsiegel oder Wappen ist leider nicht zu ermitteln gewesen.

## Gehersdorf

Spitz hüftigen Felsklippen in die Luft, die unermesslich weit blaut. In stolzer Kraft thront ein Geiersogel, der eigentlich einen Adler vorstellt, auf dem Gipfel! Das ist das Wappen Gehersdorfs „nur“ 500 km von der Heimat seines Wappenvogels entfernt. Und wenn schließlich gar das Gehersdorf früher ein „Häusersdorf“ war, wie alte Chroniken behaupten, dann bleibt vom schönen Wappenvogel nicht viel Geschichtliches übrig! —

1397 ist Gehersdorf gegründet worden; angeblich von Bergleuten, die in Geyer nicht mehr genug Verdienst fanden und die Nähe des Schreckenberges suchten, der reicheren Gewinn versprach. Da aber Annabergs Bergbau etwa hundert Jahre später erst aufblühte, besteht hier offenbar ein im Volke ohne viel Kopfschrecken fortzählerter Irrtum. Darüber, ob in oder bei Gehersdorf vielleicht auf Eisen oder Ann gebaut wurde, oder ob es sich um eine landbauliche Gründung etwa von Mildenau herüber handelt, läßt sich einwandfrei nichts ermitteln, und der stolze Adler-Geier steht eigentlich auf recht schwachen Füßen.

## Mildenau

Ob Mildenau wirklich schon 1270 bestanden hat, wie eine Urkunde aus alter Zeit erzählt? Dann sind es wahrscheinlich Siedlerbauern gewesen, die die „Mildenau“ in eine „Reichenau“ oder in eine „Milde Aue“ verwandelt haben. Alle drei Lesarten finden wir in alten Christen, und es ist auffällig, daß bergbauliche Erwähnungen bei der Siedlungsgeschichte fehlen. So ergibt sich Ackerbau, vielleicht auch Forstwirtschaft als Gründungsursache, und der Bergbau mag dem Orte dann weitere Ausdehnung gebracht haben.

## Schönsfeld

Wenn auch erst vom 15. Jahrhundert an Urkunden vorliegen, so dürfte die Siedlung wesentlich eher entstanden sein. Wohl aus gleicher Ursache wie Wiesa leitet sich der Name her: Bergleute, die in dieser Gegend auf Eisen bauten, fanden das „schöne Feld“ zur Siedlung wie geschaffen und erweiterten die wenigen Bauernhäuschen bald zum Dorf. Mit rumb einem Dutzend Schönsfeld, Schönbach, Schönerberg, Schönen, Schönenheide, Schönenbrunn usw. lockt das freundliche Bauerndorf, seine ländliche Schönheit zu genießen, und läßt es vergessen, daß keine geschichtliche „Besonderheit“ es sehenswert macht.

## Tannenberg

Wesentlich älter als Geyer, mag Tannenberg's Rittergut wohl auch seine Gründung der fränkischen Siedlungsmesse verdanken, die, im Böhsatal vordringend, just in der Aue der Böhsau ein geschlüssiges Fleisch zur Niederlassung fand. Eng bedrängt von den Rottannen, die wir Tichen nennen, schmiegen sich die Hänge bergwärts an den grünen Saum. Grund genug, die Ansiedlung „Tannenberg“ zu nennen und den Namen auch nach der Rodung beizubehalten. —

Dort, wo die Leine am steilsten aufsteigt, horsten gerne die Habichte, die das Volk „Geyer“ nennen. Mit dem fahnenförmigen Jagdruf stachen diese Räuber vom „Geyersberg“ herüber und schlagen manches brave Huhn, das der Hausfrau Stolz ist. Als die Rauppiraten sich aber gar erdreisten, auch im Hühnerhof des Rittergutes den Zehnten zu fordern, wird das den Jüngern zu toll, und sie reiten zur Geierjagd bergwärts. Bald müssen die jungen Herren aber die Pferde in der hut der Rößbuben lassen: zu eng wirren sich Jungholz und Brombeergerank ineinander und machen es sich zur Lust, der feingeleideten Junker Wams zu zerschleifen und zu zerplücken. — Ein paar Hörste sind gesunken und zerstört; wie weiße Wollknäule drängen sich fauchend die jungen Raubvögel in den Jagdtaschen. Zur Kurzweil haben die jungen Ritterjöhe die kleinen Räuber mit hingegenommen. Vielleicht ist's auch ein wenig Mitgefühl mit den Raubrittern der Lust: mag doch manch stolzer Ahne, der jetzt brav vom Ahnenbildersaal herab lächelt, ein gefürchteter Raubritter gewesen sein! Und da ist ein wenig Verwandtschaftsgefühl doch erlaubt, gelt? — Das Mitteld aber wird reich belohnt, denn während die Jüngern durch die Dicke streiften, scharrten die feurigen Pferde, langen Stehens ungezogen, das Erdreich vom Felsgrund, und siehe da: lodend winkt im Gestein die segenbringende Zinnader! — Bald ist der „Geyersberg“ berühmt und — besiedelt, und schon 1463 besitzt die Stadt ein stattliches Rathaus! Die Geler aber haben sich ins Stadtwappen eingefügt und sitzen da mit wesentlich mehr Recht als ihr stolzer Vetter mit Alpenzacken im Geyersdorfer Siegel. —

## Wiesa mit Wiesenbad

Wenn wir als Wandervögel durch die „Wies“ zogen, sangen wir fürs Leben gern das „Lennchen von Tharau“. Und warum? Weil es da heißt: „reicht wie ein Palmbaum über sich steigt“, und das war uns grünen Knaben — ich meine natürlich wegen der Mühlen — ein köstlicher Spaß, alldieweiligen Wiesa eine stolze Palme im Wappen führt! Wo aber das edle Gewächs finden?

Wie das Dörfl zu dem morgenländischen Siegelbild gekommen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Ob es das Wappen einer der eingessenen Adligen gewesen ist, der es von einem kreuzfahrenden Ahnen übernommen und seinem Geschlechte angeeignet hat? — Hedenfalls zeigt die Siegelsammlung unseres Staatsarchives in Dresden den Palmenbaum, und deshalb führt die Gemeinde auch wieder (seit 1. Januar 1915) ihre Palme im Gemeindewappen. — Uns geht mehr an, wie der Name entstanden sein mag. Vor mir liegt eine stockfeste, alte Chronik vom Jugendlehrer Gottfried Seifert. Was sie uns zu melden weiß von Wiesa und Wiesenbad, ist folgendes: Wenn die Bergleute von Geyersdorf nach Geyer zur Kirche gingen, benützten sie gerne den Weg über die „Wiesen“, weil die Waldwege von Raubrittern unsicher gemacht wurden. Häuser mögen aber schon nach 1300 hier gestanden haben, denn bereits 1381 wird ein Ritter Heinrich von der Wiese urkundlich als Besitzer Schönsfelds erwähnt. Unsere Chronik nennt eine Familie Friedrich von 1478—1575 als Besitzer des Rittergutes Wiesa. — Größer geworden ist Wiesa dann wohl durch den Bergbau; verfallene Zechen und Halden künden davon, und die Gutsmühle soll die Schmelzhütte gewesen sein. Der „große Riß“ (Zechen) und der alte „Häuersteig“ (nach dem Plattenwald zu) geben der Vermutung ebenfalls Recht. — Im Jahre 1807, aus dem die Chronik stammt, zählt Wiesa 38 Groß- und gegen 90 Kleinbesitzer; Riesenburg (Adam Riesel) und Weißgut nebst Feldern am „Humpel“ grenzen an Annabergs Flur.

„Das Wiesenbad liegt vom Dorf Wiesa  $\frac{1}{2}$  Stunde abwärts gegen Morgen in einem lustigen Gründen, auf zweien Seiten mit Gehölz umgeben, so den Namen Rosenau führt.“ Als heilende Beimischungen soll das Bad führen Alsaum, Kupfer und Schwefel, „doch hat der Alsaum das Uebergewicht weil er den Badenden die Haut aufzieht und manchen roten Flecken verursacht.“ Gegen Gicht, Krämpfe und Aussatz angewendet, soll es stets helfen. Ein armer Mann, der sich seine Schenkel im warmen Quell wusch, um die Gicht zu vertreiben, war der Entdecker, und Hans Friedrich ließ 1501 den Brunnen vierzig einfaßten und ein Badehaus, 60 Schuh lang und 40 Schuh breit, zuerst aufrichten. 1602 baute die hertzfürstl. Frau Witwe Sophia das Fürstenhaus, 3 Stockwerke hoch, so aus 5 großen Stuben und mehreren Kammern besteht. —

## Neundorf

Wohl als Abzweigung Wiesas sind „neue Häuser“ an der Berglehne gebaut worden, die sich schließlich zum „neu(e)n Dorf“ entwickelten. Mit der Zahl „neun“ hat vermutlich die Ortsbezeichnung nichts zu tun; die Meinung, daß neun Güter der Siedlung den Namen gegeben haben, ist urkundlich nicht zu stützen. Um 1800 hat das Dorf 80 Feuerstätten und teilt sich in Ritterguts- und Amtsseite. 1571 werden Hans Christoph und Nicol Stange zuerst als Gutsherren erwähnt. Wo jetzt die neue Straße die Talstraße trifft (Graupner), hat bis 1637 die „Stangenmühle“ gestanden und die Erinnerung an die ersten Herren von Neundorf wachgehalten. — Ein Bergamt hat Neundorf im 17. und 18. Jahrhundert auch besessen; so dürften Forst- und Landwirtschaft den Grund der Siedlung gelegt haben, und durch den Bergbau ist der Ort zur jetzigen Größe gelangt. Guido Wolf Günther.

## Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges



**E. Richard Dietzsch**  
Strumpf- und Wirkwaren-Fabrik  
**Geyer i. Erzgeb.**  
Verkaufsbüro in Chemnitz, Bahnhofstr. 3

Die Firma wurde im Jahre 1910 von Herrn E. Richard Dietzsch gegründet. Das erste Betriebsgebäude in verhältnismäßig kleinem Maßstabe befand sich auf dem Gelände. Unter der Leitung seines Gründers nahm das Unternehmen sehr bald einen außerordentlichen Aufschwung an. Es mußte infolgedessen in den Jahren 1924 bis 1927 zu großen Um- und Erweiterungsbauten, sowie vollständigen Neubauten geschritten werden, wie ihn das nebenstehende Bild zeigt. Neben dem Inlandsgeschäft wurde im Laufe der Jahre ein sehr ausgedehnter Export nach allen Teilen der Erde betrieben. Es werden nur gute und beste Qualitäten hergestellt und zwar:

alle Arten Strümpfe  
und Herren-Socken

## Carl Ferd. Höffer G.m.b.H.

BAUMWOLLSPINNEREI UND FÄRBEREI ■ MERCERISIERUNG  
BLEICHEREI ■ ZWIRNEREI

Tannenberg i. Erzgeb.



Bereits im Jahre 1912 konnte das Unternehmen auf sein hunderfähriges Bestehen zurückblicken. Aus kleinen Anfängen heraus entwickelte es sich, ins Leben gerufen von Carl Ferdinand Höffer, 1785 in Naumburg als Sohn eines Madlers geboren. Er gründete mit 26 Jahren in Chemnitz ein Kolonialwarengeschäft. 1837 verwirklichte er dann den seit längerem schon erwogenen Plan einer Fabrik anlage in Tannenberg, kaufte dort die Oelmühle Jonathan Meischner und errichtete eine Baumwollspinnerei. Am 22. Juli 1839 begann der Betrieb. Carl Ferdinand Höffer blieb zunächst in Chemnitz, besorgte dort den Verkauf der Garne im ganzen Bezirk, während sein ältester Sohn Eduard die Fabrik leitete. Unter großen Schwierigkeiten wurde der Warenverkehr, damals noch mit Geschirrgelegenheit, zwischen Tannenberg und Chemnitz aufrecht erhalten; aber auch sonst waren bei allgemeinen Geschäftsstörungen im Lande ernste Zeiten zu überwinden. Aber das Höffer'sche Garn fand immer reicherer Absatz und schon nach einem Jahre waren einige tausend Spinnspindeln in Vollbetrieb. Von 40 Arbeitern stieg das Werk im Laufe der Jahre auf 300 mit 5000 Spinn- und 4000 Zwirnspindeln. 1842 verschied der Gründer des Unternehmens und Eduard Höffer führte das Werk des Vaters weiter, 1846 trat Adolf Höffer das Familienerbe an, das nun neuen, mächtigen Aufschwung nahm und außerordentlich um- und ausgebaut wurde. 1885 starb Adolf Höffer nach einem Leben von Mühe und Arbeit; dem Vater folgten die Söhne Franz und Emil als Inhaber, bis 1891 nach dem Ableben des letzteren Franz Höffer alleiniger Besitzer wurde. 1897 erfolgte die Umwandlung in eine G. m. b. H. Bald darauf kamen Mercerisierung, Gasierung und eine ausgedehnte Cops- und Kreuzspulenfärberei hinzu. 1906 wurde die Felgner'sche Mühle als Werk II erworben und als Feinzwirnerei eingerichtet, ebenso 1911 eine Strangfärberei neu eingeführt. Der jetzige Inhaber Erich Höffer hat das Werk auch weiterhin neuzeitlich ausgestaltet.

## Friedrich Reuther Posamentenmaschinen-Fabrik

**Geyer i. Sa.**

Gründungsjahr 1874

Deutsche und ausländische Patente

Fernsprecher: Amt Geyer Nr. 13  
Postscheckkonto: Leipzig 31518  
Telegramm-Adresse: Maschinenfabrik Reuther Geyer Sachsen

Die Firma wurde im Jahre 1874 in Geyer von Friedrich Reuther gegründet. Nach dessen Ableben im Jahre 1904 ging das Geschäft auf die Söhne über. Die jetzigen Inhaber sind noch die beiden Söhne Richard und Emil Reuther, welche die Firma nach den alten bewährten Grundsätzen weiterführen und ausbauen.

Als Spezialität werden gebaut:

Jacquard-Häkelmaschinen  
Häkel-Galonmaschinen  
Drillierfransen-Maschinen  
Häkel-Biesenmaschinen  
Einzelperl-Maschinen

usw.

25

25

## SPART KOHLEN!

Kauft weiß emaillierte Heßparherde

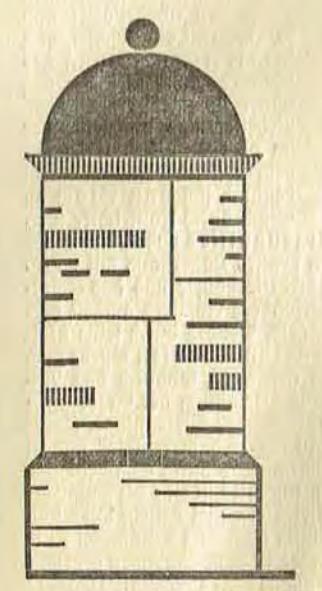
Verkauf an Jedermann zu Fabrikpreisen

Bequeme Zahlungsbedingungen

**Max Heß, Tannenberg i. E.**  
Sparherd-Fabrik

Gegründet 1903, Telefon Amt Annaberg 2702

Verlangen Sie kostenloses Angebot!



## DIE SÄULENANZEIGE

ist jedermann zu jeder Zeit kostenfrei zugängig. Ihre Stärke liegt in der Wiederholung, mit der sie dem Passanten von Straße zu Straße entgegtritt. Sie ist geeignet für jeden Zweck und auch für jede Partei. Sie wirbt bei Mann und Frau jeden Alters und jeden Standes.

PLAKATINSTITUT FRIEDRICH SEIDEL  
BUCHHOLZ I. SA.

## Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

### BERNHARD SCHEFFLER

#### Pappenfabrik Neudeck

SCHÖNFELD (ZSCHOPAUTHAL)

Telefon Amt Annaberg Nummer 3591

Gründungsjahr der Firma

1879

### ESS HIMMELMÜHLE-SCHOKOLADE, -PRALINEN



zeigt und im untersten Stock mit dem Verpacken des fertigen Erzeugnisses endet. Um dieses Fabrikgebäude sind gelagert: das Kesselhaus und ein ca. 800 qm großes Lagerhaus mit Garage, sowie das mit schönem Park umgebene Herrenhaus, zwei Arbeitshäuser und das Schulgebäude, welches schon im Jahre 1834 Unterrichtszwecken diente. Besondere Aufmerksamkeit verdient das im Park gelegene Lusthaus in Form eines antiken Tempels, welches durch seine klassischen Formen hervortritt. Bei den 1921/22 vorgenommenen Erneuerungsbauten wurde auch eine eigene Hochdruckwasserleitung und eine moderne Kläranlage geschaffen, wodurch das Anwesen auch geundertrockt allen neuzeitlichen Anprüchen genügt. Die Verladung der Erzeugnisse der Schokoladenfabrik erfolgt auf eigener, die Zschopau überbrückender Gleisanlage. Jeder Reisende der Strecke Flöha-Annaberg kennt den majestätischen Bau der „Himmelmühle“ und ist entzückt von den schönen Garten- und Parkanlagen, die sie schmücken. Das durch eine prächtige Kastanienallee mit der Hauptfiedelung verbundene „Gästehaus Himmelmühle“ ist eine bei Fußwanderern und Ausflüglern sehr beliebte Gaststätte, die von Sommerfrischlern viel besucht wird und durch die 1924 fertiggestellte Kunstroute eine sehr bequeme Verbindung nach dem bekannten Kurorte Wiesenbad hat. Die Gasträume und Fremdenzimmer sind im Jahre 1923 vollkommen erneuert u. unter Leitung des bekannten Dresdner Kunstmalers Paul Ricken auf das Beste ausgestattet worden.

### Schönfelder

G. m. b. H.

Papier-Fabrik  
Schönfeld (Zschopauthal)

Ruf Amt Annaberg-Buchholz 2751, 2752

Druckpapierfabrik  
mit eigener Holzsleiferei  
Tagesproduktion ca. 40000 kg

#### Kraftquellen:

2200 PS Dampf  
600 PS Wasser  
1500 PS Elektrizität

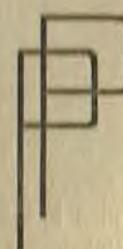
#### Haupt-Erzeugnisse:

maschinenglatz weiß Rotationsdruckpapier  
maschinenglatz weiß Druckpapier in Bogen  
Verkauf durch Verband Deutscher Druckpapierfabriken G. m. b. H., Berlin

#### Sonder-Erzeugnisse:

saliniert weiß Druckpapier in Rollen und Bogen,  $\frac{1}{4}$  gefleimt maschinenglatz Beklebepapiere in Rollen u. Bogen 50—110 gr./qm., maschinenglatz weiß Dickdruck in Rollen und Bogen 71—110 gr./qm.

Dieses Unternehmen — Papierfabrik nebst zwei Kraftwerken — das zu den bedeutendsten des Bezirkes gehört, wurde im Jahre 1911 von mehreren Holzstoff-Fabrikanten der Umgebung gegründet und in den nachfolgenden Kriegs- und Nachkriegs-Jahren weiter ausgebaut und modernisiert. Die moderne Druckpapiermaschine (Fabrikat Füllner-Warmbrunn) hat eine Arbeitsbreite von 325 cm und schafft bei einer Geschwindigkeit bis zu 195 Meter in der Minute eine Tagesproduktion von ca. 40000 kg Druckpapier. Der benötigte Holzstoff wird in eigener Holzsleiferei erzeugt. Beschäftigt werden ca. 200 Arbeitnehmer. Die Geschäftsleitung liegt zurzeit in den Händen der Herren Rudolf Meyer, Mittweida-Markersbach, und Georg Richter, Annaberg.



### Papierfabrik Plattenhthal

Brandt & Süreth

#### Wiesenbad, Erzgebirge

Fernsprecher: Amt Annaberg 3382 und 3482  
Telegramm-Adresse: Papierfabrik Wiesenbad

#### Erzeugnisse:

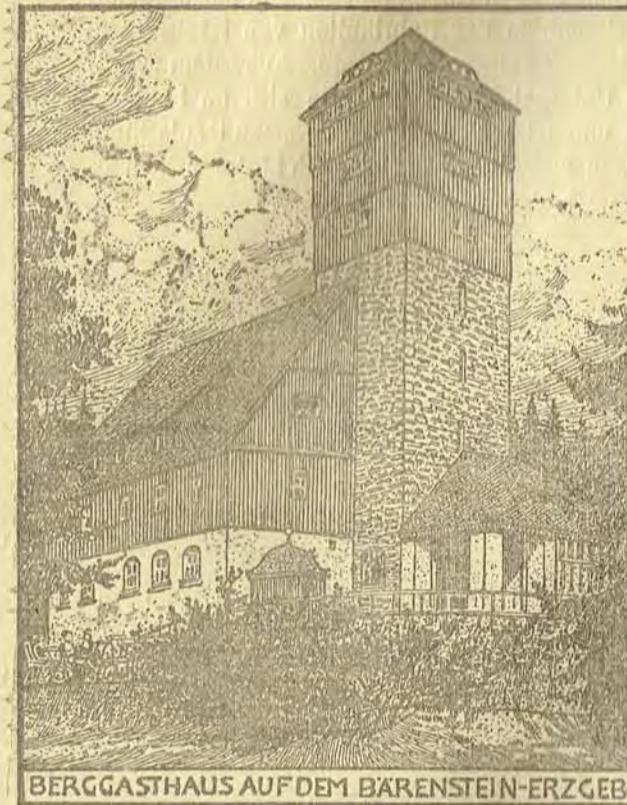
Satiniert und maschinenglatz weiß holzhalbig  
Illustrations-, Werk- und Offset-Druckpapier.

Prima weiße Handholzpappe, besonders geeignet  
zum Prägen und Stanzen.

Bierglasunterseiter, gut aufsaugfähig, ein- und mehrfarbig bedruckt



## An des Reiches Mark: Bärenstein — Weipert



BERGGASTHAUS AUF DEM BÄRENSTEIN-ERZGEB.

## Bärenstein mit Stahlberg und Rühberg

Wie Sesam, der Schatzberg, siegst du am Eingang des Böhmerlandes mit seinen Schäben. Es ist dein unverdient Schicksal, daß man nicht zu dir kommt, liebes Bärenstein, um deine Reize zu genießen, deren du bestimmt auch ein gut Teil hast, sondern um von dir aus Untersuchungen anzustellen darüber, ob Ruster Ausbruch oder Böhmisches Bier wirklich nur innerhalb der böhmischen Grenze schmecken und um die süße Gefahr durchzukosten, mit einer wohlgefüllten Zigarrentasche den gestrengten Herren Finanzern zu begegnen. — Und wärst es doch wahrlich wert, daß man auch dich „studiert“. Zu einer richtigen Bierreise jedenfalls taugst du mit deinen mancherlei Ortsteilen ganz überraschend schön. (Und ein ehemaliger Annaberger Seminarist muß das doch wohl beurteilen können, gelt?) Und was du für ein Kleinod in deinem Berg beisteht, ist leider recht spät erkannt worden. Ob sich dein Schluß im Lenz die schmucke Krawatte des Buchenwaldes vorbindet, um seine kleineren, sichtendunkel daliegenden Brüder zu ärgern, ob er im Oktober rotes Buchenlaub wie Rubinen auf sein grün-samtes Wams streut, oder ob er sich im Winter mit der fruchttausendstürmigen Nauhreisne schmückt, — schön, verloren! Schön bleibt dein Berg immer! Da oben gibt es Poesie! Und für anspruchslose Gemüter vermutlich auch die Freuden und Genüsse einer böhmischen Bierreise; nur daß sie im eigenen Land genießbar sind. — Verfuch's getrost, Bärenstein „zu entdecken“, es wird sich lohnen für alle Ansprüche. Damit es nicht weiterhin heiße für die Böhmenfahrer: „Schirme, Stüfe, Fahrräder, Autos und Kinder sind in Bärenstein abzugeben!“ Erwandert euch zu allererst die Heimat, ihr lieben Leut', und der Bärenstein mit den trauslich sich anschmiegenden Häusern zu seinen Füßen ist eines von den feinsten Fleckchen darin! —

\* \* \*

„In Polen brummt ein wilder Bär, ihr Bienen, gebt den Honig her!“ So steht es in den alten Kinderlesebüchern zu lesen. Wir brauchten aber früher gar nicht so weit zu laufen, um Bären brummen zu hören; überall im Gebirge hauften diese Zottelpelze, und noch 1670 fanden ja die Schwarzenberger im weit ihres Ortes zwei Bären im Winter erfroren auf. Besonders mag das Felsgeklüft gelockt haben, das unbewaldet — gleich dem Pöhl- und Scheibenberg, — an der Grenze wie ein Reichswächter stand. In den Bafaltschluchten und -höhlen muß sich Meister Pez recht wohl befunden haben, denn als am Sonntag vor Martini 1527 der Abt Johannes vom Kloster Grünhain den Hans Röhling (Röhling) mit einem Stük Grundbesitz belehnt, war der Felsstock schon als „Bärenstein“ bekannt. Da, wo später das sogenannte „Mannsleugut“ erstand, mag der Ort seine ersten Häuser stehen gehabt haben, die den Namen des Berges annahmen und so der Siedlung ihren Namen gaben. —

Wie Stahlbergs Namen entstand, ist urkundlich nicht zu erfahren; man geht wohl nicht fehl, wenn der Name mit dem Bergbau in Verbindung gebracht wird. Denn als von der Grenze her ein „neues Geschrei“ von Erzreichtum in die alten Bergläden drang, wurden viele Bergleute gelockt, sich dort anzusiedeln. So entstanden um Jahr 1550 gleichzeitig Neugeschrei, Niederschlag und Stahlberg. Der Name „Blechhammer“ gibt unserer Vermutung ja auch recht.

Eine sehr interessante Gründungsgeschichte hat Rühberg aufzuweisen. — Die begüntige Namensdeutung ist die,

## Die Grenzgemeinde Bärenstein

„Ein Strom von Geist und Arbeit...“

Fünfundsechzig Jahre Obererzgebirgische Zeitung! Was will das heißen? — Ein gutes Menschenalter, fünfundsechzig Jahre Heimatblatt! Welche Vertrautheit fühlt man mit der Heimatzeitung und denen, die eine Zeitung leisten. Wenn wir in der heutigen modernen Welt den Lebenslauf eines Gebäuden betrachten, so kann es uns nicht entgehen, welche hervorragende Rolle die Zeitungen spielen. Von ersten Morgen grauen bis zur späten Abendstunde bilden sie unsere steten, unentbehrlichen Begleiter. Sie bieten uns Belehrung, Erkenntnis und Unterhaltung, spenden uns Trost, Erholung und Erhebung inmitten der Lasten des Lebens, sind Unterlagen für unsere Entschließungen. Ein Strom von Geist, von redlicher, ehrlicher Arbeit, von bestem Wollen und Streben ergiebt sich alltäglich, jahraus, jahrein durch die Tageszeitung über das deutsche Volk!

Möge Ihnen der Dank, den Ihnen Ihre Leser heute in Gedanken spenden, der beste Lohn sein für die Mühen und Lasten, die Sie getragen, für die Opfer, die Sie gebracht haben!

Glückauf!

Gemeinderat zu Bärenstein Bez. Chemnitz  
Bürgermeister Preuse.

## Weiperls Gruß

„... hältst du an des Reiches Grenze das deutsche Banner hoch“

Fünfundsechzig Jahre reichsdeutsche Zeitung! Fünfundsechzig Jahre Grenzlandblatt! Du warst, Jubelzeitung, Zeitenzeuge der Tage von Düppel, Königgrätz und Sedan, erlebtest zweimal ein Versailles. Doch ungebeugt vom Sturm der Zeiten, ja heute doppelt fest und stark in deutscher Treue, hältst du an des Reiches Grenze das deutsche Banner hoch, täglich uns grüßend, täglich des Deutschtums Herzen und Gedanken bei uns jenseits der Grenzpfähle sammelnd. So war dein Schaffen Kampf und Arbeit ohne Ende. — Werde nicht müde, uns weiter voranzugehen in freiem deutschem Belkennern, ein treuer Kämpfer der Sudetendeutschen. Dank ist dir stets und in letzten Jahren so reich gesolgt, jubelnde Heilrufe begleiteten deine Worte manch liebes Mal. Bleibe unser treuer Hirt — Heil!

Bürgermeisteramt der Stadt Weipert  
Frank.

doch die Rühberger Höhe für eine der Nachbargemeinden als Ortsweile benutzt und darnach benannt worden sei. — Kulturschichtlich überzeugender ist folgende Siedlungsgeschichte:

Von zum Jahre 1366 (Aufhebung des böhmischen Strafenzwanges) war die uraltste Heerstraße, die von Preßnitz über Stahlberg — Oberschma-Grenzzahl — Schleitau — Zwönitz nach Veipaltz lag, die einzige Fahrstraße für Fracht- und Postverkehr zwischen Deutschland und Böhmen. Außer dem Bachdurchbruch am Rande des Ratswaldes (hinter dem Blechhammer) und einem zweiten, der in etwa 8 Meter Tiefe und gegen 20 Meter oberer Weite sich nach der Wolfschmiede hinaufzieht, gibt es noch neun Hohlwege, die dort des Ausweichens halb angelegt sind. Welch ein Zeichen regsten Verkehrs an dieser Stelle! Da mag jeder Fuhrmann gern in der „Rümerib“ (wendisch: Ausspannung) eingekreift sein, ehe er die Bergfahrt unternahm. Und Schmiede, Schlosser und Fleischer und Bäcker wurden an diesem Knotenpunkt des Grenzverkehrs gebracht, und die Siedlung Kurpergk, Kurperge oder Kühperf genannt, wohl in Anlehnung an das nicht mehr verstandene „Rümerib“. Dass Soldaten aus Raaden einmal das Wirtschaftsgebäude gestürmt und niedergebrannt haben sollen, wie in der

„Rümerib“ Gäste ermordet und beraubt wurden, dürfte Sage sein, die aus zufälligen Knochenfunden beim Umbau entstanden ist.

Guido Wolf Günther.

## Das Heim des Bärenstein

zählt zu den schönsten im oberen Erzgebirge. Es ist eine Schöpfung des Erzgebirgsvereins. Von seinem Turme aus hat man einen wundervollen Blick, besonders auch hinüber ins Böhmerland, dorthin, wo jetzt unsere deutschen Brüder, getrennt von der Reichsheimat, unter fremder Herrschaft schwere Zeiten durchleben. Am fernen Horizont sieht man die Kämme des jenseitigen Gebirges malerisch sich hinziehen, während zu Füßen das industrielose Bärenstein und Weipert grüßen. Einzig schön ist der Blick besonders in den Abendstunden, wenn drumum Licht an Licht in den Häusern sich entzündet und die gelben Augen der Fabriken durch das Dunkel leuchten, während in den Sälen die Maschinen das Lied der Arbeit surren. Von dort aus ziehen dann die erzgebirgischen Erzeugnisse von Kopf und Hand in die Welt hinaus, fern über die Ozeane und geben Kunde von Fleiß und Geist Bärensteins und unserer Brüder jenseits der Grenzpfähle.

Prächtig ist das Unterkunftshaus eingerichtet. Seine Gästezimmer (eines von ihnen das Schmaer Zimmer) sind auf das moderne behaglich und bequem eingerichtet. Der Fremde, der eintritt, ist überrascht von dem, was hier auf Bergeshöhe geschaffen worden ist. Herrlich ist auch die Lage der Fremdenzimmer des Hauses, von denen aus man wundervolle Blicke in den grünen Fichtewald hat.

Ein reger Verkehr herrscht hier zu allen Jahreszeiten. Touristen, Schulen und Vereine kommen herbei, um die prachtvolle erzgebirgische Natur zu bewundern.

Auch der Wintersport kommt hier oben zu seinem Recht. Seit Jahrzehnten wird er eifrig betreut, und ein ideales Gelände fördert seine Ausübung. Auf dem Bärenstein selbst ist eine mustergültige Sprunganlage geschaffen worden, an der wiederholt schon größere Sportfeste veranstaltet worden sind, wobei die einheimischen Sportler sich immer wieder ausgezeichnet haben.



# E. C. Flader • Jöhstadt i. Sa.

## Fabrik für Feuerlöschgeräte

Das Unternehmen wurde im Jahre 1860 von dem verstorbenen August Flader gegründet und wurden seit jeher im großen Umfange **Handdruck-Feuerspritzen** hergestellt sowie **Leitern, Schlauch- und Hydrantenwagen, Armaturen usw.** und **Fäkalienabfuhrgeräte, Spreng- und Wasserwagen usw.**, bis später der Bau von **Dampfspritzen** aller Größen aufgenommen wurde, die infolge ihrer vollendeten Konstruktion im In- und Ausland großen Absatz fanden. Am nachfolgenden **Benzin-Motorspritzen-Bau** hat das Unternehmen großen Anteil genommen und sind **Flader-Motorspritzen** weitbekannt. In der Fabrikation von **Kleinmotorspritzen** besonders wurden die Pionierarbeiten geleistet und gilt heute die „**Siegerin**“ als die **weitverbreitetste Motorspritze** ihrer Type. Außerdem werden **Automobilspitzen** und sonstige **automobile Feuerwehrfahrzeuge** in neuzeitlichster Ausführung hergestellt. Das Unternehmen entwickelte sich im Laufe der Zeit unter der Leitung des jetzigen Inhabers Hans Flader zu einer der führendsten Firmen der Feuerwehrgerätebranche und ist weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. — In Pleil-Sorgenhal b. Weipert (C.S.R.) befindet sich ein Zweigwerk unter der Firma Hans Flader, in welchem ausschließlich Motorspritzen und automobile Feuerwehrfahrzeuge hergestellt werden. Lieferungen dieses Werkes erfolgen ausschließlich nach der Tschecho-Slowakei. In beiden Werken werden ca. 260 Arbeiter beschäftigt.

# F. A. Anger & Sohn

## Möbelfabriken

## Jöhstadt • Annaberg • Leipzig

### Umfang des Unternehmens

20000 qm Fabrikkomplexe  
4500 qm Arbeitssäle  
350 PS Dampfkraft  
75000 Watt elektrische Kraft  
450 Arbeiter  
170 Holzbearbeitungs-Maschinen  
3 Schnellrocken-Anlagen  
3 eigene Sägewerke  
3 eigene Möbelauflösungen  
Eigenes Verkaufshaus in Annaberg  
Verkaufsbüro und Auslieferungslager in Leipzig

### Wichtige Daten aus der Geschichte der Fabrik

1850 Gründung durch Friedrich August Anger  
1878 Übernahme durch Julius Ottomar Anger  
1880 Uebersiedlung nach der sogenannten Lohmühle am Dürrenberg  
1891 Einführung von Dampfkraft, elektrischer Beleuchtung und Dampfheizung  
1905 Übernahme durch den jetzigen Inhaber Georg Kurt Anger  
1906 Errichtung eines viergeschossigen, 48 Meter langen Fabrikneubaus, Anschaffung neuer Dampfkessel und einer großen Zwillingsdampfmaschine  
1918 Bau einer Gleisan schlüß-Anlage  
1925 Kauf einer Reihe modernster Holzbearbeitungs-Maschinen  
1926 Errichtung eines 30 Meter langen Verwaltungs- und Lagergebäudes

### Fabrikations-Programm

Büromöbel in Eiche  
Kartemöbel in Eiche  
Herrenzimmer in Eiche  
Speisezimmer  
—  
Sprechmaschinen-Gehäuse  
Radioapparate-Gehäuse  
Lautsprecher-Gehäuse  
Radiomöbel  
—  
Nähmaschinennmöbel  
Pfarrkoffer

Möbelverkaufshaus  
**F. A. Anger & Sohn**  
Annaberg, Buchholzer Strasse 6  
Größtes Spezialhaus  
im oberen Erzgebirge

Besichtigung ohne Kaufzwang erbeten

Odeon-Musikhaus  
Annaberg, Buchholzer Strasse 6

Sprechmaschinen  
Schallplatten

und sämtliches Zubehör in größter Auswahl

Lieferung ins Haus durch eigene Lastautos

Annaberg  
Zweiggeschäft

**F. Leo Melzer**

Johstadt  
Fabrikgeschäft

Meine Spezialitäten:  
Leibwäsche  
Tischwäsche  
Bettwäsche  
Schürzen aller Art  
Stickereien, Klöppelspitzen usw.  
größte Auswahl zu billigsten Preisen  
Gardinen, Stores, Steppdecken, Tisch- und  
Divandecken, Wandbehänge etc.  
Herrenartikel, Unterzeuge, Strümpfe und Socken  
Morgenröcke, Schlafanzüge  
Extra-Größen sowie Anfertigung nach Maß bereitwilligst

Tel. 2551 u. 2552



# EMIL ALTMANN CROTTENDORF



Fernsprecher: 44 und 102  
Tel.-Adr.: Kunsiedezwirn

Gegründet im Jahre 1908  
Über 500 Arbeiter

## KUNSTSEIDEN- VEREDELUNGSWERKE

### Camillo Schreiber, Crottendorf i. E.

Blech- und Aluminiumwarenfabrik

Unter den in Crottendorf ansässigen Unternehmen der Haus- und Küchengeräte-Branche steht die Firma Camillo Schreiber mit an erster Stelle. Im Jahre 1903 war es, als der Gründer und Inhaber dieser Firma, Herr Camillo Schreiber, sich mit bescheidenen Mitteln selbstständig machte und zunächst im väterlichen Hause mit der Herstellung von Teigauslechformen begann. Die Werke fanden sehr bald Abnehmer und schon nach kurzer Zeit erwies sich der kleine Betrieb der einsetzenden Nachfrage nicht mehr gewachsen, so daß mehrere Leute eingestellt werden mußten, nachdem die Betriebsräume durch einen Anbau vergrößert worden waren. Gleichzeitig ging man allmählich zur Herstellung verwandelter Artikel über und legte damit den Grundstock zu neuen Betriebserweiterungen. Von nun an ging es unablässig vorwärts. Im Jahre 1906 erhielt das Wohnhaus einen zweistöckigen Fabrikantenbau, in dem der gesamte Betrieb untergebracht wurde. Zum Antrieb der gleichzeitig aufgestellten Gegenverpressen und sonstigen Maschinen wurde zunächst ein Gasmotor in Betrieb genommen. Mit der zunehmenden Belastung desselben machte sich jedoch schon nach wenigen Jahren die Anschaffung einer stärkeren Antriebskraft notwendig, die in Gestalt einer Heißdampflokomotive den Gasmotor ersetzte. Neben den Blechwaren nahm Herr Schreiber damals noch die Herstellung von Aluminium-Hochgeschirren auf, um sich die Vorteile dieser rasch aufzuhüllenden Industrie ebenfalls nutzbar zu machen. So erfuhr das Unternehmen bis zum Kriegsausbruch dank der damals so günstigen Konjunktur einen ständigen Aufschwung, der in der Vergrößerung der maschinellen Einrichtung, in den baulichen Erweiterungen der Arbeitsräume und in der wachsenden Arbeitserzahl (höchste Belegschaftsziffer 136) am deutlichsten zum Ausdruck kam. Während des Krieges und der folgenden Jahre ist das Unternehmen hauptsächlich unter der Beschäftigung der Rohmaterialien. Erst dann, als der Metallhandel wieder in normale Bahnen geleitet worden war, konnte sich der Betrieb aufs neue einfallen, sodass die Fabrikation nach Überwindung der unglücklichen Inflationsjahre bis heute auf gleichmäßiger Höhe geblieben ist. Zurzeit werden rund hundert Arbeiter und Angestellte beschäftigt, von denen eine Anzahl schon viele Jahre dem Betriebe angehört. — Ein Teil des Betriebes wurde vor einigen Jahren in dem neu erbauten Fabrikgebäude auf dem Grundstück der ehem. oberen Ziegelei untergebracht. Die Erzeugnisse, die zum größten Teile im Inland abgesetzt werden, sind folgende: Teigauslechformen, Back- u. Springformen, Frucht- u. Kartoffelpressen, Garnier- u. Konfektspritzen, Leibwärmer u. Wärmetafeln sowie sonstige einschlägige Artikel. Aluminiumhochgeschirre werden ebenfalls noch hergestellt, doch ist die Nachfrage bedeutend zurückgegangen. — Als neuer Zweig der Blechwarenfabrik ist die Herstellung von Sprechapparaten aufgenommen worden. Dieselben werden unter der Marke „Messa- gela“ D.R.G.M. in den Handel gebracht und finden sehr gute Aufnahme.

### Moritz Martin, Crottendorf i. E.

Baubeschläge-Fabrik und Eisengießerei



Das Unternehmen wurde im Jahre 1876 von Herrn Moritz Martin gegründet und nach dessen frühzeitigem Tode von 1886 bis 1915 von seinen beiden Söhnen gemeinsam in erfolgreicher Arbeit weitergeführt. In diesem Zeitpunkte trat der ältere Bruder, Herr Max Martin, anderer Unternehmungen wegen aus. Alleiniger Inhaber ist seitdem Herr Alfred Martin. — Der Betrieb hat sich in den 53 Jahren seines Bestehens mit zu einem der leistungsfähigsten Werke der Branche entwickelt. Mit Hilfe neuzeitlicher, maschineller Einrichtungen werden in der Fabrik und der damit verbundenen Eisengießerei hauptsächlich eiserne Fenster- und Türbeschläge, aber auch sonstige Massenartikel hergestellt.

Dank des Grundsatzes, nur Qualitätsware zu liefern, hat sich die Firma einen guten Ruf bei ihren Abnehmern gesichert, deren Kreis sich über ganz Deutschland erstreckt und sich ständig erweitert



## Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges

**Ernst**  
Schleitau



**Scharf**  
Erzgebirge

Likör-Fabrik

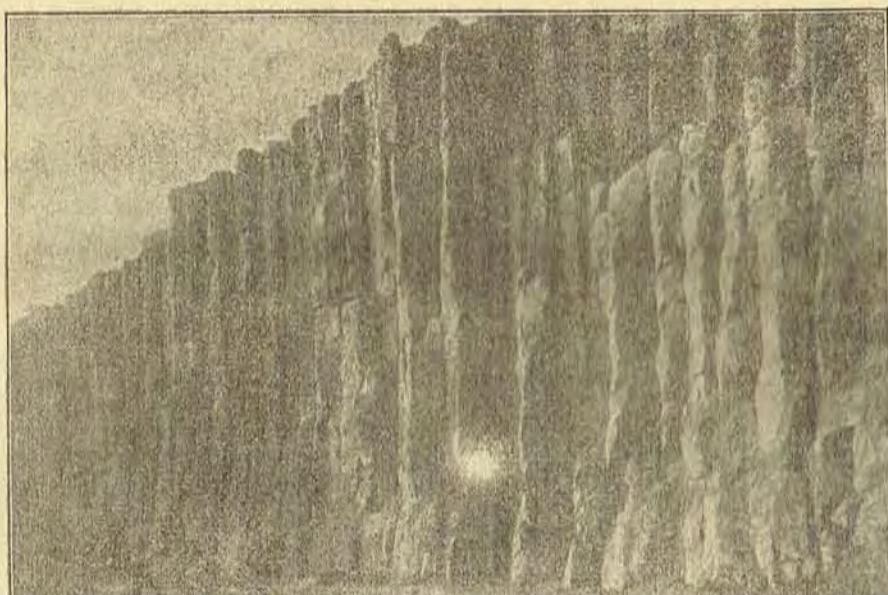
Spezialfabrikation von feinsten Edellikören

Hausmarken:

**Schleitauer Schloßtropfen / Fichtelberg Gold / Bärensteiner Edelbitter**

Höchste Prämiierungen in Dresden, Chemnitz, Eilenburg, Altenburg etc.

## H. KREBS SCHOTTER-, PFLASTER- UND SANDWERKE



**Granitwerk Oberschlema**  
Fernruf Nr. 837 Amt Schneeberg  
**Basalt- und Sandwerk Scheibenberg**  
Fernruf Nr. 37 Amt Scheibenberg (Steinbr.)  
Fernruf Nr. 337 Amt Schneeberg  
**Grünsteinwerk Neumark i. Sa.**  
Fernruf Nr. 2  
**Grünsteinwerk Triebes (Thüringen)**  
Fernruf Nr. 2413 Amt Gera (Thüringen)  
Fernruf Nr. 34 Amt Triebes (Steinbr.)  
**Grünsteinwerk Tharandt**  
Fernruf Nr. 466  
**Grünsteinwerk Rodewisch**  
Fernruf Nr. 2 Amt Neumark  
**Syenitwerk Riesa**  
Fernruf Nr. 183  
**Mittweidaer Granitwerke A.-G.**  
Fernruf Nr. 11  
**Dioritwerke Passau**  
Fernruf Nr.  
**Steinbruch Wünschendorf (Elster)**  
Fernruf Nr. 2413 Amt Gera (Thüringen)

### Etwas von der Strassenbaustoff-Industrie im Erzgebirge

Die Firma H. Krebs, begründet zu Neumark i. Sa. im Jahre 1855, hat seit fast zwei Jahrzehnten ihr Tätigkeitsfeld nach dem Erzgebirge zu ausgedehnt.

**In Scheibenberg** hat diese alte Firma durch den Abbau der Orgelpfeifen einen Strassenbaustein gewonnen, der, unter Ausschaltung erheblicher Frachtkosten, den Bau guter und billiger Straßen ermöglicht und ein einheimisches Material an die Stelle setzt von ausländischem, das bis dahin den Markt beherrscht hatte. Die anfängliche Befürchtung, der Steinbruch würde das Landschaftsbild zerstören, ist verflogen angesichts der Tatsache, dass die Säulen höher und ragender geworden sind und frei dastehen und ein imposanteres Bild geschaffen haben als man je für möglich hielt.

**In Oberschlema** dem Radiumbad, nahe der alten Bergstadt Schneeberg, baut die Firma H. Krebs Granit und Hornfels vom Gleesberg ab. Während am Scheibenberge seit etwa 75 Jahren Steinbruch betrieben wird, ist der Bruch am Gleesberg wesentlich älter. Er ist durch manche Hand gegangen, ehe die Firma H. Krebs ihn ihren Unternehmungen angegliedert hat.

Wird in Scheibenberg nur Hartschotter, Grobsplitt, Feinsplitt und Sand erzeugt, so in Oberschlema neben diesen Brecherprodukten auch noch ein beliebtes Kleinpflaster und Bruchsteinsockel für den Hausbau.

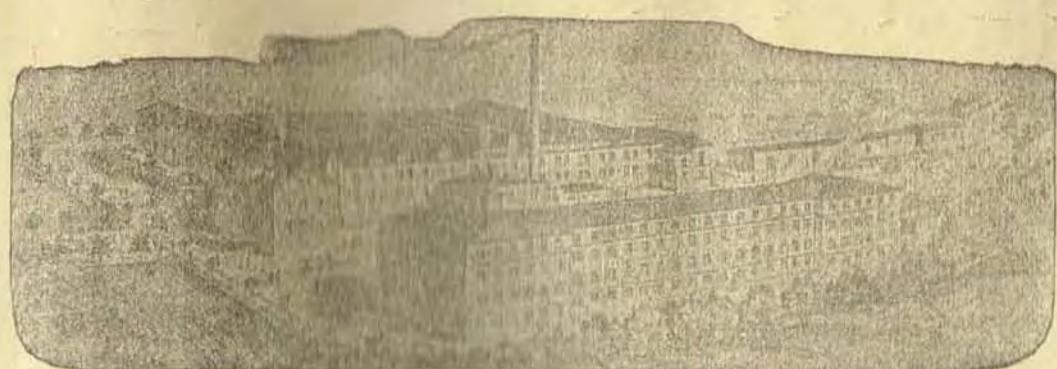
Ehe die Firma H. Krebs eigene Steinbrüche in Scheibenberg und Oberschlema betrieb, hat sie aus ihren Vogtländischen, Thüringischen und Lausitzer Werken schon Basalt und den sehr beliebten Diabas für Erzgebirgs-Strassen geliefert — wenn auch in sehr erheblichem Ausmass — jetzt kommt die Frachtersparnis den Abnehmern zugute.

**„Dienst am Kunden“** ein Wort, das heute zum Schlagwort geworden ist, ist seit Bestehen der Firma H. Krebs ihr leitender Gedanke, die Richtschnur ihres Handelns. Sie ist sich voll bewusst, welche volkswirtschaftliche Mission ein solches Unternehmen hat und hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Steinverbrauchern nur geeignetes Material bester Beschaffenheit zu liefern. Das Vertrauen ihrer Kunden ist ihr die beste Genugtuung für ihr Schaffen.

# Erzgebirgische Textilwerke Aktiengesellschaft, Cranzahl Erzg.

Fernsprecher:  
Amt Annaberg Nr. 2641 und 2642  
Amt Cranzahl Nr. 71

Telegramm-Adresse:  
Textilwerke Cranzahl



Kunstseiden-Zwirnerei / Trikotstoff, Tüll- und Netzfabrik / Eigene Färberei und Appretur

## Harnisch & Co. G. m. b. H. Neudorf i. Erzg.

### KNOPFFABRIK

Knöpfe, Gürtelschnallen, Agraßen und verwandte Artikel aus Kunsthorn hergestellt.  
„Gemma“ Eingetragene Fabrikmarke

Das im Jahre 1919 gegründete Unternehmen hat sich aus kleinen Anfängen heraus entwickelt und nimmt heute eine führende Stellung der Branche ein. Zuerst galt es der Fabrikation von Druckknöpfen und kunstseidenen Tressenknöpfen, doch wurde im Jahre 1920 die Fabrikation von Knöpfen, Gürtelschnallen und Agraßen, aus Kunsthorn hergestellt, aufgenommen. Zur Verarbeitung gelangen nur die qualitativ besten Kunsthorn-Marken. Die Qualitätsware der Harnisch & Co. vermöchte sich im harten Konkurrenzkampf nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande erfolgreich durchzusetzen und genießt heute Weltruf.



## Gebrüder Göbel Cranzahl

Posamenten-Fabrik

Gegründet 1899

### Spezialitäten:

Tressen, Schnuren, Litzen, Spitzen  
Besatzartikel und Galons



## Spindel- und Spinnflügelfabrik Aktiengesellschaft Neudorf i. Erzgeb.



Größte  
Spezialfabrik  
für Spindeln und  
Flügel jeder Art, sowie  
sonstige Ersatzteile für Spinne-  
reien und die Textilveredlungs-  
Industrie

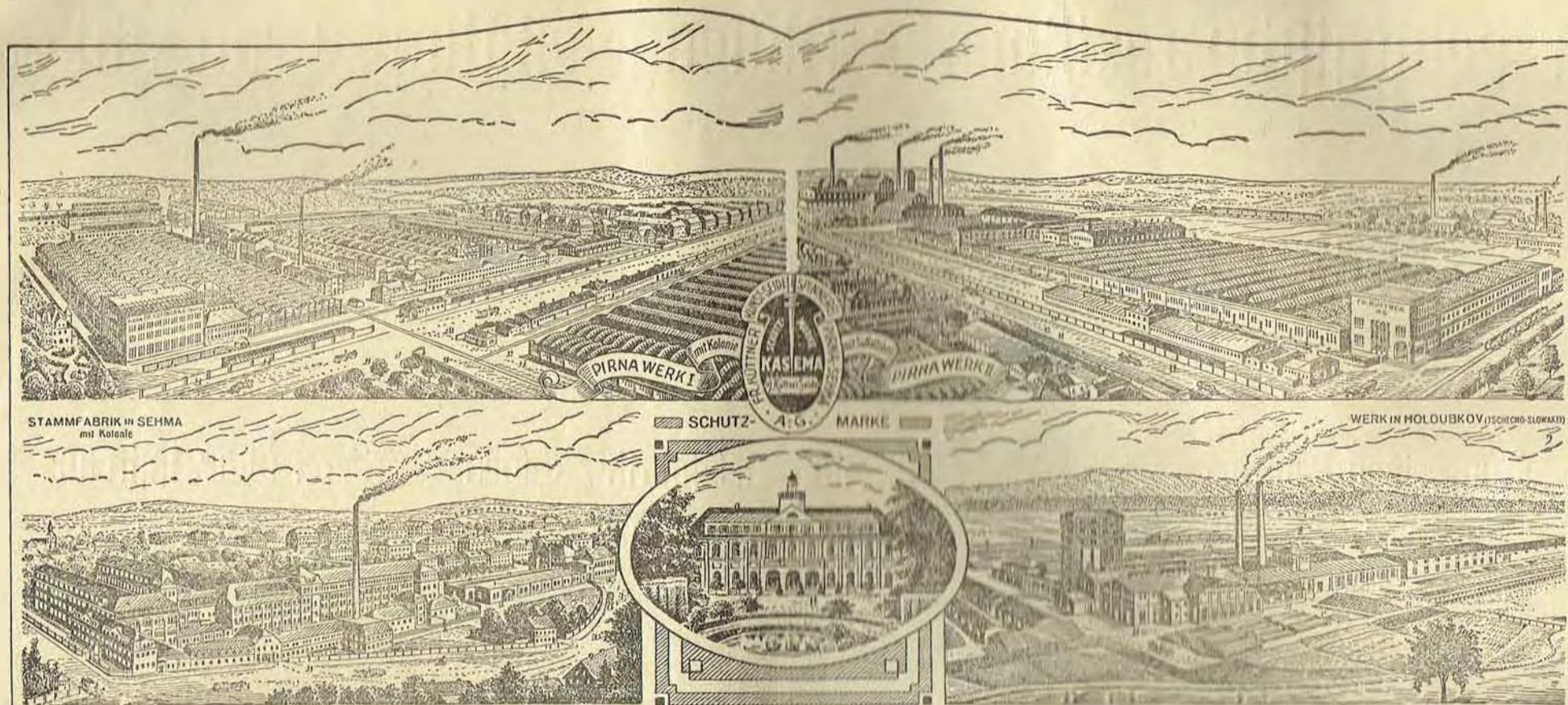
## Langer & Beyreuther • Cranzahl i. E. Posamenten- und Besatzartikelfabrik

Telegrammadresse: Beyreuther Cranzahl  
Telefon Amt Annaberg-Buchholz Nr. 2777

Gegründet im Jahre 1908

Spezialität: Kunstseidene Tressen, Spitzen, Lacets, Soutaches

## Aus der Industrie-Geschichte des gesamten Erzgebirges



### FR. KÜTTNER A. G.

KUNSTSEIDEN-SPINNEREIEN NACH DEM VISCOS-E-KUPFERVERFAHREN IN PIRNA / E. Gegründet 1820 KUNSTSEIDEN-ZWIRNEREI-SPULEREI U. FÄRBEREI IN SEHMA/ERZG.

Die Firma Fr. Küttner, Sehma kann demnächst auf ihr 110jähriges Bestehen zurückblicken. Ein ehrwürdiges Alter im Industrieleben eines Landes, dessen sich nur wenige Firmen erfreuen können! Wohl kaum hat sich der Gründer Friedrich Christian Küttner in Gedanken vorgestellt, welche Ausdehnung seine kleine Zwigmühle dereinst gewinnen, und zu welcher Bedeutung die von ihm gegründete Firma im Wirtschaftsleben der engeren und weiteren Heimat einst gelangen würde! — Tempora mutantur! — Aus der durch ein Wasserrad im Sehmbach betriebenen kleinen Spulerei und den beiden hölzernen Zwigmaschinen, welche die erzgebirgische Spigenklöpfelei mit Leinenzwirnen versorgte, wurde ein Weltunternehmen, aus dem bescheidenen Fabrikanten von ehemals Industrieführer mit einer Verantwortung für viele tausend Arbeiter. — Ein kurzer geschichtlicher Rückblick zeigt die Entwicklung des Unternehmens.

Nach Friedrich Christian Küttner, dem Begründer der Firma, übernahm dessen Sohn, Friedrich Wilhelm im Jahre 1837 das Geschäft, das sich, als mit der Krinoline die Posamentenindustrie in Blüte kam, mehr und mehr entwickelte. Eine Generation lang leitete Friedrich Wilhelm seine Fabrik durch gute und schlechte Jahre hindurch, und als bei seinem Ableben sein Sohn Friedrich Richard 1870 die Firma übernahm, war diese durch die wiederholten Erweiterungen zu einem bedeutenden Unternehmen des Obererzgebirges herangewachsen. Unter der schöpferischen Leitung Richard Küttner's gewann die Firma Küttner in dem dem deutsch-französischen Krieg folgenden Jahrzehnt immer mehr an Boden. Neben der Baumwolle wurde Seide aufgenommen und um 1890 herum auch Kunstseide, das damals noch neue Material für die Posamentenindustrie. — Rasch dehnte sich das Handelsgeschäft in roher Strangkunstseide und die Veredlung zu gezwirnten und gefärbten Garnen zu Stickerei und anderen Zwecken aus, und als im Jahre 1906 Friedrich Richard Küttner seinem Sohn Hugo die Weiterführung der Fabrik überließ, waren in rastlosem Schaffen die Mittel angesammelt worden, ohne welche die genialen Pläne des Sohnes nicht hätten verwirklicht werden können. Hugo Küttner hatte mit weitschauendem Blick erkannt, daß der Kunstseide die Zukunft gehört, was ihn bewog, in den Jahren 1908/09 in Pirna eine eigene Spinnerei ins Leben zu rufen. Diese wurde für das Chardonnet-Verfahren eingerichtet, doch ergab sich nach Vollendung der Anlage, daß sich im Welthandel die Viscose-Kunstseide nicht allein infolge ihrer geringeren Gestehungskosten und ungefährlicheren Herstellung, sondern auch ihrer Schönheit wegen den Vorrang vor der Chardonnet-Kunstseide erobert hatte. Schnell entschlossen wurde die schon in Betrieb gesetzte neue Spinnereianlage auf das Viscoseverfahren umgestellt; gewiß eine enorme technische Umwälzung angesichts dessen, daß fast sämtliche

Spezialmaschinen und Apparate entfernt und durch neue ersetzt, die Bauten erweitert und die Dampfkesselanlagen vergrößert werden mußten. Aber schon Mitte 1910 konnte die neue Küttner-Fabrik als die älteste deutsche Viscosespinnerei mit einer guten Viscose-Kunstseide auf dem Markt erscheinen, und von da ab begann der Siegeszug der Küttner-Seide, der „Kasema“, auf dem Weltkunstseidenmarkt.

Kaum ist einem Artikel ein größerer Erfolg beschieden gewesen, als dieser Kunstseide, die sich in Gemeinschaft mit den besten Konkurrenzmarken in der kurzen Zeit, — wenn man von den Kriegsjahren, die eine allgemeine Einschränkung der Kunstseidenfabrikation brachten, absieht — fast alle Gebiete der Textilindustrie erobert hat. Heute wird Küttner-Kasema-Seide als eine der führenden Qualitätsmarken in einer Jahresmenge von über 3000000 Kilogramm in der Weberei, Wirkerei, Strickerei, in der Posamentenherstellung, in der Stickerei, Band- und Gardinenfabrikation verwendet.

Durch die großen Erfolge auf dem Gebiete der Viscosekunstseidenfabrikation ermutigt, hat Herr Küttner vor einigen Jahren seinen Werken in Pirna eine neue Spinnerei angegliedert, wo nach dem Kupfer-Ammoniak-Verfahren gesponnen wird. Seitdem ist auch in dieser neuen Anlage die Produktionskapazität infolge des stark steigenden Bedarfs nach Küttner-Kupferseide-Zellvag dauernd vergrößert worden. Dieses feinfädige, unendlich weiche, trameidenähnliche Gespinst wird heute mit Vorliebe zur Herstellung hochwertiger Damenstrümpfe verwendet, die den reinseidenen Strümpfen sowohl was Glanz, als auch Haltbarkeit beim Waschen anbetrifft, kaum nachstehen. Ueberall in der Damenwelt sind heute diese Strümpfe bekannt und beliebt. Auch wird aus Küttner-Kupferseide elegante Damenwäsche, die sich beim Tragen als sehr hygienisch erwiesen hat, fabriziert.

Mit der gewaltigen Ausdehnung der Spinnereianlagen in Pirna hat auch die Erweiterung des Veredelungswerkes im Stammhaus Sehma gleichen Schritt gehalten. Hier werden in der Färberei, Zwirnerei und Spulerei mehr als 1000 Arbeiter beschäftigt. Sehma ist auch Verkaufszentrale geblieben, von hier aus spinnen sich die weitverzweigten Fäden des Kunstseidenhandels nach allen Teilen des Erdballes.

So sehen wir das Küttner-Werk im oberen Erzgebirge mit den ihm angeschlossenen Spinnereien in Pirna als Mittelpunkt einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung. Möge dem Werk Hugo Küttner's und seiner Väter, die es begründeten und im Geiste unserer engeren erzgebirgischen Heimat fortführten, eine weitere gedeihliche Entwicklung beschieden sein!

Crescat et floreat!

## Aus der Bezirksstadt Annaberg

Es muß ein Bild vom alten Meister Menzel sein, das mir immer vorleuchtet, wenn ich an die Bunttheit deines Lebens und Treibens denke, liebes, altes Annaberg: Ein Markt, eingehüllt durch hochragende Patrizierhäuser schirmende Bedächtigkeit und angefüllt mit dem kunterbuntesten Durcheinander von Farben, — Wochenmarktsfarbenrausch und bunte Schülermühen, und dann die kleinen Mädels! Lustig, lustig, alles in Bewegung, alles in Freude. So schaust du aus, erlebnisreicher Marktplatz, wenn sommerlich Glänzen von St. Annens Turmknopf herunterpringt in dein Gewühl, und die gute Barbara verstehtend-weise die süßen Geheimnisse des Jungvolkes, das sich „zufällig“ an ihrem Brunnen trifft, für sich behält. — Wie lobst du aber auch, wenn im Glitzerglanz des Christmarktes ein grüner Wald von Weihnachtsbäumen die Budenreihen säumt und schenkungsselige Menschlein durch die engen Brettergassen sich drängen, wo Meister Lahl und die vielen anderen guten Betannten für Weihnachtsberg und Pyramide Himmel und Erde bereit halten in kostlicher Auswahl Erzgebirgszauber, der nie wunderbarer aufleuchtet als ums Christfest! — Und dann die „Buchholzer“ dazu! Die enge Straße, die unsere Alten respektvoll die „Buchholzer Gäß“ nennen, und in der sich das ganze Deutschland, ja die ganze Welt treffen, soweit sie an Polamenten und Fransen und Gorl Freude haben, sifft keine Überhebung, wenn man stolz Annaberg als Welthandelsplatz bezeichnet für diese Dinge! Nur daß Paris, die „Konkurrenz“, ein klein wenig größer sein soll und ein wenig mehr Vergnügen bietet; das ist aber auch gleich alles. Wenn es aber auf die Güte der Erzeugnisse ankommt, braucht sich unsere Industrie wahrlich nicht zu verstecken! — Die „Buchholzer“! Wie sich doch alte, Männlein und Weiblein, durchzwingen, als ob es nicht auch breitere Straßen in der Stadt gäbel. Aber nein, ohne „Buchholzer“ kein Annaberg! Was schiebt sich da nicht alles durcheinander: begüterte Fabrikanten knattern mit dem Auto durch die Mitte, unermüdet oft gehindert durch rassende Lastwagen oder fluchende Kutscher, die die vielen Läden und Lädchen mit neuer Ware füllen sollen. Auf den Bürgersteigen aber eilen die ewig keine Zeit habenden „Verleger“ mit großen und kleinen Paketen hin und her und können es nicht verstehen, wie sich immer wieder Menschen stauen vor den Schaufenstern, und wie immer wieder halbflügiges Jungvolk flirtend inmitten der arbeitsamen Stadt sich sorglos seiner Jugend freut. Und da zwischen mit großer Ruhe und großen Markttächen die Leutchen „vom Lande“, die in der Hauptstadt der Heimat große und kleine, nötige und — auch sehr unnötige Einkäufe besorgen. Nach getaner „Arbeit“ aber trifft sich Stadt und Land in den verschiedenen altbekannten Gaststätten, als da sind — doch nein, sucht sie selbst euch zusammen; den Reiz dürft ihr euch nicht entgehen lassen. — Und über allem Gewimmel wacht Tag und Nacht die gewaltige St. Annenkirche getreulich und unterstützt von den kleineren Schwestern am Markt und draußen am Friedhofe. Chrürdiges Alter und leuchtende Schönheit im Innern klingen zusammen zu einem unvergleichlichen Eindruck, der immer neu und gleich wichtig auch den überkommt, der jahrlang jeden Sonntag in der Hauptkirche weilt. Annenkirchen-Romantik aber lockt mit tausend Widerhallen und jubelt auf mit tausend Stimmen, als jüngst Anton Bruckners Werk in ihr widerklang! Ich glaub', der alte Meister Anton droben hat den Gottvater selbst bei der Hand genommen und ihn hinuntergewiesen auf das schneeverbrämte Bergstädtel, aus dessen Kirche goldene Fülle herauftschwang aus Menschenmünd und Orgelkrausen und Orchesterklang: Gottesdienst, wie er hehrer und feinerfassender nicht gedacht werden kann. Und als ich am Abend heimfuhr, den zackengeisternden Greifensteinen zu, da lag die liebe Stadt weißverschneit an der Brust des dunkelverdämmernden Böhlberges, wie ein braves Kind nach wohlerfüllter Arbeit am Mutterherzen sich freut. Aus dem Häuerdunkel aber wirkten tausend Lichter Abschiedsgruß, und wie eine Perlenkette ließ die beleuchtete Böhlbergstraße geradewegs in den blauschwarzen Himmel hinein! Mir aber ward's zum Gleichnis dafür, wie die Stadt des eisigen Gewerbsleibes es versteht, den schönen, altagauflösenden Künsten eine Heimatstatt zu geben und dadurch selbst sich mit tausend Ketten an den Himmel zu binden.

Guido Wolf Günther.

Die Reichs- und Staatsbehörden  
Presse und Justiz

Von Amtsgerichtsdirektor Reichert, Annaberg.

Jeder gewissenhafte Leser einer Tageszeitung sollte zuerst die amtlichen Bekanntmachungen lesen, beeinflußt doch vielfach ihr Inhalt sein Vermögen, seine Handlungen, sein gesamtes Verhalten. Unter ihnen nehmen die Veröffentlichungen der Justizbehörden einen wichtigen Platz ein, vornehmlich Bekanntmachungen in Konkurs- und Vergleichsverfahren, von Zwangsversteigerungen, von Eintragungen ins Handelsregister. Namentlich die letzteren sind wichtig, weil sich an ihre Kenntnisnahme oder an ihr Wissen vielfach bedeutsame rechtliche Folgen knüpfen. Doch berühren diese Veröffentlichungen in der Regel nur einen beschränkten Kreis von Personen. Allgemeines Interesse

bringen die Leser der Zeitung den Berichterstattungen über die großen Strafprozesse entgegen, die sich gerade in den letzten Jahren bis in die jüngste Vergangenheit gehäuft haben. Wenn bisher manche Hausfrau, nachdem sie die Familiennachrichten und die Geschäftsanzeigen auf günstige Einkaufsgelegenheiten hin durchgesehen hatte, sich der Lektüre des Romans mit Spannung hingab, so kann sie jetzt kaum den Bericht über den jüngsten Verhandlungstag des gerade schwelbenden, interessanten Prozesses erwarten. Das hat den Vorteil, daß mancher den Gang eines Prozesses, der ihm bisher ein Buch mit sieben Siegeln war, nun kennenlernt, aber auch erfährt, mit welchen Schwierigkeiten die Erforschung und Ermittlung der Wahrheit und damit die Fällung eines gerechten Urteils verbunden ist. Er wird in Zukunft manche ungerechtfertigte Kritik einer gerichtlichen Entscheidung

ohne Kenntnis des festgestellten Tatbestandes unterlassen. Die ausführliche Berichterstattung über gerichtliche Verhandlungen hat aber auch den Nachteil, daß das Aufrollen von Familien- oder geschäftlichen Verhältnissen in aller Breite dem Unschuldigen oder anderen an der Straftat Unbeteiligten schwere, nicht wieder gutzumachende Schäden verursacht. Der Bericht bereitet aber auch den Boden, auf dem die unheilvolle Saat in unreifen, innerlich nicht gefestigten Menschen und verbrecherisch veranlagten Naturen aufgehen kann, ganz zu schweigen von den Verlustungen, die das Lesen von Berichten über Sexualprozesse in den Seelen der heranwachsenden Jugend anrichten kann. Wohl von diesen Erwägungen ausgehend, berichtet die sogen. Provinzprese von den großen großstädtischen Prozessen nur auszugsweise und von den bei den Provinzgerichten zur Verhandlung kommenden Straffällen nur ausnahmsweise.

Da der Allgemeinheit leider bisher in der Regel die Kenntnis der Gerichtsverfassung und der wesentlichen Grundbegriffe der Prozeßverfahren fehlt, so wäre es sehr erwünscht, wenn in der Presse vollständig geschriebene Aufsätze über wichtige, alltäglich vorkommende Fragen des Rechtslebens erscheinen würden. Was die Richter anlangt, so steht ihrer Belästigung in dieser Richtung einmal die allgemein bekannte starke amtliche Belastung entgegen, dann aber auch in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle das Fehlen der journalistischen Begabung, da der Richter von Beruf wegen an einen knappen und streng sachlichen Stil gewöhnt ist.

Vor nicht allzulanger Zeit spielte das Schlagwort von der Vertrauenskrise der Justiz eine große Rolle in Tagespresse und Parlament. Ob das damit über die Rechtspflege geprochene harte Urteil gerechtfertigt war, oder ob nicht Einzelfälle in un-

